Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Die
Alten und die Neuen.

<36602346320013

Die

Alten und die Neuen.

Roman

von

M. Kautsky.

Erster Band.

Leipzig.
Carl Reißner.
1885.

Erstes Kapitel.

Zwei junge Männer kamen im glühenden Nachmittags-Sonnenschein die Bergstraße einhergeschritten. Von dem Alpenkurorte Solenbad ausgehend, befanden sie sich jezt nach dreistündiger Wanderung inmitten der Riesen des Hochgebirgs, und sie eilten dem bergumschlossenen See entgegen, an dessen Ufern sich in einsamer Oede der Flecken Amsee erhebt. Der Schritt der beiden war elastisch und weitausgreifend, ihre Haltung frei und kräftig. Sie hatten die Lodenjoppen ausgezogen und über die Schultern geworfen und die rauhen Hüte weit aus dem Gesichte und gegen den Nacken zurückgeschoben.

Beide schlank und von Mittelgröße, waren sie in Kleidung und Wuchs kaum zu unterscheiden. Auch im Alter mochten sie gleich sein, aber näher betrachtet, trat bei dem einen, Arnold Lefebre, eine geistige Distinktion unverkennbar hervor, die durch seine Schönheit ein noch auffallenderes Relief erhielt.

Er sprach lebhaft und schien seinem Gefährten, dem Arbeiter Valentin Hofer, etwas zu erklären, zu erläutern. Seine braunen Augen, die tief, gleichsam ihr Feuer zurückdrängend, unter kaum geschwungenen Brauen lagen, zeigten jenen durchgeistigten Ausdruck und jene stets bereite Teilnahme eines leicht erregbaren Naturells. Und wenn die obere Partie des schönen Kopfes zu ernst und bedeutend für seine Jahre erschien, so zeigte das Lächeln um den weichen, fast sinnlich geschwellten Mund doch all den Frohsinn der Jugend.

Dem Valentin fehlte dieser sicher nicht. Alles an ihm zeigte eine köstliche, frische Naivetät. Er horchte auf die Mitteilungen des andern, aber etwas Keckliches zuckte ihm dabei

um die Mundwinkel und sprühte aus den lichten blauen Augen, die in aufdämmernder Intelligenz neugierig und lernbegierig sich in der Welt umsahen, als würden sie es vorziehen, alle Eindrücke von außen zu erhalten.

Sein Gang zeigte die Geschmeidigkeit des Gebirgsbewohners; im ganzen hatte er aber den schon mehr städtischen als bäuerlichen Anstrich, den die Arbeiter in größeren industriellen Etablissements so schnell sich anzueignen wissen. Jezt unterbrach er die Ausführungen Arnolds und vertraulich, in jäher Lustigkeit, warf er den Arm um seinen Hals.

„Paß' auf“, rief er, „jezt sind wir gleich um den Felsvorsprung herum und dann schimmert dir das Wasser entgegen. Wir sind am See. Juhu!“

Er stieß den Gebirgsjauchzer aus.

„Wir haben noch eine halbe Stunde den See entlang zu gehen, ehe wir unser Ziel erreichen,“ entgegnete in halber Frage der andere.

„Das schon, aber wir sind dann im Schatten des Salzbergs und dies Schwizen hat ein Ende.“

Sie umfaßten sich und im Schnellschritt gings die Anhöhe hinab. Da unten winkte der Schatten einiger Linden und Erlen und zwischen den Bäumen erblickte man die weißen Mauern einer Mühle, deren Räderwerk von dem Bergbache getrieben wurde, welcher an dieser Stelle in den See mündete.

Der Müller, eine behäbige Gestalt, stand, die Hände auf dem Rücken, vor dem Tor.

„Grüß Gott, Valentin,“ rief er nickend herüber, nachdem ihn dieser schon von ferne durch ein lebhaftes Hutschwenken begrüßt hatte; „na, stellst dich bei mir ein? das Bier ist frisch.“

„'s geht nicht, wir habens furchtbar eilig,“ lautete die Antwort Valentins, der mit seinem Gefährten rasch herankam.

„Kannst es nicht erwarten, deine Alte zu sehen?“ lachte der Müller, „oder kommst vielleicht wegen einer Jungen? Da thät'st mir leid,“ fügte er neckend hinzu, „denn alles, was von saubern Dirndln im Ort ist, ist jezt auf der Alm.“

„Wer weiß,“ entgegnete Valentin pfiffig, und sich hierauf mit einem noch schlauern Lächeln dem Genossen zuwendend,

„aber meinst nicht, Arnold, da wir doch einmal da sind und das Bier so frisch ist —“ er schnalzte mit der Zunge.

„Ich bin's zufrieden,“ erwiderte der Gefragte mit zustimmender Munterkeit.

„Also geschwind, zwei Krügel!“

„Drei Krügel frisches,“ rief der Müller mit Stentorstimme ins Haus hinein, und sich hierauf mit einem neugierigen Frageblick an Arnold wendend: „Der Herr ist wohl hier fremd, hat unser Bier noch nicht gekostet?“

Der Angeredete nickte bejahend:

„Doch, Herr Müller, wir haben in Solenbad dasselbe und ich bin nicht zum erstenmal in der Gegend.“

„Solenbad ist sein Geburtsort,“ bemerkte Valentin, „wir sind alte Kameraden von früher her, sind bei einem Meister in der Lehre gestanden. Da habens uns den Arnold eines schönen Tags aus der Werkstatt g'holt, weil sich sein Herr Vater plözlich erinnern tät, daß er einen Sohn hat. Wir haben uns dann lang' nicht g'sehn, er hat studirt, ist Doktor worden, aber im Grunde ist er doch der Alte geblieben.“ Er gab ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter, damit seine Behauptung gleichsam unterstüzend. Arnold lachte über den lustigen Schwäzer; der Müller aber, der nicht wußte, inwieweit er dem Schalk Glauben schenken durfte, hatte nur ein pfiffiges Lächeln. Nun wurde das Bier gebracht, und jeder von ihnen und auch der Müller griff mit sichtlichem Behagen nach dem Glase, in dem das erfrischende Getränk moussirte und überschäumte. Die Neugierde des Müllers war indes nicht wenig erregt worden, er hätte über den schmucken Doktor gerne noch mehr erfahren, aber die jungen Männer hielten ihm nicht Stand; sie zahlten und entfernten sich rasch.

Bald waren sie um den vorspringenden Felsen herumgekommen und der See lag nun in seiner ganzen beträchtlichen Ausdehnung vor ihnen.

Es war ein Bild großartiger Bergnatur, das in seiner ernsten, düstern Schönheit einen unbeschreiblich tiefen Eindruck hervorbrachte. Der dunkle, tiefgrüne Bergsee war ringsum eingeschlossen von hohen, senkrecht ansteigenden Felswänden. In grotesken Formen, gezackt und zerklüftet, strebten sie himmelan

und ihre Spizen und Kämme, in bläulichen Duft gehüllt, hoben sich zart und doch in bestimmter Kontur von dem noch blaueren, leuchtenden Firmament.

Die Sonne neigte sich hinter den Salzberg. Die Hälfte des See's lag bereits in seinem Schatten, um so heller erschienen die Berge des gegenüberliegenden Ufers, die, von Vegetation entblößt, graues, vielfach abgetontes Gestein zeigten, und um so schimmernder, smaragdfarbig licht erschien die sonnenbeschienene Wasserfläche.

Magische Lichteffekte rieselten mit den Wellen darüber hin, sprühten auf und versanken, um glizernd aufs neue aufzutauchen.

Arnold blieb stehen. Er war überrascht und gefesselt von der Romantik dieses Ortes und seiner seltsam düstern Oede.

Hier schien alles zu fehlen, was menschliches Behagen schafft; hier war kein Boden, um ihn zu bebauen, kein ebener Fleck Erde, um seine Hütte darauf zu stellen, und doch war auch diese Oede bevölkert und war es schon vor zweitausend Jahren gewesen, wo die aus Gallien zurückflutenden Kelten hier eine Niederlassung gegründet, und, die ersten, den Bergbau begonnen hatten.

Die Straße, die längs der Felswände hinführte, lag wohl 40 Fuß hoch über dem Spiegel des Sees. Durch Dynamit war sie den steilabfallenden Wänden des Salzberges abgerungen worden. Sie führte bis zu den ersten Häusern des Marktes Amsee, und bis dahin war es möglich, einen Wagen zu benüzen. Der Ort selbst baute sich vom See terrassenartig aufwärts. Gleich Vogelnestern klebten die dunklen hölzernen Hütten an den Abhängen und der Zugang zu ihnen war nur durch zahlreiche, ganz regellose und in die Felsen gehauene Treppen ermöglicht. Dergestalt war eine Kommunikation mit Amsee nur zu Wasser durchführbar, und nur vom See aus konnte man den Ort in seiner eigentümlichen Anlage übersehen.

Man bemerkte über ihm kräftig sprießenden Wald, der am Salzberg bis zu jener ansehnlichen Höhe sich fortpflanzte, wo die Stollen in das Innere des Salzbergwerks führen und die Arbeitshäuser stehen, die die Woche über den Bergarbeitern zur Unterkunft dienen.

Am Südende des Sees, zwischen dem Salzberg und dem 7000 Fuß hohen Plattenberge öffnete sich ein Talspalt, den ein wildschäumendes Gebirgswasser, der Waldbach genannt, durchströmt, um sich in den See zu ergießen.

Eine zweite Ortschaft, die Lahn, lehnt sich an die steilen Felswände des Plattenberges.

Hier befinden sich Thon-Schieferlager, und den Sommer über ist hier ein Tagbau eingerichtet.

Das Recht zu schürfen war vor einigen hundert Jahren einigen Kolonisten mit manchen andern Rechten verliehen worden; damals fühlte man sich veranlaßt, den Arbeitern, die man dauernd in diese Bergwildnis bannen wollte, allerlei Konzessionen zu machen und ihnen sichere Garantien für ihre Existenz zu bieten. In unserer Zeit ist man anderer Meinung. Vor kurzem hatte das Forst-Aerar diese Servitute um ein billiges abgelöst und hatte auf eigene Rechnung den Bau begonnen, immer mit einer äußerst beschränkten Zahl von Arbeitern, da man dem ebenfalls ärarischen Salzbergwerk keine Konkurrenz machen und die Nachfrage nach Arbeitern an Ort und Stelle nicht erhöhen wollte.

Im Vorwärtsschreiten hatte Arnold seinen Gefährten über die topographischen und ökonomischen Verhältnisse von Amsee ausgefragt und aus seinen oft unterbrochenen, häufig abschweifenden Darstellungen sich den Sachverhalt ungefähr richtig zusammengestellt.

„Alle Kultur, Industrie und Verkehr beschränken sich also auf dieses eine Ufer des Sees, wo der Salz- und Plattenberg sich erheben?“ fragte er weiter, „und das gegenüber liegende ist unbewohnt und wüste geblieben?“

„Freilich,“ erwiderte Valentin, da drüben ist nichts zu holen; Boden ist auch keiner zum Anbau, und die Felswände sind noch schroffer, und die Tannen, die drauf wachsen, wagt keiner zu fällen.“

„Aber diese kleine Landzunge ist üppig bewachsen; es ist wohl angeschwemmtes Terrain, und auf den Felsen drüber erhebt sich kräftiger Baumwuchs, einige herrliche Gruppen. Einer, dem es so recht um Ruhe und Einsamkeit zu tun wäre, der könnte immerhin auf die Idee kommen, auf dem jenseitigen Ufer sich niederzulassen.“

„Nun, einer hat auch diese Idee gehabt," bemerkte Valentin schmunzelnd, „und dieser eine ist just dein Bekannter, Herr Marr, und er hat zugleich den Mut gehabt, sie auszuführen."

Arnold blieb überrascht stehen, und mit der Hand über den See weisend, fragte er: „Drüben wohnt Herr Marr?"

„Ja, und da du ihn besuchen willst, so kannst du dich von der Lahn aus überfahren lassen. Aber vorher kommst du noch zu uns, du willst ja meinen Bruder, den Georg, kennen lernen; heut' ist Freitag, da kommen die Salzarbeiter frühzeitig vom Berg herunter; vielleicht ist er schon zu Haus, der rudert dich dann hinüber, der weiß drüben Bescheid."

„Aber ich kann Marrs Wohnsiz nicht erblicken."

„Weil er hinter den Bäumen versteckt ist, aber wir sind gleich bei der Kirche, und trittst du da auf die Felsenterrasse heraus, so hast du die englische Villa gerade vor dir liegen."

„Die englische Villa?"

„Wir nennen sie hier so, weil Herr Marr mit seiner Tochter von England gekommen ist."

Arnold nickte. „Er hat eine Tochter, ich erinnere mich, ein kleines blondes Mädchen."

„Das nun schon ganz erwachsen aussieht."

Der junge Arbeiter warf den Kopf zurück und schnalzte mit der Zunge. „Ein wunderbares Mädel! Weiß Gott, sie kommt mir oft vor wie eine Blume, die man aus einer andern Welt zu uns verpflanzt hat. Sie ist seltsam in allem, in ihrer Schönheit und in ihrer Sprach', in allem, was sie tut, ja ich möcht' sagen, 's ist schon was besonders in der Art, wie sie Einen ansieht."

Arnold antwortete nicht. Er schien in Gedanken versunken, die nach einer andern Richtung gingen.

Jezt hatten sie die Kirche erreicht. Sie betraten den Ortsfriedhof, und zwischen den Gräbern hindurchschreitend, kamen sie zu der Felsenterrasse, deren gemauerte Steinballustrade weit in den See hinausragte. Die beiden jungen Männer lehnten sich gegen dieselbe, und mit der Hand in derselben Richtung deutend, riefen sie gleichzeitig wie aus einem Munde:

„Dort ist die Villa!"

Die kleine dichtbewachsene Landzunge, auf der dieselbe stand, bot von hier aus einen reizenden Anblick.

Eine grüne Oase wars inmitten starrer, nackter Felsen, eine liebliche Idylle inmitten eines gewaltigen Epos. Einige hochgewachsene Bäume und dichtes Gebüsch säumten das Ufer und saftige mit Alpenkräutern bewachsene Matten zogen sich in sanfter Steigung bis zu den mächtigen Felsblöcken hinan, die dann senkrecht in gigantischen Formen aufwärts strebten. Unter Sträuchern und Blumen, rückwärts an einen Felsen gelehnt, erhob sich das villenartige Gebäude, hübsch und freundlich, über alles traulich.

Der See war hier zu breit, als daß man die Gegenstände am andern Ufer genau hätte unterscheiden können, aber man sah die weißen, nun im Sonnenlichte schimmernden Mauern, von Grün umrankt, und die dunkle Holzgallerie, die in der Höhe des ersten Stockes die Villa nach allen Seiten umgab.

Ihr Dach war flach und nach italienischer Art weit vorspringend, die Fenster waren geöffnet und die grünen Jalousien zum Schuz gegen die sinkende Sonne herausgespannt.

So ruhig und friedlich, so schimmernd im Sonnenschein, so reich an Duft und Farbe lag das kleine Haus in Grün gebettet und darüber erhoben sich die grauen kahlen Wände zu immer kühneren Formen. Ein anordnender Geist, ein poetischer Sinn hatte hier in dieser großartigen Bergnatur ein schönes, trauliches Pläzchen geschaffen, das in seiner Unnahbarkeit, in seiner Abgeschlossenheit von der ganzen Welt, in seiner unendlichen Stille so recht eine Zuflucht sein konnte für einen denkenden schaffenden Geist, oder ein Asyl für einen bereits erschöpften.

Arnold, den Kopf in die Hand gelegt, sah hinüber, lange und sinnend, dann sagte er, wie zu sich selbst sprechend:

„Die Ruhe mag ihm erquicklich sein nach all den Stürmen, denen er schon die Stirne geboten hat.“

„Ja, der mag ein bewegtes Leben hinter sich haben,“ versezte Valentin.

„Ein Leben der Arbeit, der Anstrengung und des Kampfes.“

„Er muß ein tüchtiger Herr sein, man sieht es ihm an.“

„Er ist einer der edelsten und erleuchtetsten Geister unsrer Zeit.“

Der junge Arbeiter kraute sich in den Haaren, während er den Hut ein wenig lüpfte.

„Es scheint, daß die überall am schlechtesten angeschrieben sind.“

Der andere zuckte die Achseln.

„Vor zehn Jahren etwa,“ sagte er, „hat er ein Werk veröffentlicht, das für die Wissenschaft von höchster Bedeutung war. Das Werk hat einen Sturm hervorgerufen; es hat die heftigsten Angriffe der einen, die größte Bewunderung der andern erfahren. Es hat sein Ziel erreicht: es ist eine Fundgrube des Wissens für uns Jüngere geworden und hat auf uns klärend und bestimmend gewirkt.

Valentin hatte aufmerksam zugehört. „Er muß ein ganzer Mann sein,“ rief er, „der Georg sagt es auch. Nun, der Professor Marr scheint ihm auch so manches aus seinem frühern Leben mitgeteilt zu haben; aber der Georg ist ein stummer Patron. Dafür hat die gute Frau Gerta, die Dienerin des Professors, so manches aus seinen privaten Verhältnissen meiner Mutter anvertraut. Na, Weiber plaudern so was immer aus. Er soll eine Hochgeborne zur Frau gehabt haben, eine Komtesse Falkenau. Sie hat eine Reise nach England gemacht, hat ihn dort kennen gelernt und hat sich sofort sterblich in ihn verliebt. Sie haben sich darauf heimlich miteinander verheiratet, gegen den Willen der gräflichen Familie natürlich, die von einer Verbindung mit einem Bürgerlichen nichts wissen wollt'. Frau Marr soll auch teilweise enterbt worden sein; es hat sie aber nicht gehindert, recht glücklich zu sein und ihren Mann anzubeten, wie die Frau Gerta versichert.“

„Ich glaube es wohl,“ rief Arnold und seine braunen Augen schimmerten in Begeisterung. „Sie hatte alle Ursache dazu. Als ich ihn zum erstenmal sah, war er mir wie ein Zeus erschienen; er war nicht mehr jung, aber von einer edlen, wahrhaft antiken Schönheit und in seinem ganzen Wesen lag ein Zauber, der hinreißend wirkte.“

„Wann bist du denn mit ihm bekannt geworden?“

„Vor etwa vier Jahren. Seine Frau war gestorben und

es war ihm hierauf auf seinem stillen Landsiz in Wales zu einsam geworden. Er kam nach Deutschland zurück und ein Zufall brachte uns einander nahe. Niemals noch hatte eine Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht, hatte mich so beeinflußt, wie dieser Mann. Er wurde mein Lehrer, mein Führer. Ich verkehrte eine Zeit hindurch täglich mit ihm und besuchte ihn auch in seinem Hause."

„Da kennst du wohl seine Tochter Elsa?"

„Ich traf sie einmal in seinem Zimmer. Sie sah mich mit großen klugen Kinderaugen an und hüpfte hinaus. Einige Wochen nachher hatte er auf den Rat seines Arztes Deutschland wieder verlassen und war nach dem Süden gegangen. Seine Gesundheit war damals nicht die beste."

„O, sie ist es auch heute noch nicht."

„Er ist doch nicht krank," fragte Arnold besorgt. „Ich weiß gar nichts über sein Befinden, er spricht in seinen Briefen nie von sich selbst."

„So bestimmte Auskunft kann ich dir darüber nicht geben. Ich komm' nur selten nach Amsee herüber und ich hab' den Herrn schon lange nicht gesehen. Aber der Georg wird dir das alles sagen, der fährt ohnedies jeden Freitag, wenn er vom Berg herunter kommt, nach der englischen Villa hinüber. Es ist sonderbar, der Bursch' ist sonst schüchtern und unbeholfen genug und mit dem gelehrten Herrn kann er sich ganz gut verständigen; ich weiß nicht, wie er das zusammenbringt."

Sie hatten die Terrasse verlassen und waren über eine in den Felsen gehauene Treppe herabgestiegen, jezt schritten sie einen schmalen holprigen Weg entlang, der an einigen unregelmäßig hingebauten Hütten vorbeiführte.

„Nun, ich bin wahrhaft ungeduldig, deinen Bruder Georg kennen zu lernen," sagte Arnold, und er schritt noch rascher aus, als dränge es ihn, sein Ziel zu erreichen.

Zweites Kapitel.

Das dunkle weinumrankte Häuschen der Witwe Hofer, der Mutter Valentins, war das lezte, das zur Gemeinde Amsee gehörte. Ein winziges Vorgärtchen, in dem Petersilie und Salat wuchsen, lag unmittelbar am Wasser, kaum durch einen niedern Steindamm gegen den Anprall der Wogen geschüzt. Das Häuschen hatte einen Unterbau von Stein, in dem auch der Stall für die Ziege sich befand, die Wände und das Giebeldach von Holz hatten durch die Zeit und den Einfluß der Witterung jene sammtartige braunrote Färbung erhalten, die in ihrer Tiefe von so malerischer Wirkung ist.

In den drei Fenstern, die gegen den See heraus lagen, sah man blühende Blumen in Gartentöpfen und dahinter flatterte ein weißer Vorhang.

So überaus hübsch lag das kleine „Häusel“ da, in der Reihe der nachbarlichen Bauten am See weitaus das netteste.

Frau Hofer, eine stattliche Fünfzigerin von gutmütigem Aussehen und jener Schwerfälligkeit, oder sagen wir, klassischen Ruhe, die dem Gebirgsbewohner eigen ist, der sich in nichts leicht übereilt, kam aus dem Hause mit einem Messer in der Hand. Sie wollte einige Salathäupter ausstechen.

Sie bückte sich nach dem Beet herunter, wobei die großen Zipfel des schwarzen Wollentuchs, das sie fest um den Kopf gelegt trug, ihr tief in das derbe gebräunte Gesicht fielen.

Der Schlag eines Ruders ließ sie aufsehen. In einer Plätte, dem dort üblichen Flachboot, das nur aus rohen Brettern gefügt und durch Rippen zusammengehalten ist, stand ein junges Mädchen, zart und schmächtig, fast noch ein Kind, aber sie führte kräftig das lange Stehruder.

Sie tauchte es tief ins Wasser, beugte, dem Stoße Nachdruck gebend, den Oberkörper weit vor, verharrte einen Augenblick in dieser Stellung und holte dann zu erneutem Stoße aus. Die ganze Geschmeidigkeit und Zierlichkeit dieses jugendlichen Körpers kam hierbei zum Ausdruck, und man konnte kaum etwas Lieblicheres sehen.

Sie trug einen dunkelblauen Kattunrock mit einem Leibchen aus gleichem Stoffe, das, hoch hinaufreichend, den zarten Hals umschloß; die Armlöcher waren tief ausgeschnitten und ein grobes Hemd, dessen Aermel bis an die Ellbogen reichten, bauschte sich daraus hervor. Die magern aber gut geformten Beine, die unter dem kurzen Rock hervorsahen, staken in groben weißen Wollstrümpfen und darüber trug sie schwere häßliche Holzschuhe.

Sie sah recht ärmlich aus und ebenso die beiden Kinder, die mit ihr in dem Boote sich befanden.

Es waren ihre Stiefgeschwister, einer zweiten Ehe entsprossen; aber auch die zweite Frau war dem Vater gestorben und die damals erst vierzehnjährige Eva hatte alle Obliegenheiten und Sorgen einer Hausmutter übernehmen müssen. Der kleinste Knabe war ein schwächliches Geschöpf, wie sie das Elend erzeugt, er war einer jener Unglücklichen, deren fehlerhafte Gehirnbildung von vornherein jede Entwicklung des Geistes zur Unmöglichkeit macht.

Ihm fehlte jener Funke, den man den göttlichen nennt, ein Beweis, daß das Wesen der Seele nichts für sich Bestehendes Unzerstörbares ist, daß der Geist mit dem Körper krankt und leidet und zugrunde geht. Der kleine dreijährige Idiot saß am Boden und schlug mit den verkrümmten Händchen in das Wasser, das in die Plätte eingedrungen war, ohne irgend eine Empfindung darüber zu äußern.

Ein Knabe von sechs Jahren, von gesundem Aussehen, mit einem ganz ungewöhnlich energischen Gesichte, befand sich dem Brüderchen gegenüber, er trug eine Lederhose, grüne Strümpfe und Schnürstiefel, die freilich arg vertreten und zerrissen waren. Indem er sich weit über die Schiffswand hinausbeugte, vergnügte er sich damit, ein Stück Holz, das seiner kindlichen Phantasie ein Boot vorstellte, an einem Bindfaden hinterdrein zu ziehen.

Das Mädchen fuhr dicht an dem Gärtchen vorbei, ihr liebes unschuldiges Gesicht wendete sich der Hofer entgegen und sie rief ihr ein freundliches „Grüß Gott“ zu.

Diese hielt das Häuptel Salat bereits in den Händen.

„Woher kommst denn, Evi?“ fragte sie, langsam gegen den Damm heranschreitend.

„Ich bin beim Bäcker gewesen, ich bring uns Brod für die Suppe.“

„Aber der Schoten fehlt uns, und ohne den ist die Wassersuppe nicht so gut,“ bemerkte der Junge in einem vorlauten Tone.

„Pst, Sepp,“ verwies Evi, „du mußt Gott danken, daß du das hast.“

Die Hofer nickte unmutig mit dem Kopfe.

„Bei euch gehts doch immer am knappsten her, unsereiner hat auch nichts übriges, aber da sollt' man noch immer nachhelfen.“

Dann in sich hineinbrummend: „Da war auch der Teufel mit im Spiel, daß der Frieder noch ein zweites Weib sich nehmen mußt', seitdem ist kein Segen mehr in dem Haus.“ Ihr Blick streifte in abergläubischer Scheu das blöde Kind.

„Sag, Evi —“ rief sie dieser zu, die gegen den Landungsplaz, dicht neben ihrem Hause heranfuhr, „dein Vater arbeit' jezt im Schieferbruch am Plattenberg?“

„Ja,“ antwortete Eva, „das Forst-Aerar hat ihn aufgenommen.“

„Und bei der Saline ist er also ganz und gar in Ungnad' g'fallen? und um die Pension hat er sich 'bracht und das alles wegen seiner Halsstarrigkeit.“

Eva hatte wehmüthig den Kopf gesenkt ohne zu antworten.

Im nächsten Augenblick fuhr das Flachboot gegen das sandige Ufer an und so hoch hinauf, daß man bequem aussteigen konnte.

Eva schloß die Ruder fest; sie nahm den kleinen Jungen auf den Arm, hob den Brotleib auf und bedeutete Sepp, mit ihr zu kommen. Dieser aber wollte von dem See und von seinem Spielzeug sich nicht trennen.

Sie redete ihm gütlich zu und nahm ihn endlich an der Hand, ihn mit sich fortziehend.

„B'hüt Gott, Mutter Resel," sagte sie sanft und freundlich, und sie ging nach links, um ihrer Behausung zuzuschreiten.

Frau Hofer überlegte noch einen Augenblick, dann rief sie laut: „Na, Everl, komm herein, ich will dir meinetwegen ein Stück Schoten leihen. 's ist wahr, wenn das bissel geronnene Milch nicht d'rinn ist, hat die Suppe gar keinen G'schmack."

Eva wendete sich sogleich um, und schritt dem Häuschen der Mutter Hofer entgegen, in dessen Tür diese soeben getreten war.

In unserem Sepp war aber die Lust, am Wasser zu spielen, aufs neue erwacht, und da ihn Eva nicht von sich lassen wollte, begann er zu schreien und zu strampeln und zeigte sich ganz ungeberdig. Und nun wurde auch der Kleine auf dem Arme unruhig und zugleich fühlte sie, wie das Brot ihr zu entgleiten drohte — im nächsten Augenblick mußte sie den Buben doch loslassen. Da erschien Frau Hofer an der Schwelle und sie trug das von Sepp so heiß begehrte Stück Quark in der Hand, das man hier Schoten nennt. Ein Löffel davon wird in einen Topf kochenden Wassers verrührt und damit eine Suppe hergestellt, die auf geschnitteltes Brod geschüttet, die hauptsächlichste Nahrung dieser armen Gebirgsbewohner ausmacht.

„Hast schon wieder mit dem Teufelsbuben dein Kreuz", rief die Hofer erzürnt, als sie Sepps Anstrengungen gewahrte, sich loszureißen. „Du boshafter Kerl," rief sie diesen barsch zu, „wirst du gleich mit der Schwester gehen, wenn sie es haben will."

„Er soll mir auf den Kleinen ein bissel acht geben, während ich die Suppe koch," erklärte Eva, „aber immer, wenn ich ihn brauch', so will er nicht."

„Weil er grad so ein Revoltirer, grad so ein hartköpfiger Lutheraner ist, wie sein Vater," schalt Mutter Hofer. „Aber Evi, jezt darfst nicht nachgeben, er muß pariren."

Der böse Sepp aber hatte seinen Vorteil ersehen, mit einem jähen Ruck entriß er sich der Hand seiner Schwester und wie ein Windspiel schoß er den Weg gegen den See hinab.

Eva aber, nicht minder flink, hatte die Holzschuhe von den Füßen gestreift, das Brot auf die Bank gelegt, den Kleinen auf den Boden gesezt, und jagte nun hinter dem Bruder drein. Hart bei der Plätte erwischte sie den Deserteur und brachte ihn wieder zurück.

„Jezt mußt ihn durchwichsen, aber tüchtig, der verdient's," rief die sonst so gutmütige Frau ganz erbost; der Eingefangene schrie aber ärger als vorher und begann mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, und jezt begann auch der Idiot ein Gebrüll und die arme Everl stand ratlos zwischen beiden, blickte auf den einen und den andern und fing nun selbst zu schluchzen an.

„Ich weiß mir oft nicht zu helfen, jammerte sie, „und wie er mir nur den Guki erschreckt hat." Sie ließ nun doch den Sepp los und bückte sich mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit gegen den kleinen August herab, das blödsinnige Kind an sich drückend, um es zu beruhigen.

Sepp hatte indes von der wiedererlangten Freiheit einen unerwarteten Gebrauch gemacht.

Er lief nicht gegen den See hinunter, sondern sprang mit einem Freudenschrei die kleinen Arme ausbreitend, die Straße hinauf.

Unwillkürlich sandte Eva einen Blick ihm nach und ihre zarten Wangen flammten plözlich in Purpurglut.

Sie griff zuerst nach den Holzschuhen, und schon steckten die kleinen Füßchen darin, nun riß sie das Kind in die Höhe, und jezt bückte sie sich abermals nach dem Brode; aber ihre Verwirrung nahm zu, ihre Augen schienen nichts zu sehen und ihre Hände zitterten so merklich, daß sie das Brod nicht gleich zu fassen vermochte.

„Aus is! der Valentin!" rief jezt die Hofer, die nach der gleichen Richtung geblickt, überrascht aus. „Was kommt denn der an einem Freitag und wen bringt er denn da mit? Und der Sepp, der Teufelsfraz, lauft ihnen grad zwischen die Füß'."

Endlich hatte Eva alles an sich gebracht, und sie rannte von der Haustür, wo sie gestanden, hinweg und der Lahn zu, ohne sich umzusehen.

Aber Sepp rief ihr nach:

„Everl schau doch, schau, ich hab' ein Pferd, das reitet wohin ich will.“

Stolz, mit vor Entzücken glänzenden Augen, konnte man jezt Sepp auf den Schultern Valentins erblicken. Rittlings saß er ihm auf dem Nacken und seine kurzen Beine strampelten unbarmherzig, als gälte es die Sporen einzusezen, auf der Brust des jungen Burschen herum.

Aber die Everl wollte die Zurufe nicht beachten, und sie zeigte gar keine Neugierde und fing nur noch schneller zu laufen an.

„Hü, hü,“ schrie der kleine Reiter hinter ihr d'rein, „du Pferd, du reitest mit mir bis zu unserem Häusel, recht schnell und du spielst dann mit mir, wie neulich, gelt ja? ich hab dich gar so lieb, weißt, weil du immer mein Pferd bist,“ und er neigte sein lockiges Haupt und Valentins Hals mit beiden Händen umfassend, küßte er ihn auf die Stirne. Und das Pferd zeigte sich seinem Reiter willig und gehorsam; es sezte Eva nach und hatte sie bald eingeholt und überholt, und der junge Uebermütige schnaubte und pirouettirte jezt nach echter Pferdemanier vor ihr her, die Verlegene, Hocherrötende dem See entgegendrängend und ihr den Heimweg versperrend.

Und der kleine Reiter verstand das Manöver und lachte darüber so ausgelassen, daß schier zu fürchten war, er werde von seinem Pferd herunterfallen.

„Ei, Everl, guten Abend,“ sagte Valentin, „du glaubst wohl, du kannst schneller laufen wie wir, ja g'fehlt, wir sind dir schon vorgekommen und nun mußt dich halt ergeben. Bist ja eh' schon rot wie ein Pfingstroserl vor lauter Eilfertigkeit — oder vielleicht von sonst was?“ Er sah ihr voll neckendem Mutwillen in das Gesicht. „Stehen bleiben sollst,“ rief er dann mit einem Anflug von Unwillen; „du kommst nicht eher an mir vorüber, ehe du mich nicht ang'seh'n und ein gutes Wort geben hast; gelt Sepp, sie muß auch ein bissel freundlich sein mit deinem Pferd.“

„Streichle mein Pferd, Evi!“ rief dieser befehlend von seinem hohen Siz herunter.

Diese wendete sich aber immer seewärts, so daß sie hart

an den Damm heraustrat; ihre Holzschuhe ließen sie straucheln und Valentin faßte sie rasch um die Taille, als hätte er ihr Hineinfallen gefürchtet.

Sie aber riß sich, bis zu Tränen aufgeregt, wieder von ihm los.

„Laß mich, wenn du mich nur siehst, so fangst schon mit deinen Dummheiten an, aber ich hab' keine Zeit dafür, ich muß dem Vater die Suppe kochen."

„Also mit der Arbeit hast es so pressant, schau!" spöttelte Valentin, und in einen mutwilligeren Ton übergehend, „und ich hab' glaubt, du laufst vor mir davon."

Das junge Mädchen warf die Lippen auf.

„Oho, vor dir?! Das könnt' mir einfallen!" Sie wollte dem trozigen Ton noch einen trozigen Blick hinzufügen, aber dieser Versuch mißlang; es schien fast, als traue sie sich nicht, ihm in die Augen zu schauen.

„So —," sagte er gedehnt, während ein recht übermütiges Lächeln um seinen Mund zuckte. „Keck bist du auch noch mit mir, dafür werd' ich dich halt wieder strafen müssen, wie neulich — weißt du's noch?" fügte er leiser hinzu, indem er sein Gesicht zu ihr hinabneigte, daß es das ihrige fast berührte.

„Valentin!" rief sie entsezt, und sie ließ das Brot fallen, weil sie es sogar eilig hatte, sich mit der einen Hand den Mund zuzuhalten.

Die Hoferin war indes mit Arnold, der ihr von seiner alten Kameradschaft mit Valentin erzählt hatte, herangekommen.

„Aus is!" rief sie, im Aerger die Hände zusammenschlagend, „jezt läßt sie das Brod gar am Boden herumkugeln! Du hast's notwendig, so einen sündigen Uebermut zu treiben, du! Des seids bei unserm Hergott eh' schlecht gnug angschrieben; aber ich mein', wenn man dir was gibt, so kannsts auch nehmen." Sie hielt ihr den Schoten hin, den sie in ein Stück Papier gewickelt hatte.

„Ich hab drauf vergessen —" stotterte Eva.

„Es wär grad kein Unglück," bemerkte Valentin lustig, „ich hätt dir ihn schon hinübergebracht, wenn du auch gleich vor mir erschrocken wärst."

Die Mutter warf einen erstaunten, aber höchst unzufriedenen

Blick auf den Sohn, und einen zweiten, nicht eben freundlicheren auf das junge Mädchen, das noch immer hoch erglühend mit niedergeschlagenen Augen dastand und den kleinen August gegen ihre Brust drückte.

„Und was wär' mir denn das mit dem Valentin? Du kennst ihn lang genug, mein ich, daß d'nicht so ein Schrecken vor ihm zu kriegen brauchst, wird der Bub aber keck mit dir, so sags nur gleich, ich werd ihm die Keckheit schon vertreiben."

Aber Everl trat nicht als Klägerin auf, sie stammelte schüchterne Dankesworte, und daß sie es sehr eilig habe.

„So laß den Seppl herunter, damit sie einmal alle miteinander nach Haus kommen," befahl die Mutter.

Valentin gehorchte und er legte hierauf das Brot, das er vom Boden aufgehoben hatte, dem Buben über die Arme.

„Das wirst du tragen, Sepp," sagte er, „bist ja auch schon ein starker Kerl, und mußt doch zeigen, daß du zu was tauglich bist. Und so hat die Everl wenigstens eine Hand frei, wenn sie sich vielleicht heut noch einmal den Mund zuhalten muß."

Everl stürzte bei diesen Worten an ihm vorbei, um nur nichts weiter zu hören, und Sepp folgte ihr, in seinen kurzen Lederhöschen gravitätisch einherschreitend und das Brot auf beiden Armen tragend, nach.

Er war ganz sanft und fügsam geworden und er sah sich öfter um, und wechselte dann mit seinem großen Freund einen Blick des Einverständnisses.

Hatte ihm dieser doch versprochen, heute noch zu ihm zu kommen, um mit ihm zu spielen.

Mutter Hofer hatte Arnold in ihre Stube geführt.

Diese sah dürftig aus, war aber sauber gehalten. Den großen grünen Kachelofen umgab eine Holzbank, beim Fenster war eine zweite aufgestellt, davor ein Tisch.

Ein großes Bett zeigte reichliche Federkissen, von denen die obersten, mit den frisch roten Ueberzügen, des Nachts stets bei Seite gelegt wurden, um nicht durch den Gebrauch beschmuzt zu werden. Nahe der Tür befand sich ein Weihwasserkessel, in den die Hofer beim Eintritt ihre Finger tauchte und, sich und die beiden jungen Männer mit dem Wasser besprizend, das

Zeichen des Kreuzes machte. Eine mit steifen Rosen bemalte Truhe und eine eben solche Kommode standen an den Wänden; auf die leztere war ein drei Fuß hoher zweitüriger Schrank gestellt; er war neu und von sauberer geschmackvoller Arbeit. Eine Schwarzwalduhr und zwei Bilder, Jesus und Maria darstellend, vervollständigten das einfache Gerät des Zimmers.

Zwei Fensterchen der Stube gingen nach dem See hinaus, ein drittes, noch kleineres, in einer Art Vorbau zeigte nach der Straße und dem nahen Salzberg. Frau Hofer lud Herrn Arnold zum Sizen ein. Sie sprach von ihrem Georg und meinte, der Herr werde da einen tüchtigen ordentlichen Burschen kennen lernen und einen guten Sohn, der auch noch fromm und christlich sei und nicht — ihr Ton wurde schärfer — so ein lockeres Zeiserl, wie der Herr Valentin da, der sich über alles lustig macht und der schier meint, er könnt dem Teufel selber noch eine Nase drehen; nein, der Georg, das sei ein ganz anderer Mensch, und er müsse auch gleich herunter kommen, und darum, der Herr soll nur nicht bös sein, müßte sie in die Küche und Feuer anmachen.

Am Freitag, fügte sie noch erläuternd hinzu, würde oben am Berg nicht mehr gekocht, und da warteten die Arbeiter mit dem Mittagessen, um es im Kreise ihrer Familie einzunehmen. Bei den meisten würde freilich erst eingekauft, wenn der Vater den Wochenlohn bringe, sie aber habe Georgs Leibgericht schon bereitet. „Einen Griesknödel mit Salat," sagte sie mit einer leuchtenden Miene der Befriedigung, indem sie gravitätisch hinausschritt. Als sie wieder hereinkam, sah sie, daß Valentin den zweitürigen Schrank geöffnet hatte und dem fremden Herrn die Arbeit daran zeigte.

Sie stellte sich, die braunen entblößten Arme unter ihrer Schürze bergend, neben sie hin. „'s ist ein sauberes Kasterl, nicht wahr?" fragte sie voll mütterlichen Stolzes; „er hat's selbst gemacht, und er hat seine Schulbücher 'nein gestellt und sein Arbeitszeug. Sehen's das sind die Messer und Stemmeisen, und das ist der Zirkel und das Dreieck und sein übriges Zeichengerät."

„Georg ist also auch Tischler und Holzschnizer, wie der Valentin?" fragte Arnold.

„Freilich, unsere Buben haben das halt schon von ihrem Vater gelernt, und der wieder von dem seinigen. Die Schnizerei ist so ein Nebenverdienst, denn vor dem zwanzigsten Jahre nehmens keinen ins Bergwerk, und wie mein Mann im Berg verunglückt ist — Gott hab' ihn selig — da war der Georg erst sechzehn Jahr alt. Ich hab' freilich eine Pension 'kriegt, aber mit vier Gulden vierteljährig kann man mit dem besten Willen nicht auskommen. Der Valentin hätt' mich gern unterstüzt, ich weiß wohl, aber sein Verdienst war damals noch gar g'ring, und der Bub hat überhaupt alleweil ein' schlottrigen Geldbeutel g'habt. Und da hat halt der Georg mit der Holzarbeit ang'fangen. Er hat kleine Viecherln g'schnizt und Löffeln und Messer, und ich hab' mich damit am Weg hing'sezt, und die Fremden, die dann und wann in den einsamen Gebirgswinkel kommen sind, haben mir immer gern was abkauft. Aber der Winter ist ein harter strenger Gesell' für uns alle, und er rührt sich nicht vom Fleck sieben Monat lang, und für die, die nichts Sicheres haben, bringt er ein schreckliches Elend. Ich und er, wir haben oft beide geweint, weil wir uns nicht zu helfen g'wußt haben. Aber der Georg hat treu bei mir ausg'halten, und unser Herrgott hat uns so gnädig die schlimmste Zeit überdauern lassen. Und mit zwanzig Jahren hat der Georg das große Glück g'habt, ins Salzwerk zu kommen. Im ersten Jahr habens ihm wohl nur achtzehn Kreuzer täglich geben, aber jezt kommt er sich wie die meisten auf sechzig Kreuzer, nur daß er halt noch im Geding arbeit' und noch nicht sicher angestellt is, aber er ist ja erst zweiundzwanzig Jahr alt, und das wird schon kommen, mein Gott, und dann wär er halt versorgt, bis in seine alten Tage hinein."

„Mit sechzig oder siebzig Kreuzern täglich," spöttelte Valentin, „vorausgesezt, daß er niemals sich muxt, niemals sich unzufrieden zeigt, sonst wird er abg'sezt wie der Frieder, und dann noch weiter vorausg'sezt, daß er nicht vorzeitig ums Leben kommt, wie unser armer Vater."

„Der Frieder ist ein Krakehler," entgegnete die Mutter herb, sie befand sich ihrem älteren Sohne gegenüber immer in der Opposition, „der hat nur kriegt, was er verdient hat, und unserm armen Vater wars halt auch schon bestimmt g'wesen."

Sie faltete fromm die Hände.

„Ach was, bestimmt,“ sagte der Valentin unwirsch, „der Vater war ins Sinkwerk geschickt worden, um die Sohle zu messen, ob sie schon den richtigen Gehalt hat. Um zu sparen, war für das neue Werk kein neuer Schacht gegraben worden, und so mußt er ein altes Werk passiren, das just ober dem neuen steht, von diesem war aber die Decke schon vom Wasser durchgefressen, und wie er drüber geht, bricht sie ein und er stürzt hinunter.“

„Da kommen die Salzarbeiter vom Berg,“ rief die Hofer, die der Erzählung und der, ihrer Meinung nach, gotteslästerlichen Deutung ausweichend nach rückwärts gegangen war.

Die beiden jungen Männer traten zu ihr an das Fenster. Man übersah von hier einen Teil des Salzberges und konnte den in Serpentinen angelegten Weg verfolgen, auf dem die Arbeiter, in Gruppen gesellt herunterkamen.

Die heimkehrenden Salzarbeiter waren hagere mittelgroße Gestalten von zumeist hübscher regelmäßiger Gesichtsbildung und durchaus blasser Farbe, die bei Leuten, welche im Tage zwölf Stunden unter der Erde zubringen, wohl natürlich war.

Sie trugen nicht die schmucke Bergmannstracht; der schwarze tuchene Rock, den sie sich selbst zu beschaffen gehabt hätten, war für sie ein unerschwingliches Kleidungsstück geworden, und so hatten sie denn alle die gewohnte Gebirgstracht: die kurze Hose aus Bocksleder, grünwollene Gamaschen und mit schweren Nägeln beschlagene Gebirgsschuhe. Die Weste war offen, das rote Halstuch lose um den Hals gelegt. Den lichtgrauen Janker trugen sie über eine Schulter geworfen und am Rücken hing ihnen der lederne Rucksack, in dem sie die Lebensmittel für die ganze Woche hinaufgeschleppt.

Auf denselben hatten sie ihren Wettermantel geschnallt, eine Art Poncho, ein alt-keltisches Kleidungsstück, von einfachster aber malerischer Form.

Sie gingen in einem festen gleichmäßigen Schritt, knieweich, das ist: im Kniegelenk sich wiegend, wodurch die Erschütterung des Körpers während des Abstiegs verringert wird.

Gleichsam als einen Gruß aus den Bergen, den sie den Ihren mitbrachten, hatten sie auf den grünen Hut einen Strauß

von Alpenrosen oder Edelweiß gesteckt, aber sonst war nichts fröhliches an ihnen zu bemerken.

Nicht laut und lärmend kamen sie daher, sie lachten, sie plauderten nicht miteinander, etwas Ernstes, Gedrücktes sprach sich in ihren Mienen aus, etwas Ermüdetes, selbst Apatisches.

Unter eine überstrenge Disziplin hatten sie die Woche über sich zu beugen gehabt, nun ersehnten sie wohl den Augenblick, der sie einer verhältnismäßigen Freiheit und ihrer Familie wiedergeben sollte, aber der Anblick der Ihrigen brachte ihnen auch das Elend vor Augen, in dem sie lebten, und um die hungernden Mägen zu füttern, reichte der karge Wochenlohn nicht aus, und sie mußten nun streben und ringen, um für diese zwei Tage einen Nebenverdienst zu erhalten, der sich leider nicht allen bot.

In der Talsohle angekommen, trennten sie sich ohne Handschlag und Gruß.

Der eine ging hierhin, der andere dorthin. Dem ersten Trupp folgte bald ein zweiter, unter diesem befand sich Georg.

Er ging leicht und elastisch wie man eben mit zweiundzwanzig Jahren geht; der Stecken, den er gleich den andern trug, diente ihm kaum als Stütze.

Er überstieg die Holzbarriere, die den Weg säumte, und über das Gestein sezend, gelangte er auf dem kürzesten Weg herunter.

Die Mutter ging ihm entgegen.

Als sie über die Schwelle des Hauses trat, hatte er soeben den Rucksack mit dem Mantel auf die Bank vor dem Hause geworfen und sich darauf gesezt.

Er nahm den Hut ab und wischte mit dem Aermel über die feuchte Stirne.

Als er sie erblickte, reichte er ihr stumm die Hand. Sie sah ihn an und wußte in dem Augenblick, daß ihm etwas Unangenehmes passirt sein müsse. In mütterlicher Sorge vergaß sie alles andere und sezte sich neben ihn.

Auch Arnold war herausgekommen, er verweilte in der Flur. Er wollte einen Augenblick unbemerkt den jungen Salzarbeiter beobachten, der von vorneherein sein neugieriges Interesse erregt hatte.

Er saß stark vorgeneigt auf der niedern Bank, den Ellbogen hatte er aufs Knie und den Kopf auf die Hand gelegt, er sprach zur Mutter in kurzen Säzen, in abgerissenen Worten wie es schien. Arnold fand ihn hübsch und wohlgebildet, er war größer als Valentin und robuster. Der Kopf zeigte den keltischen Typus, der sich von den Urvätern her in diesen Bergen erhalten hat, wo man noch ächt französische Physiognomien findet. Das dichte dunkelbraune Haar, welches sich sanft gelockt in einzelne Partien teilte, hing ihm etwas wirr über die blasse, überaus weiße Stirne. Die untere Partie des Gesichts erschien kaum etwas gebräunt und zeigte jenen dunklen Anflug, der einen kräftigeren Bart versprach, als er hierzulande gewöhnlich ist. Aber bei aller Jugendlichkeit lag in diesem Gesichte ein ernster finsterer Zug, und wenn er die schmalen Lippen fest zusammenpreßte, wie es eben jezt geschah, wo er zu sprechen aufgehört, wurde der Ausdruck zur Herbheit.

„Aus is!“ rief jezt die Mutter, und sie schlug wie im Jammer die Hände zusammen, „abgezogen haben sie dir und drei Schicht, aber so sag doch, was hast denn getan, was hast denn ang'stellt, um so eine harte Straf' zu verdienen?“

Er zuckte die Achseln und schwieg.

Als sie aber hierauf in lautere Klagen und Vorwürfe ausbrach, streckte er, wie zur Abwehr, ihr die Hand entgegen.

„Laß es gut sein, was du mir sagst, hab' ich mir alles schon selber vorgeworfen, und da dir damit ein Unrecht geschieht, will ich's auch nimmer tun, ich versprech dir's, Mutter.“

Man mochte es ihm glauben, er sagte es so entschieden. In diesem Augenblick trat Arnold aus der Tür.

„Jesus, auf den Herrn hab' ich ganz vergessen,“ rief sie, und ihren Sohn in die Seite stoßend: „da schau nur und rühr dich ein wenig, der Herr ist mit dem Valentin kommen, er will dich kennen lernen, und ich hab' dich auch g'lobt übern grünen Klee, hab' natürlich nichts g'scheiteres g'wußt, und jezt stehst mir da mit der Schand.“

Georg hatte sich erhoben. Auf seine Stirne trat ein dunkles Rot, mit einem verlegenen Blick sah er auf den Fremden und unbeholfen und linkisch griff er nach der Hand, die dieser ihm entgegenstreckte.

Er wußte kein Wort zu sagen, aber Arnold verstand es, sich herzlich und vertraulich zu geben, als der Genosse des Aelteren, der bei dem Jüngeren die gleiche kameradschaftliche Gesinnung voraussezt.

Georg sah einigermaßen überrascht zu ihm auf. Arnold konnte bemerken, daß dieser Salzarbeiter merkwürdige Augen hatte. Groß und licht, waren sie von dichten schwarzen Brauen und Wimpern umsäumt, und troz des scheuen knabenhaften Ausdrucks, sprach aus ihnen eine hohe Intelligenz, jener Funke, der geistiges Leben verrät. — Dieser Knabe dachte bereits.

Valentin begrüßte den Bruder in seiner lustigen Weise mit einem Wizwort, und rief auch den Arbeitern, die vorüber kamen, ein fröhliches Wort entgegen.

Es waren die Nachzügler, die nicht mehr so flink vorwärts konnten, oder es sonst nicht eben eilig hatten.

Dem alten Michel, einem silberhaarigen Männchen, reichte er die Hand und lud ihn ein, auf der Bank neben der Mutter ein wenig auszuruhen. Der nahm den Vorschlag gerne an.

Die Milz steche ihn so, meinte der Alte mit einem sanften ergebenen Lächeln, und es sei just, als wüchs der Berg mit dem Alter.

Siebenunddreißig Jahr gehe er jezt da hinauf und nun hätt' er mit einemmale sein G'frett. Er schüttelte den Kopf wie einer, der eine Tatsache sich nicht erklären kann.

Ein Arbeiter klein und schwächlich, mit einem struppigen roten Schnurrbart und ein paar Augen, die aus buschigen Brauen hervorstachen und keineswegs den gutmütigen Eindruck seiner Genossen hatten, kam dicht vorüber, und nachdem er die vor dem Hause Sizenden schon passirt, wendete er sich mit einem Ruck nach ihnen um, als sei ihm plözlich etwas eingefallen.

„He Alte, hast es schon g'hört, was ihm wieder passirt ist, dem deinigen? Hätt'st ihn halt sollen länger in d' Schul gehen lassen, Reserl, weil er die Bücher schier nicht g'raten kann.“

„Du mein Herrgott, ich weiß ja noch immer nicht, wegen was sie ihm die drei Schicht abgezogen haben, er redt ja nichts,“ klagte die Mutter.

„No wegen den Büchern,“ grinste er, „jezt weißt es.“

„Wegen was für Büchern, Feistinger?“

„Die sich der Bub auf den Salzberg mitnimmt, obwohl er weiß, daß das Lesen ein für allemal verboten ist.“

„Sie sind halt so streng auf alles Druckte,“ wendete sich der alte Michel begütigend zur Mutter Theres, und ihr den Sachverhalt gleichsam auseinandersezend: „Weißt, unser G'strenger ist schon vor einiger Zeit ganz wild hinaufkommen und hat den Obersteiger ang'schnauzt: Es wird schon wieder g'lesen in den Arbeitshäusern, troz dem Verbot, hat er g'sagt, ich will aber keine Politiker und Freigeister.“

„Ja, und auch Licht ist wieder hie und da angezündet worden, obwohl das von jeher untersagt war,“ bemerkte Feistinger anklagend.

„Nun ja, ja, manchmal hat sich einer ein Kerzenstummel mitbracht und hat sich's angezünd't, wenn er sich niedergelegt hat, es hat niemanden genirt, aber Angeber gibts halt genug unter uns.

„Und den Lumpenkerln soll's nicht am schlechtesten gehen,“ warf Valentin keck dazwischen, dabei Feistinger fixirend.

Michel wandte ängstlich den Kopf und bedeutete ihm zu schweigen, dann wieder zur Hofer: „Weißt Reserl, und da haben's schon neulich so ein Zeitungsblatt g'funden, es war eigentlich ganz was Unschuldiges,“ er zwinkerte schelmisch mit den freundlichen Augen, „es war nur ein klerikales Blattel, der „Pilger“ nennt sichs, aber es ist halt doch konfiszirt worden, schon aus Prinzip, weil halt einmal durchaus nichts, aber gar nichts gelesen werden soll.“

„Und was unsereinem nicht erlaubt ist und nie erlaubt war, das glaubt der da, so ein unreifer Ding da, tun zu dürfen?“ rief der Feistinger erbost, „aber es ist ihm schon bedeutet worden, noch einmal so etwas und er ist entlassen.“

Die alte Hofer brach in Tränen aus.

„Aber was denkst denn, du Unglücksbua, willst dich zugrunde richten und mich? Und so ein Glück hat er g'habt, und so gut hätten's die Herren mit ihm g'meint, und jezt verdirbt er sich alles wegen seiner dalketen Leserei.“ Sie zog die Schürze vor ihre weinenden Augen: „Aus is!“

Georg saß stumm, finster blickte er vor sich hin. Er wagte keine Entgegnung, kein Wort der Entschuldigung, er beugte den

Kopf gegen die Brust, wie ein Schuldiger unter der Wucht der Anklage.

Mehrere Arbeiter waren herzugetreten; darunter auch der Holzhauer Franzel, ein stämmiger Bursche mit einem großen blonden Schnurbart, kurzen Hüften und unverhältnismäßig langen Beinen. Er war einer der waghalsigsten Burschen, der an Abhängen, wo kein anderer mehr sich hinuntertraute, das Holz fällte; er trug, von der Arbeit kommend, die Axt auf der Schulter, was sein rabiates Aussehen nicht verminderte.

„Na, das wär auch das lezte, wegen was ich zu einer Straf' käm'," rief er mit einem rauhen Lachen, „Gott sei Dank, beim Bücherlesen hat mich noch keiner ertappt; wenn ich mir einmal was aus der Zeitung zusamm buchstabirt hab', so i's nachher richtig nicht wahr g'west und ich hab' mir die Müh' ganz umsonst g'macht. Na, sei g'scheit Schorschel, überlaß die Leserei den Faullenzern, die sonst nix vernünftiges zu tun haben und nicht arbeiten wollen; wir brauchen was anderes, wir brauchen was z' essen, nicht was z' lesen."

„Das ist richtig," riefen die Umstehenden, diesen Ausspruch bestätigend.

„Ich sag's auch, dadurch wird uns nichts aufbessert. Im Gegenteil, es schad's uns nur, denn es bringt die Herren gegen uns auf," versicherte Feistinger.

„Ich les' auch nichts," meinte ein anderer, „ich denke mir, was soll ich mich denn alleweil sekiren lassen."

„Freilich, und ob wir jezt um so ein Büchel mehr oder minder wissen, das ist schon alles eins."

Ein kurzes grelles Auflachen voll unsäglicher Bitterkeit ertönte und ließ alle sich nach demjenigen umwenden, der es ausgestoßen hatte.

„Der Frieder," murmelten die Leute.

Ein hagerer hochgewachsener Mann mit bleichen Zügen hatte sich unter sie gedrängt, wie eingekeilt stand er unter der sich verdichtenden Gruppe, die sich nun zu lösen begann und, sich von ihm zurückziehend, ihn frei ließ.

Die Brust dieses Mannes war eingefallen, die Wangen hohl, aber er mußte einmal schön und kräftig gewesen sein, und aus den tiefen Augen blizte noch ein Funke, nicht des Widerstandes,

damit war's vorbei, aber eines nach innen fressenden Ingrimms.

„Recht habt Ihr!" rief er mit seiner klanglosen Stimme, die in ihrer Tonlosigkeit leicht überschnappte, „Ihr braucht nichts zu wissen, gar nichts, viel wissen macht Kopfweh und andere wissen für Euch, und sie wenden ihre Wissenschaft zu Eurem Besten an, sie lassen sich angelegen sein für Euch zu sorgen — väterlich zu sorgen, hahaha!" wieder lachte er jenes kurze heisere Lachen.

Die Hofer hatte die Schürze von den Augen gerissen, bei dem Ton und Anblick dieses Mannes war ihr die Galle gestiegen und ihre Tränen versiegten, derb faßte sie Georg an der Schulter.

„Da siehst einen," rief sie erbost, „der sich sein Lebtag auf die Hinterbeine g'stellt hat, der sich einbild't hat, wenn er nur recht viel Drucktes in seinen Hirnschädel hineinstopft, dann wird er damit was einrennen, ja, ang'rennt ist er damit. Schau dir ihn nur an, den Frieder, schau dir ihn an, so schaut deine eigene Zukunft aus, wenn du dich nicht besserst bei Zeiten."

„Oder wenn ich nicht bei Zeiten davon geh," stieß Georg dumpf wie aus gequälter Brust hervor. Die Augen der Mutter vergrößerten sich und wie im Entsetzen schlug sie die Hände zusammen.

„Was sagst?! fortgehen willst, unsern Ort verlassen, mich verlassen?! —" Die Empörung erstickte sie fast. „Geh nur, mach's wie der Valentin, Ihr braucht freilich die Alte nicht mehr, obwohl du noch gar nicht weißt, du dummer Bub, wie das ist, wenn sie nimmer für dich stricken und flicken wird, möchst doch immer gern nett und sauber sein, gelt? Na, kannst halt dann schauen, wer dir was machen wird und wie; mich, das kann ich dir sagen, bringst nicht von hier hinaus, ich geh' nicht aus den Bergen, ich bin kein Lokomotiv, das durch die Welt saust. — Wo mich mein Herrgott hat geboren werden lassen, da will ich auch sterben, und meine Gebein' sollen nicht in einer fremden Erde ruhen."

Der alte Michel klopfte der hocherregten Frau beruhigend auf die Schulter und nickte mit einem milden Lächeln ihr zu.

„Ich mein dasselbe, Theres, ich könnt auch nicht fort, und

'S ist ja auch nur so eine Red von Georg, wer weiß, ob er's selber aushalten tät. Wir kriegen alle das Heimweh, und das ist just wie eine Krankheit."

„Wir können nicht fort," bestätigten mit Nachdruck die andern; „nur die wenigsten von uns können eine andere Luft ertragen, wir erfahren's an unseren Soldaten."

„Wir können nicht fort," murmelte der Frieder in seinem vergrämten Ton, „es ist zwar nur ein Aberglaube, aber er hängt uns allen an."

„Und draußen in den Städten, da kommt unsereiner schon gar nicht auf, schon wegen der Kongrenz," meinte ein kleiner einfältig blickender Arbeiter, „ich hab's erfahren; und ich sag halt das, wenn einer sich brav aufführt und sich nix zu schulden kommen läßt, so hat er doch quasi sein Sicheres."

„Quasi sein sicheres Elend," ergänzte Valentin lachend.

Eine laute und allgemeine Zustimmung folgte dieser Auslassung.

Jezt handelte sich's nicht mehr um Meinungen, jezt stand man auf dem Boden der Realität und jeder wußte von diesem Elend, jeder trug es mit sich wie ein an seinem Dasein haftendes angeborenes Uebel.

Und es käme immer schlimmer, sagten die einen, und es wäre nie so fühlbar gewesen, die anderen.

Der alte Michel nickte mit dem schönen weißbehaarten Kopf und lächelte nachdenklich. Früher wären halt doch viele Vergünstigungen gewesen, und jeder hätte für sich und die Seinigen das Korn bekommen, meinte er.

„Und wie lang ist's denn her, so haben wir noch unsern Bezug an Schmalz gehabt," versezte ein anderer.

„Und Holz."

„Und den Lohn obendrein."

„Freilich, nur einen geringen, ein paar Kreuzer täglich."

„Richtig, ja, ja," stammelte Michel gutmütig, „aber damals war auch alles so viel billiger, jezt sind die Preis' nicht zu erschwingen, was in der Umgebung wachst und gedeiht, wird alles nach Solenbad gebracht, und wir müssens von dort beziehen, und mit der Naturalleistung ist's ganz aus."

„Aus is!" riefen alle im vielstimmigen Chor, und selbst

Feistinger, den heimliche Belohnungen zum Aufseher über die Kameraden gemacht, meinte grollend: „Jezt fassen wir nichts mehr als das Salz, aber wir haben nichts mehr zu salzen.“

„Das Mußsalz haben sie ’s einst genannt, das den Arbeitern zugekommen ist, jezt nennen sie ’s das Gnadensalz,“ versezte der Frieder schneidend.

„Das Gnadensalz — das Gnadensalz — es ist wahr!“

Das Wort ging von Mund zu Mund, in der Wiederholung zu immer energischerem Ausdruck gelangend. Es war, als käme ihnen damit der Kontrast von einst und jezt zum deutlichen Bewußtsein. Georg, die Arme über der Brust gekreuzt, hatte wie abwesend vor sich hingestarrt. Jezt hob er plözlich den Kopf und in heiß aufsprudelnder Unmittelbarkeit, seiner inneren Bewegung gehorchend, rief er:

„Sie haben kein Recht es so zu nennen, und wir sollten es nicht dulden!“

Alle sahen betroffen zu ihm hinüber.

„Was willst denn damit sagen,“ bemerkte seine Mutter noch mehr erbost, „was misch’st du dich wieder in Sachen, die du nicht verstehst.“

Georg schien die Mahnung zu überhören und fuhr fort:

„Das Salz, das hier gewonnen wird, das unsere Arbeit dem Berge abringt, bringt einen jährlichen Reingewinn von siebzehn Millionen, und das uns spärlich zugemessene Salz, das wir erhalten, um unser Brod zu würzen, sollte ein Gnadensalz sein?“

Alle umdrängten ihn.

„Siebzehn Millionen an Reingewinn, es ist nicht möglich, siebzehn Millionen, wer hat das gesagt?“

„Niemand, ich hab’s gelesen.“

„Aha, da haben wir’s,“ rief Feistinger triumphirend, „Ihr habt es alle gehört, er hat’s gelesen!“

„Er hat’s gelesen!“ riefen alle, in Verwunderung, daß solche Dinge, die sie selbst betreffen, wo zu lesen seien.

„In der Zeitung hat er’s gelesen,“ bemerkte Feistinger hämisch, „und was da drinnen steht, braucht man nicht zu glauben, denn es ist alles nur erstunken und erlogen.“

„Und wenn’s auch zehnmal wahr wär, was geht’s uns an,“

rief die Wittwe Hofer in ihrem entschiedensten Ton, „und ob's Mußsalz oder Gnadensalz heißt, wir kriegen einmal zwölf Pfund per Kopf im Jahr, und d'ran wird nichts geändert.“

„Wir können da wenigstens nichts machen und nichts ändern,“ sprachen die andern.

„Und wenn wo ein Unrecht ist, sizt unser Herrgott zu Gericht, nicht wir,“ belehrte sie, „und er wird schon wissen, warum er alles grad so eingerichtet hat und nicht anders.“

Michel blickte sie mit einem heiter resignirten Lächeln an, dann streckte er ihr die Hände entgegen und schüttelte sie fest.

„Ja Alte, du hast's g'sagt, das ist unser bester Trost und unser einziger. Wenn wir dem Himmel vertrauen, wird sich sicher alles zum Besten wenden.“

Er hatte sich erhoben und auf seinen Stecken gestüzt, schritt er langsam den etwas aufsteigenden Weg in den Ort hinein.

Auch die übrigen Männer schritten in Gruppen gesondert den nachbarlichen Hütten entgegen. Der Holzhauer Franzel hatte mit offenem Munde zugehört, er sah nachdenklich aus, was ihm nur selten passirte.

„Meiner Seel,“ sagte er dann, wie zu sich selbst redend, 's ist unser einziger und lezter Trost.“

Er wendete sich und bemerkte Arnold neben sich, der ein stummer aber aufmerksamer Beobachter dieser Szene gewesen.

„Wissen's junger Herr,“ sagte der Holzhauer mit einer rauhen jäh hervorbrechenden Lustigkeit sich an diesen wendend, „wir armen Leut, wir glauben noch an den Himmel. Bei dem Hundeleben, das wir führen, können wir den Himmel nicht entbehren, wissens, und die Höll erst recht nicht. Mein Gott, wir müssen doch die Aussicht haben, daß uns da drüben wenigstens die Belohnung aufg'spart bleibt, und 's bleibt uns ein Labsal zu denken, daß die Reichen und Müssiggänger, die in einer Nacht mehr verprassen, als wir Armen in einem Jahr zusammenarbeiten können, dafür alle miteinander in der Hölle braten müssen. Hahaha! wissens junger Herr, es steht schon in der heiligen Schrift, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel, und es könnt unsereinen nur stuzig machen, daß diese Leut' so gar unbesorgt um ihr Himmelreich sind.“ Der humorvolle Zug verschwand aus

seinem Gesicht und machte einem jäh hervorbrechenden Zorn plaz. „Himmel-Herrgott, wenn wir d'rauf kommen täten, daß das nicht wahr ist, daß unser Herrgott unschuldig an unserm Elend ist, und sich überhaupt nicht darein mischt, meiner Seel, wenn wir d'rauf kommen täten, daß wir andere dafür verantwortlich machen müssen — dann —" er schwang die Axt wie beim Holzfällen und warf sie dann wieder über die Schulter — „dann möcht ich bei der Abrechnung schon dabei sein." Ohne Gruß schritt er fürbaß.

Frieder sah ihm mit düstern Augen nach.

„Nicht die Bücherleser, wie sie sagen, sind eine Gefahr, solche wie der da sind es allein, und niemand will das erkennen, und niemand sucht sie da, wo sie wirklich ist."

Der blasse Mann mit dem vergrämten Antliz senkte den Kopf, auch er wendete sich zum Gehen.

Valentin eilte ihm nach und suchte seinen Gang genau nach dem des alten Frieder zu regeln. Er sprach mit ihm und dachte wohl daran, ihn nach Hause zu begleiten.

Kam er mit dem Vater, konnte die kleine Evi nichts, aber auch gar nichts dagegen einzuwenden haben und durfte sich nur im Stillen ärgern.

Ob sie sich denn wirklich ärgerte, wenn er kam?

Er schien sich diese Frage wiederholt vorzulegen, aber sein vergnüglich schelmisches Lächeln bewies, daß er sie in einem ihm günstigen Sinne beantworten zu dürfen glaubte.

Mutter Hofer war schon vorhin ins Haus getreten. Arnold und Georg waren allein.

Als der junge Salzarbeiter jezt aufsah, begegnete er dem sympatischen Blick des Fremden. Sein Mund öffnete sich zu einer jäh ausbrechenden Kundgebung, aber sich noch rechtzeitig besinnend, schloß er ihn wieder und nur ein schwerer Atemzug löste sich von seiner Brust.

Arnold sezte sich neben ihn auf die Holzbank. Der Knabe litt offenbar unter seinem erwachenden Bewußtsein. Zweifel waren ihm entstanden und sie brachten ihm Schmerzen, ein heimliches Weh.

Der Aeltere ergriff seine Hand: „Haben Sie Vertrauen zu mir, Georg."

Dieser sah ihn an mit einem ernsten forschenden Blick, als wollte er in den Tiefen seiner Seele lesen.

„Ich möchte es wohl," sagte er, und um seine schmalen Lippen zuckte es, „aber in mir selbst ist kein Vertrauen und keine Zuversicht. Wer ist unser Freund? wer ist unser Feind? — Wo ist das Rechte und das Wahre, in dem was uns umgibt? — Was wir von kleinauf der Mutter nachgestammelt haben, war es nicht eine Lüge? Und die Lehren, in denen man uns großgezogen, die man uns für unser Lebtag zu erhalten sucht, beruhen sie nicht auf Täuschung? — Unsere Sinne möchten ja sagen, aber man hat unsere eigenen Sinne uns verdächtigt; — an was sollen wir uns halten? — An unser Wünschen und Bedürfen? — Es heißt, wir hätten kein Recht darauf — aber wenn wir uns selber nicht vertrauen dürfen, wie können wir andern vertrauen?"

In diesen kurzen Säzen, die er, als würde ihm unter dem andrängenden Sturm seiner Empfindungen die Brust zu enge, fast keuchend vorbrachte, sprach sich all die Hilflosigkeit und all die gewaltig glühende Kraft eines Werdenden aus, das nach Gestaltung ringt.

Arnold sah mit teilnehmendem Ernst in sein erregtes Antliz.

„Vielleicht dürft ihr doch diejenigen für die Ehrlichsten halten, die euch euer Naturrecht nicht streitig zu machen suchen, die sagen, macht die Augen auf und haltet sie offen; lernt prüfen und untersuchen, und lehnt euch an das, was die Wissenschaft bisher an Wahrheiten festgestellt hat."

„Georg, das Essen ist fertig!" erscholl die kräftige Stimme der Mutter Hofer von der Küche her.

Die jungen Männer erhoben sich. Ihre Hände hatten sich gefunden und sie umschlossen sich mit festem Druck.

Drittes Kapitel.

An dem einsamen Ufer, an dem die Villa des Gelehrten sich erhob, war es träumerisch stille. Ein sanfter Wind kam über den See herüber und führte den Duft der Alpenkräuter mit sich, die in üppiger Fülle und Mannichfaltigkeit die Felsen überwucherten. Die Sonne stand jezt am Rande des Salzberges, und ehe sie dahintersank, vergoldete sie mit ihrem glühendsten Licht die schroffen Wände, an denen einige Ziegen herumkletterten. Sie meckerten voll Behagen und suchten sich die saftigsten Sprossen aus, in ihrem Uebermut oft nur die jüngsten Triebe benagend.

Eine lichte schlanke Mädchengestalt in einem kurzen faltigen Gewande, das wie ein griechisches Kleid sie umfloß, und nur von einem Gürtel gehalten war, tauchte zwischen den Felsblöcken auf und schritt behende, fast im Laufe, die Anhöhe hinan. Hals und Arme trug sie frei, sie waren von der Luft gebräunt, in der Hand hielt sie einen Strauß von langgestielten Blumen und sie schien nach andern gleichartigen sich umzusehen. Ihr kleiner Kopf mit den reichen goldblonden Haaren war von einem Hut beschattet, den sie nun mit der Hand zurückschob. Jede ihrer Bewegungen war von jener natürlichen Anmut, die eine vernünftige naturgemäße Entwicklung des Körpers fast immer begleitet, und von jener ausdrucksvollen Lebhaftigkeit, die Geist und ein kräftiges Wollen bekunden. Kluge dunkle Augen guckten aus dem feinen Gesichtchen, die schon zu beobachten, zu vergleichen gewohnt waren. Wie froh und frei und glücklich blickten diese Augen!

In Elsa war jener gesunde Egoismus nicht unterdrückt

worden, der nach Glückseligkeit verlangt, ja diese als sein Recht begehrt. Sie fand diesen Trieb in allen Organismen wieder, fand alles davon durchdrungen, was Leben hat, und so erkannte sie überall dieselben wirkenden, waltenden Kräfte und alles sprach daher zu ihrem Gefühl, zu ihrem Herzen.

Von Gott wußte sie nichts.

Sie wußte nichts von einer Unsterblichkeit der Seele, sie glaubte nicht an den Himmel der Seeligen, aber auch die Hölle, wo die Verdammten die ewige Marter erwartet, brauchte sie nicht zu beunruhigen.

Die reine Naturanschauung, für die ihr Vater ihr die Augen geöffnet, ließ ihr die Welt in den heitersten Farben erscheinen.

Durch ihre empirische Denkweise, dadurch, daß sie alles als die Wirkungen von vorhergehenden Ursachen zu sehen gewohnt war, hatte sie viel beobachtet und überdacht, was andere Kinder als etwas von Ewigkeit Geschaffenes niemals zum Nachdenken angeregt hatte, und so waren ihre Verstandeskräfte ungemein wach und ausgebildet, während sie wieder in Beziehungen des sozialen Lebens, im Hinblick auf Zeremonien und Gebräuche, unwissender war als ein Kind.

Ihre Lebensverhältnisse waren eben ganz eigentümliche gewesen.

In England geboren, hatte sie mit ihren Eltern bis nach ihrem vollendeten elften Jahre den stillen Landsiz in Wales bewohnt. Nach dem Tode der Mutter war sie mit ihrem Vater und der alten Gerta nach dem Kontinent gekommen. Sie verweilten nur kurze Zeit in Deutschland und hatten dann in Süditalien und Algier dauernden Aufenthalt genommen. Mit ihrem Deutsch und Englisch konnte sie sich da nur wenigen verständlich machen, und so war sie stets in ihrem Umgang auf diejenigen angewiesen geblieben, die ihr Vater selbst dafür bestimmt hatte. Aber alle betrachteten das schöne originelle Kind mit den Augen des Wohlwollens, und dieses empfing die stummen sympatischen Kundgebungen voll Freude und Vertrauen und erwiderte sie auf das lebhafteste. Mit vierzehn Jahren war sie hierher in die Villa am See gekommen, und es war nun schon der zweite Sommer, den sie mit ihrem Vater hier zubrachte.

Aber auch hier war ihr Verkehr mit den Leuten im Orte

ein beschränkter geblieben; nur mühsam konnte sie sich in den Gebirgsdialekt finden und ihn verstehen.

Hier lernte sie auch zum erstenmal die Armut kennen.

Sie vermochte es erst nicht zu begreifen, daß diese Leute, die so fleißig arbeiteten und so herzensgut waren, weniger glücklich sein sollten als andere, als sie selbst zum Beispiel. Sie wollte allen geben, allen helfen.

Als ihr Vater ihr gesagt, daß ein einzelner nicht vermöge, diesen Zuständen abzuhelfen, daß das und noch manches andere Uebel in der Beschaffenheit der heutigen Gesellschaft liege, und daß diese vor der Hand nicht geändert werden könne, daß man damit warten müsse, bis die Menschen klüger und besser würden, bis die fortschreitende Zivilisation diese Aenderung herbeiführen würde, da zeigte sie sich ernstlich betrübt. Es war der erste Kummer, der diese junge Seele beschlich. Seitdem war eine heftige Neugier erwacht, die Menschen näher kennen zu lernen, und dieser Trieb des nun sechzehnjährigen Mädchens steigerte sich oft bis zu einer kaum zu bezwingenden Sehnsucht. — —

Sie war hoch heraufgeklettert und zu einem Punkt gekommen, der die weiteste Aussicht über den See gewährt.

Sie bückte sich jezt um eine Blume zu brechen, und ein Augenblick weilte ihr sinnender Blick auf den schönen vollen Kelchen, die den langen schlanken Stiel beschwerten, der troz dieser Last so aufrecht bleibt, so gerade und stramm dem Licht entgegenwächst, und dadurch einen Beweis von Energie und Kraft gibt, den Elsa, in ihrem Verständnis für solche Erscheinungen stets bewundert hatte.

Heute vermochte sie das Problem nicht zu fesseln. Ihr Blick wendete sich von den Blumen hinweg dem jenseitigen Ufer zu. Dort standen die Hütten, und darin wohnten Menschen, denkende, fühlende Geschöpfe wie sie selbst, und darunter junge Herzen, die eben so unruhig pochten wie das ihre.

Sie legte die eine Hand vor die Augen, um sich vor der Sonne zu schirmen, und den Körper leicht vorwärts beugend horchte sie hinaus. Eine webende Stille umfing sie; lautlos tanzten die Mücken im Sonnenschein. Von drüben mußte jeder Ton über den See zu ihr herüber dringen. Die Schallwellen, durch nichts gehemmt, pflanzten sich in ungeminderter Stärke

fort, sie sollten ihr Kunde bringen von dem Leben und Treiben der Menschen.

Es blieb alles ruhig. Nur in weiter Ferne plätscherte ein Ruder im See. Ein leichter Seufzer schwellte die Brust der Einsamen.

Es war ein Seufzer der Unschuld und doch eines heißen sehnsüchtigen Verlangens.

Da — horch — ein Ruf! Eine Melodie schließt sich daran. So schlicht, in einigen Tönen nur bewegt sie sich, aber die Stimme klingt voll und rein.

Ein heller Schimmer der Freude erglänzt in ihren Augen; sie springt abwärts, wie eine Gemse, von Stein zu Stein, und das Geröll rollt unter ihrem flüchtigen Fuß hinweg. Jezt ist sie mit dem Dach der Villa in gleicher Höhe und sie blickt nach dem Landungsplaz hinab.

Dort liegt ein Boot, aber der damit gekommen, ist ausgestiegen. Sie hat ihn nach der Stimme erkannt, es ist Georg.

Hat er nicht auch ihre kleine Freundin, die Evi mitgebracht? Sie duzen sich seit kurzem, und Elsa ist ganz glücklich, wenn sie sie bei der Hand halten und mit ihr plaudern kann, während Georgs unbeholfene Schüchternheit ihr nicht Stand hält.

Auch heute hat er gewiß sofort den Vater aufgesucht — sie sieht ihn nirgends.

Sie legt ihre Blumen auf die Brüstung der Holzgallerie, die das Haus von allen Seiten umgibt und sich hier, in dem äußersten Winkel, an einen vorspringenden Felsblock anlehnt. Die Rückseite des Hauses steht frei; da die Felswand hier etwas zurückweicht, war eine Art Hofraum entstanden, in den die Küchentür mündet, und von welchem eine von außen angebrachte hölzerne Treppe nach dem ersten Stock hinaufführt.

An diesem immer kühlen Ort pflegte Frau Gerta, die Haushälterin, an heißen Sommertagen zu sizen und zu stricken, und dazwischen einen alten Kater zu streicheln.

Auf Aussicht legte sie keinen Wert, sie behauptete die Gegend schon zu kennen; nur hie und da sah sie nach dem kleinen Streifen des blauen Firmaments, der sich ihr zeigte, aber auch hier leitete sie mehr ein meteorologisches als andächtiges Interesse; der Philosoph Marr hatte auch seiner Dienerin den Himmel der frommen Seelen entfremdet.

Als sie nun wieder ihren Blick nach oben wandte, begegnete sie den lachenden Augen Elsas, die auf sie herabsahen.

„Ist Besuch gekommen, Gerta?“

„Ja, und er ist ohne zu fragen, ob wir ihn auch empfangen wollen, gleich zum Vater hinaufgestiegen.“

„Gerta, da sieh, ich streue dir Blumen aufs Haupt; du bist so lieb und tust sie ins Wasser, ich habe keine Zeit dazu.“

Sie warf all' die langstieligen Glocken hinunter und dann den denkbar kürzesten Weg erwählend, ergriff sie mit beiden Händen die Brüstung und schwang sich mit knabenhafter Behendigkeit und Kraft über dieselbe hinweg.

Sie schien diese Voltige schon öfters ausgeführt zu haben, denn Frau Gerta, die ihr zugesehen, alterirte sich keineswegs darüber.

Elsa lief die Gallerie entlang und trat durch die offene Tür inmitten der Façade in das große Wohnzimmer ein, das mit einem gewissen Luxus ausgestattet war.

Rechts davon befanden sich ihre eignen beiden Appartements, links führte eine, nur durch eine Portiere geschlossene Tür in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

Der Eintritt in dasselbe ist ihr nie gewehrt.

Sie löst den Hut von ihrem Haupte und wirft ihn bei Seite, dann wendet sie sich der Türe zu. Schon im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, hält sie betroffen inne.

Das ist nicht Georgs Stimme, es ist nicht seine schüchterne Art sich auszudrücken. Sie vernimmt eine kraftvolle gewandte Sprache, wie ihr Vater sie führt; dabei klingt der Ton so weich, die Laute rein und deutlich. Niemand hier zu Lande spricht so, ja es däuchte ihr, als hätte sie ein so jugendlich schönes Organ noch nie gehört.

In hastiger Mädchenneugier steckt sie den Kopf vor und entsendet einen spähenden Blick hinter dem Vorhange hervor.

Sie sieht den Vater in seinem Lehnsessel am Schreibtisch sizen.

Er wendet ihr den Rücken zu und seine noch immer breiten Schultern, der mächtige Kopf mit der silberweißen Mähne, die ihn umflattert, verbergen ihr denjenigen, der seitwärts vom Schreibtisch plaz genommen.

Rasch beugt sie sich noch weiter vor, und jezt sieht sie in das Antliz eines jungen Mannes und bleibt daran hangen.

Im Schauen verloren, von einem eigenartigen Gefühl durchzittert, hört sie seine Worte ohne ihren Sinn zu fassen. Aber in dem Maße, als er lebhafter wird und sein ausdrucksvolles Auge die Gefühle seines Innern wiederspiegelt, wird ihr alles deutlicher, sie bleibt wie gebannt an ihrem Lauscherplaz und horcht gespannt, ja atemlos.

„Sie billigen also meinen Plan, Herr Marr, Wien zu verlassen und meine weiteren Studien im Auslande zu machen?"

„Durchaus, Arnold, Sie werden die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse anderer Staaten studiren und die Kulturzustände und Bedürfnisse anderer Nationen kennen lernen. Ihr Urteil über die Zustände im eigenen Lande wird dadurch geschärft und Sie werden dadurch jenen weiten Blick, jene Voraussicht erlangen, die allein befähigt, in die geistige Arbeit der Menschheit, in die Zeitbewegung werktätig einzugreifen."

„Sie haben uns für diese Bewegung neue Gesichtspunkte erschlossen und neue Hilfsmittel gegeben."

Marr neigte sinnend das Haupt.

„Mein junger Freund, wir stehen hier am Anfange. Wir sind weit vorgeschritten in abstrakten Teorien, weit in Philosophie und in all den Wissenschaften, die die Erforschung des Vergangenen sich zur Aufgabe gesezt, aber auf politischem und nationalökonomischem Gebiet ist unser Wissen noch ein geringes."

„Und doch liegt auf diesem Gebiet alles Neue, alles Werdende, alles was auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und das Geschick der Völker von Einfluß ist."

„Es wird der Gegenstand ernster Studien sein, und Sie Arnold, werden zu denen gehören, die diese neuen Wahrheiten vertiefen und erläutern."

„Ich möchte es, aber ich verzweifle oft an meinen geringen Fähigkeiten."

„Sie sind begabt und Sie treibt kein selbstisches Interesse;" Marr legte mit einem Gemisch von Güte und Milde seine weiße schlanke Hand über die gebräunte des Jüngern; ich kenne Sie genau Arnold, es lebt in Ihnen, gleichsam als eine Grundleidenschaft ihres Wesens, etwas von dem Gemeinsinn, den

unsere heidnischen Altvordern dereinst besessen haben und der nun zugleich mit einer neuen Weltanschauung wieder auftaucht."

„Weil diese neue Weltanschauung in diesem Gemeinsinn wurzelt," rief Arnold lebhaft; „sie ist die Erkenntnis, daß der Mensch selbstbestimmend in sein Leben eingreift, aber daß nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte jene notwendigen Verbesserungen und Bedingungen gesellschaftlichen Lebens bewirkt werden können, und daß nur die also verbündete Menschheit den Kampf aufnehmen kann gegen die zerstörenden Naturgewalten, indem sie ihre Geseze erforscht, sie paralisirt und so den Fluch in Segen wandelt.

„Und diese neue Weltanschauung wird, wie alle neuen Ideen ihre Märtyrer haben," sagte Marr mit einem ernsten Lächeln; „doch keiner von uns wird von dieser Bühne abtreten, ohne ein Stück Arbeit geleistet zu haben; es ist nur zu bedauern, daß bei dieser Arbeit so wenige durchaus unabhängig und frei sind."

„Ich werde es sein," versezte Arnold mit Bestimmtheit.

Marr legte den Kopf in die aufgestüzte Hand und ernst und ruhig sah er in das erregte Gesicht des Jüngern.

„Täuschen Sie sich hier nicht, Arnold. Geist und Karakter machen unter unseren gegenwärtigen Verhältnissen einen Menschen nicht frei, es ist nur das Geld, es ist nur die bevorzugte Stellung."

„Es wird mir nicht an dem einen und nicht an dem andern fehlen; mein Vater wird dafür sorgen."

„Der Mann, den Sie Vater nennen, besizt allerdings ein bedeutendes Vermögen und er nimmt in der Gesellschaft einen ersten Rang ein, aber Sie sind nicht sein legitimer Sohn."

„Er hat keinen andern und er wird kaum jemals ein legitimes Kind haben, denn seine Gattin kränkelt und die Aerzte geben ihr keine Hoffnung auf Nachkommenschaft."

„Wenn auch; nach unserem bürgerlichen Gesezbuch besizt ein Vater nicht das Recht, sein außereheliches Kind zu adoptiren und ihm sein Vermögen zu hinterlassen."

„So ist es, aber diese unnatürlichen Bestimmungen des altrömischen Rechts, die es einem Manne verbieten, seinem Erzeugten seinen Namen zu geben, erkennen ihm gleichwohl das Recht zu, mit seinem fünfzigsten Jahre jedes fremde Kind zu

adoptiren. Mein Vater hat dies Alter noch nicht erreicht, ja ich glaube, es fehlen ihm noch mehrere Jahre dazu, aber sobald er es erreicht hat, wird er, indem er mich verleugnet, meine Adoption durchsezen. Ich bin außer seinem Hause erzogen, ich trage den Namen meiner Mutter, und man wird seine Vaterschaft nicht beweisen können."

Marr lächelt. „Und unzähligemal wird man dem Gesez in dieser Weise eine Nase gedreht haben, aber bei Leuten von Rang und Titel dürfte dies doch nicht so leicht sein, und die Uebertragung der freiherrlichen Krone auf einen bürgerlichen Doktor wird der Genehmigung des Landesherrn bedürfen und von seiner besondern Gnade abhängen."

„Baron Reinthal hofft auch diese zu erhalten. Ich selbst strebe nicht darnach, ich wünsche es nicht einmal, ich wäre dann vielleicht durch Rücksichten gebunden; was ich allein wünsche ist, daß mein Vater mir die Mittel an die Hand gäbe, mich unabhängig zu machen. Er wird dies tun, denn" — seine Stimme sank zu einem Flüstern herab und ein schmerzliches Lächeln umzuckte seinen Mund — „er hat viel gut zu machen mir gegenüber."

Marr ergriff in liebevoller Teilnahme abermals Arnolds Hand. „Die alte Geschichte, nicht wahr, Arnold? ein Kavalier, der ein junges, unerfahrenes Mädchen verführt hat."

Dieser schüttelte den Kopf. „Nicht so ganz. Es war hier von zwei ganz jungen Leuten ein echter Herzensbund geschlossen worden. Die Briefe, die sie miteinander gewechselt, sind in meinem Besiz, und sie bezeugen es. Seine Sprache darin ist von einem wahrhaft bestrickenden Zauber. Voll Glut, ermangelt seine Zärtlichkeit doch nicht der Ehrfurcht, und der damals erst Zwanzigjährige schwört dem Mädchen seiner Wahl Liebe und Treue fürs ganze Leben. Aus Marie Lefebres Briefen leuchtet anfänglich ein so stillverschämtes Glück, ein so unschuldiges Vertrauen, das aber alsbald zu einer heißen Leidenschaftlichkeit sich steigert. Sie liebt ihn mit Fanatismus. Er wollte ihr alles sein, und er ist ihr alles geworden; er durfte fordern, und so ist's denn gekommen, daß ihr zu geben nichts mehr übrig blieb."

Arnolds Stimme klang eigentümlich bewegt, als er nach einer Pause fortfuhr: „Wer wünschte nicht so geliebt zu werden,

und nur so erscheint mir die Liebe des Weibes in ihrer ganzen Hingebung und Größe. Aber der Mann, dem ein solches Glück zuteil geworden, hat eine große Schuld übernommen, die er nur dann abtragen kann, wenn er das Wesen, das eins mit ihm geworden, mehr liebt als sich selbst. Mein Vater mußte diese Verpflichtung gefühlt haben, und als sie ihm anvertraute, daß sie sich Mutter fühle, erneuert er seine Versprechungen, sie auch vor der Welt zu seiner Gattin zu machen, sobald er majorenn geworden und imstande sein werde, eigenwillige Verfügungen zu treffen. Leider machte ein Befehl seines Vaters zu der Zeit seine Entfernung nötig, und so mußte er sich von seinem Weibe trennen."

„Marie Lefebre wohnte damals mit ihrer Mutter zusammen, die Sprachlektionen erteilte, und Baron Reinthal war der Schüler der letzteren gewesen?" fragte Marr.

„Ja, aber meine Großmutter hatte dies Verhältnis niemals begünstigt. Aus den Briefen geht hervor, wie zwischen den Liebenden alles heimlich verabredet wurde, und das Verhältnis ist ohne ihr Wissen eingeleitet und, wie es scheint, gegen ihren Willen fortgesetzt worden. Auch in den Briefen, die meine arme Mutter jetzt an den fernen Geliebten richtet, und um ihn weint, klagt sie wiederholt über die Härte der ihrigen. Das arme junge Herz muß damals unsäglich gelitten haben, und sie beschloß in Schmerzen und Tränen ihr kurzes Leben — sie ist bei meiner Geburt gestorben."

Arnold schwieg. Ein Seufzer stieg über seine Lippen.

Elsa stand noch immer an der Tür, unbeweglich, wie unter einem Banne. Ihr Herz klopfte, ihre Wangen brannten. Jedes seiner Worte war ihr bis in die Seele gedrungen, sie brachten ihr die Offenbarung einer Liebe, die sie noch nicht gekannt. Und er hatte von dem hohen Glück gesprochen, das sie den Menschen bringt, und sie hing an seinen Lippen, an seinen Augen, wie er das sagte, und sie glaubte an dies Glück.

Auch Marr hatte eine Weile geschwiegen, jetzt fragte er voll ernsten Interesses: „Und wie benahm sich hierauf Ihr Vater?"

„Ueber den Vorgängen aus jener Zeit schwebt ein geheimnisvolles Dunkel, das ich bisher nicht zu lichten vermochte. Das Datum der Briefe Baron Reinthals reicht nicht bis zu

jener Zeit, wo die Niederkunft erwartet wurde, und ich weiß auch nicht, wie er die Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren und die Mutter in Lebensgefahr schwebe, entgegengenommen hatte. Ich wußte in den Tagen meiner Kindheit nichts von ihm. Ich blieb bei der Großmutter und die sprach mir nie von meinem Vater, sie nannte mir nicht einmal seinen Namen. Als ich älter wurde und diesbezügliche Fragen an sie stellte, sezte sie ihnen einen finstern Blick und ein hartnäckiges Schweigen entgegen. Auch über die lezten Tage meiner Mutter erfuhr ich nichts, und als ich später meinen Vater kennen lernte und Aufklärungen von ihm begehrte, bat auch er mich, ihn nicht an eine Zeit zu erinnern, die den bittersten Schmerz seines Lebens in sich schließe. Es mochte ihn wohl manches bedrücken, und seis auch nur der Kummer, daß er ihr sein Versprechen nicht halten, ihr nicht die Liebe zurückzahlen konnte, die sie ihm geweiht bis zu ihrem lezten Atemzuge.

Er ist tief in ihrer Schuld geblieben.

Ich vermag das Verhalten meines Vaters nicht genau zu beurteilen, aber ich kann und will nicht glauben, daß er sein Kind im Stich gelassen, daß er sich jeder Sorge dafür entäußern wollte; ich vermute vielmehr, daß meine Großmutter mich ihm nicht ausliefern wollte, da sie den Mann haßte, den sie als die, wenn auch nur indirekte Ursache des Todes ihrer Tochter angesehen hat; kam es mir doch oft vor, als haßte sie auch mich.

Es war viel Leidenschaft und Stolz in dieser alten Frau, und das Elend, die immer zunehmende Dürftigkeit, in der wir lebten, hat diesen nicht niederbeugen können.

So hat sie denn auch jede Hilfe, jede Unterstüzung des Vaters zurückgewiesen.

Endlich begann sie zu kränkeln. Es war bisher ihre Absicht gewesen, mich studiren zu lassen; ich sollte Jurist werden, ich sollte die Geseze kennen lernen, um mich jeder Ungerechtigkeit erwehren zu können; die gute alte Frau, sie wußte wohl nicht, daß diese selbst so viel Ungerechtigkeit enthalten. Nun aber, wo sie so mühselig verdiente, und uns kaum das Leben zu fristen vermochte, mußte sie diese Lieblingsidee aufgeben. Ich trat aus der Schule und kam zu einem Tischler in die Lehre.

Noch ein Jahr trug sie all die Mühsal des Lebens, dann waren ihre Kräfte aufgebraucht.

Jetzt erst, ich war fünfzehn Jahr alt geworden, hatte sie mir jene Briefe eingehändigt, die mir einigen Aufschluß über meine Eltern brachten und mir die hochherzige Gesinnung, die Reinheit meiner Mutter verbürgten.

Sie wurden mir dadurch zu einem köstlichen Vermächtnis. Eine heiße sehnsüchtige Zärtlichkeit brannte damals in meinem Herzen auf. Zum erstenmal beweinte ich den Tod meiner Mutter, und zum erstenmal fühlte ich das Bedürfnis, geliebt zu werden und wieder zu lieben. Aber eine Sterbende streckte mir ihre eisige Hand entgegen, und so sollte ich denn bald ganz verlassen sein.

So mochte es wohl gekommen sein, daß den armen Burschen, der in der weiten Welt niemanden hatte, den er lieben durfte, jene große Liebe für die Allgemeinheit erfaßte, und daß derjenige, der selbst bitter von der Armut litt, die Armen und Unterdrückten so fest an sein Herz schloß.“

„Und Ihre Großmutter starb, ohne den Baron wiedergesehen zu haben?“

„Es war einige Stunden vor ihrem Tode, da ließ sie mich plötzlich aus der Werkstatt holen.

Als ich an ihr Bett trat, zog sie mich an sich und küßte mich. Ich bemerkte Spuren von Tränen an den fahlen eingefallenen Wangen und ihr Körper bebte wie vor innerer Erregung.

Arno, sagte sie, ich habe soeben das Schwerste für dich getan, was ich mir auferlegen konnte, vor einigen Tagen noch hätte ich es nicht für möglich gehalten, aber man wird schwach wenn man stirbt, schwach, schwach! wiederholte sie einigemale. Dann nahm sie von ihrem Nachttisch einen bereits geschlossenen Brief und hielt ihn mir hin: Schreibe die Adresse darauf, meine Hände können es nicht mehr. Ich gehorchte und ergriff die Feder. An die Baronin Ilona Reinthal, diktirte sie. Es war die Gattin meines Vaters, der, wie sie mir vor einiger Zeit gesagt, seit Jahren verheiratet war. Als ich geschrieben, langte sie aufs neue nach dem Brief und besah ihn lange.

Er wird verhindern, daß du im Elend verkommst — er

wird dir deinen Vater wiedergeben, murmelte sie. Es bedurfte also nur eines Briefes, eines Wortes von ihr, um Vater und Kind zusammen zu führen, und sie hatte so lange damit gezögert. Und jezt noch — ich sah sie ringen mit ihrem Stolz — bereute sie nicht schon wieder? — Krampfhaft umschloß sie den Brief und ihre zitternden Finger begannen ihn zu zerknittern. Großmutter, bat ich, gib mir den Brief, ich möchte meinen Vater so gerne kennen lernen. — Du sollst ihn kennen lernen, ächzte sie. — Aber warum hast du nicht an ihn selbst geschrieben? fragte ich noch. Es ist besser so, lispelte sie, und ließ sich kraftlos in die Kissen zurücksinken.

Ich eilte auf die Post; als ich zurückkam, traf ich die alte Frau im Zustande der Agonie. So war denn die Versöhnung der Augenblick des Sterbens gewesen. Sie atmete noch einige Stunden, aber das Bewußtsein war ihr nicht wiedergekehrt."

„Und dieser Brief hat in der Tat einem bisher verlassenen Kinde den Vater gewonnen?"

„So ist es; Großmutter war seit acht Tagen begraben, da berief mich eine Karte in das erste Hotel von Solenbad. Ich fand dort eine äußerst elegante Dame und einen schönen Mann, der mich neugierig betrachtete und mich über meine Verhältnisse auszufragen begann. Die Jugendlichkeit dieses Mannes ließ den Gedanken, er könne mein Vater sein, nicht aufkommen; ich selbst hatte bereits ein jünglinghaftes Aussehen. Er nannte sich einen Freund meines Vaters, der ihn beauftragt habe, mich nach Wien zu bringen. Ich sollte dort einen Beruf erwählen der mir besser zusagen würde, ich sollte studiren. Der Vorschlag entzückte mich. Ich sah die Möglichkeit vor mir, aus niedern, drückenden Verhältnissen mich zu befreien, um an der Befreiung anderer arbeiten zu können. Dieser Gedanke besiegte jeden Einwand, den ich hätte erheben können. Ich ging mit ihnen.

Erst später enthüllte sich mir mein Gönner zugleich als mein Erzeuger, ohne daß unsere Beziehungen dadurch einen andern Karakter angenommen hätten. Nur nach und nach rückten wir uns näher. Ich fand ihn schön und liebenswürdig, voll Geist und Noblesse, ich bewunderte ihn. Er mochte es fühlen, und es schien ihm wohl zu tun.

So entwickelte sich zwischen uns etwas wie Freundschaft. Ich kam nun öfter in sein Haus. Ich sah seine Gemahlin wieder, die mir reservirt, fast mit einer gewissen ängstlichen Scheu gegenüberstand, die ich mir nicht zu erklären wußte. Baron Reinthal versicherte mich, daß sie, die unser wahres Verhältnis kannte, einer Adoption keineswegs entgegen sei, ja diese sogar wünsche.

Um diese durchzusezen, bedarf es aber, wie Sie, verehrter Freund wohl wissen, einiger Vorsicht.

Seit ich den Doktorgrad erworben, zeigt mein Vater ganz öffentlich das Interesse, das er für mich gefaßt, aber er verschweigt unsere natürlichen Beziehungen."

„Ich begreife das. Ihr Vater hat nicht anders als korrekt gehandelt. Und wenn man seine Jugend, seine Abhängigkeit, die Vorurteile seines Standes, gegen die er anzukämpfen hatte, inbetracht zieht, so kann man ihm auch aus seinem früheren Verhalten kaum einen Vorwurf machen. Es ist durchaus Kavalier. Aber glauben Sie, Arnold, daß ein solcher Ihre Bestrebungen verstehen, daß er sie billigen und unterstüzen werde?" Es lag etwas Sarkastisches in dem Ton, in welchem Marr diese Frage stellte.

„Mein Vater ist kein Reaktionär," versicherte Arnold lebhaft. „Er gehört der Opposition an, er ist freiheitlich und fortschrittlich gesinnt. Uebrigens habe ich ihm aus meinen Ueberzeugungen, aus den Prinzipien, die mich zum Handeln bewegen, niemals ein Hehl gemacht. Er kennt dieselben, und wenn er sie auch nicht völlig teilt, so sucht er sie doch nicht zu bekämpfen. Ich sagte ihm einmal, daß ich es vorzöge, ein simpler Arbeiter und unabhängig in meiner Gesinnung zu sein, als in einer hohen Stellung, die mich zum vollstreckenden Werkzeug einer mir fremden Meinung machte. Er lachte und nannte mich einen Idealisten. Aber zugleich sprach er den Wunsch aus, daß ich reisen möchte. Ich sollte mich in der Welt umsehen, mich ein wenig in den Strudel des Lebens stürzen, damit ich nicht zu ernst und melancholisch würde, ich sollte die Gesellschaft kennen lernen. Sie wissen bereits, wie sehr dies mit meinen eigenen Intentionen übereinstimmt."

„Gewiß Arnold, aber die Welt und die Gesellschaft, die

er meint, ist jedenfalls die vornehme Welt und die gute Gesellschaft."

Arnold hatte ein fröhliches Lachen, in dem wieder ganz sein jugendlich unbekümmerter Sinn hervortrat.

„Erraten, Herr Marr, und ich will auch diese kennen lernen. Ich habe zu diesem Zwecke hinlängliche Empfehlungen. Es ist der alte Adel, die Erbgesessenheit, zu der ich da Zutritt erhalte, aber die Neuen, zu denen wir gehören, interessiren mich auch in der Fremde weit mehr; Sie, teurer, väterlicher Freund, stehen mit manchem unter ihnen, und es sind die bedeutendsten Geister, in Verbindung. Ich bitte Sie nun, mich an diese zu weisen, sie sollen mir Führer sein und Berater."

„Gerne," rief Marr, und er erhob sich.

Auch Arnold war aufgestanden.

Elsa schrak in die Höhe. Ihr schien es, als ob die Herren sich der Tür näherten, und ohne sich über ihr Tun Rechenschaft geben zu können, floh sie in bebender Hast vor ihnen hinweg.

Sie huschte über den weichen Teppich und zur Tür hinaus.

Jezt war sie im Garten, und als sie inne hielt, um Atem zu schöpfen, bemerkte sie den Salzarbeiter Georg, der sie gleichfalls gesehen, und von der Bank, auf der er zuwartend gesessen, rasch aufgesprungen war.

Sie blickte ihn groß, verwundert an, wie jemand, der aus einem Traum erwacht und sich der Wirklichkeit wieder gegenübersieht.

Er hat den Hut vom Kopf genommen, aber er bewegt sich ihr nicht entgegen. Eine dunkle Wolke steigt in sein blasses Jünglingsgesicht und färbt es lebhaft.

So vergeht eine Minute des Zauderns von ihrer, schüchterner Zaghaftigkeit von seiner Seite. Dann ruft sie plözlich „Georg!" und rasch, als dränge sich, was ihr das Herz erfüllt, unaufhaltsam auf ihre Lippen:

„Ich bin so glücklich heute!"

Sanft errötend, jungfräulich schön und glückbewußt steht sie vor ihm. So glaubt er sie noch nie gesehen zu haben.

Er blickt in das liebliche, bewegte Antliz und ihre Wonne wird zu der seinigen.

Eine Blutwelle drängt sich ihm zum Kopf und Herzen,

dem auflodernden Feuer gleich. Er atmet kaum unter dem Aufruhr dieser Sinne, der ihm blizartige Empfindungen und Vorstellungen erzeugt, die er nicht auszudenken vermag.

Was ist mit ihr vorgegangen — und was mit ihm selbst?

„Er ist mit Ihnen hierhergekommen — Sie kennen ihn, Georg?“

„Ihn,“ seine Lippen sprechen es mechanisch nach.

„Den fremden Herrn — Arnold —“ mit unendlicher Weichheit spricht sie den Namen aus, so klangrein und ein wenig verschämt.

Er fühlt einen stechenden Schmerz, er trifft ihn kalt und scharf ins Herz, aber er gibt ihm die Besinnung wieder. Seine Wangen erhalten ihre gewöhnliche Blässe.

„Sie haben ihn gesehen, Fräulein?“

„Ja.“

„Und gesprochen?“

„Ich blieb nur an der Tür, ich lauschte dort; er erzählte dem Papa die Geschichte seines Lebens,“ sie trat dem Jüngling einen Schritt näher und sagte im Tone einer reizenden Vertraulichkeit: „Georg, ich habe Sie oft bekümmert gesehen, jezt dürfen Sie es nicht mehr sein; er ist Ihr Freund, und er wird alles Gute zur Wahrheit machen.“

„Das kann er nicht, denn das kann nicht Einer.“ Jäh, in rauher Zurückweisung, fast bebend kam es von den Lippen des Arbeiters.

Elsa sah ihn mit den dunklen Augen an, die noch in Begeisterung erglänzten.

Er wandte sich ab, er wollte ihr nicht mehr ins Gesicht sehen.

Er wußte jezt, wie es ihr ums Herz war, und zugleich hatte er entdeckt, wie es um das seinige stand.

Aber diese plözliche Erkenntnis brachte ihm ein heftiges Weh. Scham und Reue, Zorn und Sehnsucht durchtobten ihn.

Seit er vor einem Jahre das blonde Mädchen gesehen, hatte er einen Eindruck empfangen, der sein ganzes Leben durchdrang; mit Elsa war dem armen Jungen etwas wie die Poesie des Daseins aufgegangen. Er hatte sie auf sich wirken lassen, ohne darüber nachzudenken. Nun wußte er, daß er dem

Mädchen nichts war, daß er ihm nichts sein konnte, und so war sein Gefühl eine Unnatürlichkeit, eine Lächerlichkeit, und er empfand diesen Zustand als eine Schmach.

„Wohin wollen Sie, Georg?“ fragte Elsa, als sie sah, wie dieser von ihr hinweg dem Ufer zuschritt.

„Am liebsten fort, aus den Bergen hinaus,“ entgegnete er rauh.

„Sie sagten uns einmal, Sie könnten das nicht, so lange die Mutter lebte, weil Sie versprochen hätten, bei ihr zu bleiben.“

„Ja,“ sagte er schwer, „ich habe es versprochen.“ Dann alles, was an Widerstandskraft in ihm war, zusammenfassend: „Ich werde es auch halten.“

„Ich denke mirs wohl, Georg,“ entgegnete sie sanft, indem sie an seiner Seite weiter schritt, „es muß Ihnen schwer fallen, daß Sie nicht hinaus können in die Welt, um in ihr zu lernen. Herr Arnold hat Ihnen wohl auch dazu geraten, und er hat Ihnen wohl von den großen und kleinen Vorgängen dieser Welt erzählt, mit Worten, die eine überzeugende Kraft haben und einem das Herz bewegen.“

„Ja, Worte haben eine sonderbare Kraft,“ bestätigte er mit einem herben Lächeln, „aber sie können einem auch das Herz vergiften.“

„Elsa!“ rief es in dem Augenblicke vom Hause her.

Sie wandte sich rasch um und sah den Vater, von dem Fremden gefolgt, auf dem Fußwege daher kommen.

Ein Zagen überfiel sie, am liebsten wäre sie davon gelaufen, aber schon hatte sie der Vater bemerkt und schritt mit einem fröhlichen Lächeln ihr entgegen.

„Da bist du ja, ich fürchtete schon, ich würde Doktor Lefebre mein wildes Mädchen gar nicht zeigen können. Es ist mein junger alter Freund Arnold, ich habe dir schon von ihm gesprochen, Elsa, und er kennt dich seit lange, wie er mir sagt, noch ehe wir nach dem Süden gingen. Sie ist indes gewachsen, wie, Arnold?“

„Sie hat noch die goldblonden Haare wie damals,“ bemerkte er lächelnd und als spräche er zu einem Kinde, dann sich direkt an sie wendend: „Ihr Vater, mein Fräulein, hat auf mein Denken und Empfinden einen so großen Einfluß genommen, er

ist mir so väterlich nahe getreten, daß wir beide uns fast als Geschwister ansehen dürfen."

Sie, die bisher tief beklommen gestanden, wendete nun den Blick zu ihm empor.

„Mir ist, wenn ich Sie höre — als fände ich etwas, das in mir gelegen, nun außer mir — in Ihnen wieder."

Sie sagte es leise in unzusammenhängenden Säzen wie eine Eingebung, die einem selbst in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht aufgegangen ist. Arnold fühlte sich von diesen Worten eigentümlich berührt, und vielleicht mehr noch von dem Blick ihrer Augen, die so dunkel, so phantasievoll, so ähnlich den schönen Augen ihres Vaters waren.

Er reichte ihr in rascher Geberde die Hand entgegen und hielt die ihrige einen Augenblick fest in der seinigen. Dann wandte er sich wieder Marr zu, es gab noch einiges zu rekapituliren, ehe man sich trennte.

Langsam schritt man den Booten zu.

„Sie werden mir die Ergebnisse Ihrer ferneren Studien mitteilen und mich Einsicht in Ihre Arbeiten nehmen lassen," sagte Marr, und als Arnold diese Teilnahme als eine Gunst begehrte, fuhr er fort: „Ich werde Sie auch mit einigen Arbeiten für mich betrauen. Sie werden, ohne dadurch aufgehalten zu sein, mir einiges, besonders statistisches Material liefern können, das ich zu verwerten gedenke."

Er legte seinen Arm in den Arnolds und sagte leiser mit einem milden Lächeln: „Ich hoffe, Sie wieder zu sehen, sollte mir dies aber nicht mehr vergönnt sein, so werden Sie meine lezten Arbeiten übernehmen als mein Vermächtnis."

Arnold sah bewegt auf und in das blasse schöne Gesicht Marrs, in das Krankheit schon einen Zug des Leidens gedrückt, der hier, im vollen Licht des Tages, ihm erst recht deutlich wurde.

Er wollte etwas erwidern, aber Marr wies auf sein Kind und bedeutete ihm zu schweigen. Sie waren am Ufer; Georg war bereits in das Boot gesprungen und steckte das Ruder in die Bastriemen.

Arnold hatte den väterlichen Freund umarmt und dieser küßte ihn wiederholt und herzlich.

Nun wandte sich Arnold Abschied nehmend an Elsa.

„Auch wir werden uns wiedersehen, mein Fräulein,“ sagte er mit Wärme, ohne jedoch ihre Hand zu ergreifen, „möge es dann zu guter Zeit geschehen und fröhliche Hoffnung uns erfüllen.“

Sie nickte stumm. Er mochte vielleicht eine Antwort erwartet haben, und so neigte er sich forschend zu ihr hinab, um ihr ins Antliz zu sehen.

Ihr Mund zuckte unter niedergehaltenen Tränen und die dunklen gesenkten Wimpern schimmerten feucht.

Er mußte über den kindischen Kummer des jungen Herzens lächeln, zugleich überkam ihn eine, wie er meinte, ganz brüderliche Regung, und zärtlich beruhigend strich er mit der Hand über das goldige Haar.

Indem er noch einmal den beiden zuwinkte, sprang er in das Boot.

Georg ruderte mit Macht. Bald war das Boot weit draußen im See — und noch ein Winken und Grüßen.

Vater und Tochter blieben am Uferrande; sie sahen dem Boote nach und sahen noch in dieser Richtung, nachdem es, den Weg nach der Mühle nehmend, ihren Blicken schon entschwunden war.

Die Sonne war längst hinter dem Salzberge untergegangen, kühl wehte es vom Wasser herauf.

Marr, der lange unbeweglich geblieben, durchschauerte es plözlich. Er wandte sich und bemerkte sein Kind neben sich.

„Du bist noch da, Elsa, und so still?“

Sie warf sich in einem Ausbruch ungestümer Leidenschaftlichkeit ihm an den Hals. Die lang zurückgehaltenen Tränen stürzten ihr aus den Augen und schluchzend rief sie: „Wird er denn auch wirklich wiederkommen, Papa?“

Marr drückte das Kind fest an seine Brust.

„Er kommt, beruhige dich,“ sagte er, und wie zu sich selbst sprechend: „Es war unvorsichtig, Natur und Einsamkeit machen ein junges Mädchenherz allzu empfindlich.“ Dann den Arm der Tochter in den seinen ziehend, „du sollst von nun an mehr Zerstreuung haben, wir werden den kommenden Winter an der Riviera verleben.“

Viertes Kapitel.

Vier Jahre waren seitdem vergangen. Marr hatte, wenn er auch die Absicht gehabt, seine Tochter vertrauter mit der Welt zu machen, doch den weitaus größten Teil dieser Zeit in stiller Zurückgezogenheit verbracht. Für einige Monate war er immer nach seiner Villa am See gekommen, und er hatte auch einen Teil seiner Bibliotek hierher gebracht. Sein Gesundheitszustand hatte sich indes stetig verschlechtert. Er wußte seit lange, daß eine Genesung unmöglich sei, und er erwartete sein Ende mit jener heitern Ruhe, die denen eigen ist, die auf ihr vergangenes Leben mit einiger Befriedigung zurückdenken und ein zukünftiges nicht inbetracht ziehen.

Der Gedanke an Elsa, die er so allein zurückließ, beunruhigte ihn zuweilen. Er hatte indes alles getan, um ihr jene persönliche und ökonomische Unabhängigkeit zu sichern, die sie frei machen und vor gesellschaftlichen Konflikten bewahren sollte. Sie hatte fast ihr zwanzigstes Jahr erreicht und er hatte sie majorenn erklären lassen. Ein tüchtiger Rechtsfreund, dem Marr sein Vertrauen schenkte, sollte ihr Vermögen verwalten und ihr beratend zur Seite stehen.

Sein Zustand gestattete ihm in den lezten zwei Jahren nicht mehr eine fortgesezte geistige Tätigkeit. Was er an wissenschaftlichen Arbeiten noch zur Herausgabe bestimmt, hatte er einem langjährigen Freunde übergeben, mit dem Wunsche, daß die Publikation erst zwei Jahre nach seinem Tode erfolgen solle. Ein nicht unbedeutendes Material lag noch ungesichtet in einzelnen Notizen und Aufzeichnungen zerstreut in seiner Villa am See, die er wieder aufgesucht hatte. Dahin hatte ihm auch Arnold seine soeben vollendete Arbeit im Manuskript gesendet und Marr hatte an deren Durchsicht und Prüfung die lezten

Monate ausschließlich verwendet. Er bezeichnete dies selbstständige Werk des jungen Gelehrten als wahrhaft bedeutend und riet mit dessen Veröffentlichung nicht zu zögern. Er bat Arnold, zu ihm zu kommen, um einiges, über das er anderer Meinung sei, ausführlich zu besprechen und die Art der Herausgabe festzustellen. Er sollte dann das Manuskript sogleich mit sich nehmen.

Er bat Arnold, sich zu beeilen, da er fühle, daß ihm nur eine kurze Frist mehr gegönnt sei.

Der Brief wurde nach London adressirt, wo Arnold seit einem Jahre sich aufhielt. Dieser war soeben nach Irland gereist, um die agrarischen Verhältnisse dieses unglücklichen Landes zu studiren; der Brief wurde nach Dublin ihm nachgesendet, aber er hatte die Stadt verlassen, um aufs Land zu gehen und unter den Pächtern selbst Umschau zu halten. So dauerte es einige Zeit, ehe der Brief ihn erreichte.

Nach Empfang desselben war er unverzüglich abgereist, und er fuhr ohne Unterbrechung, denn es lag ihm alles daran, aus dem Munde des hochverehrten Mannes selbst die ihm so wichtigen Urteile und Ratschläge zu vernehmen.

Da er London nicht berührte, so gelangte das soeben für ihn dort eingelaufene Telegramm nicht in seine Hände. Es meldete ihm Marrs Tod.

In Paris erfuhr er ihn durch die Zeitungen, die dem im Leben vernachlässigten Gelehrten, dessen Bedeutung man absichtlich zu schmälern versuchte, nun fast durchaus warme Nachrufe widmeten. „Ein Mensch voll Karakter und ein Denker ersten Ranges, der sein ganzes Leben in unermüdlicher Hingabe der Wissenschaft geweiht, ist dahingegangen,“ hieß es in den Nekrologen.

Arnold war tief bekümmert. Der Mann war ihm mehr als ein Vater gewesen, er war sein geistiger Bildner, sein Freund. Seine Reise wollte er nichtsdestoweniger fortsezen, wenn auch nicht mit der vorigen Eile.

Er wollte die Tochter wiedersehen und das arme Kind in seinem Schmerz zu trösten suchen.

Auch sein Manuskript gedachte er an sich zu nehmen.

Da der Tod, troz der traurigen Voraussicht, doch unerwartet plözlich eingetreten war, so hatte Marr möglicherweise

darüber keine Verfügung getroffen, und so konnte es kommen, daß dasselbe unter den Nachlaß geriet, was er nicht wünschte.

Er war in Solenbad angelangt.

Noch an demselben Nachmittag machte er sich auf den Weg nach Ammsee.

Und wieder, wie vor vier Jahren, trat er vor die Kirche auf die Felsenterrasse hinaus, um über den See nach der einsamen Villa hinüber zu sehen. Wie verändert war alles!

Es war ein bewölkter Herbstnachmittag; grau war die Luft und grau die Berge, von denen langgestreckte Nebel sich hinzogen. Unendlich düster erschien das Kolorit des Sees, in dem die hohen Berge in ihrer dunklen Massigkeit sich spiegelten, trübselig und monoton die ganze Stimmung.

Das weiße nette Haus selbst erschien alt und bleich und seine Türen und Fenster waren mit Holzladen verschlossen.

Ein feuchter kalter Windhauch blies über den See, er bewegte die Ahornbäume, die um die Villa herumstanden, lautlos sanken die Blätter herab. Kein Zeichen von Leben war auf dem stillen einsamen Ufer zu erkennen, ganz verlassen erschien es, ganz verödet.

Arnold sah lange hinüber, von tiefschmerzlichen Empfindungen ergriffen.

Wie heiter und lieblich hatte ihm der Ort entgegen gelächelt und wie herzlich war er daselbst empfangen worden, und nun lag Marr in kühler Erde und sein Haus war leer.

Was war aus seiner Tochter, aus dem blonden Kinde mit den schwarzen Augen geworden, die ihn zuletzt unter Tränen angelächelt hatte?

Ein schlürfender Tritt ließ sich hinter ihm vernehmen, er sah sich um.

Ein häßlich aussehender verlumpter Bursche kam über den Friedhof daher und ging auf ihn zu.

Er affektirte eine martialische Haltung und hatte den einen Arm in die Seite gestemmt. Sein Gesicht war aufgedunsen und er roch nach Branntwein.

Es war ein ehemaliger Salzarbeiter, den sie zum Militär genommen und der, als er wieder zurückkam, den Bramarbas spielte und zur Arbeit nicht mehr recht taugte.

Im Bergwerk wollten sie ihn nicht haben, und im Orte fürchtete man sich vor ihm; so kam er immer mehr herunter. Zuletzt hatte die Gemeinde, die selbst ohne Mittel und in äußerster Dürftigkeit war, dem gänzlich Subsistenzlosen die Todtenkammer als Quartier angewiesen, und als ein rauher Winter eintrat, hatte man so viel Mitleid gehabt und ihm einen Ofen hineinsezen lassen. Er hieß Vogerl, der Lokalwiz hatte ihm aber noch den Spiznamen „Unmensch" beigelegt, den er nicht ohne Behagen annahm.

Vogerl Unmensch stand in dem üblen Ruf, alles Getier, das er erwischen konnte, umzubringen und für seinen Schmaus herzurichten. Es hieß, seine Nahrung koste ihm keinen Kreuzer, denn er esse Kazen und Hunde, aber auch Mäuse und Ratten, von denen es in seinem sonderbaren Wohnorte wimmelte. Er lüpfte, Arnold begrüßend, den ganz zerrissenen und zerknüllten Hut.

„Der Herr ist ein Fremder?" sagte er, sich verbeugend; und sich hierauf selbst vorstellend, „und ich bin halt der Vogerl Unmensch, ein ausgedienter Soldat, nun, das weiß ein jeder Mensch; und ich wohne ganz in der Nähe, und wenn der Herr vielleicht die Kirche anschauen will, oder das Bei — Beinhaus" — er kam in seiner lallenden Sprache nicht gut über die B hinüber — „so stehe ich immer zu Diensten."

Arnold fixirte den Vagabunden einen Augenblick, dann fragte er: „Ist Fräulein Marr von hier fortgegangen?"

Vogerl hatte ein vertrauliches Nicken.

„Natürlich, die gräfliche Verwandtschaft hat die Elsa gleich nach dem Be — Begräbnis abgeholt; es war ja für die Herrschaft eine höllische Bla — Blamage, daß er nicht einmal christlich be — begraben worden ist; aber auf unserm Gottesacker werden Heiden nicht zugelassen." Er richtete sich gravitätischer in die Höhe und atmete seinen abscheulichen Qualm Arnold ins Gesicht.

Dieser trat angewidert zurück.

„Wohin ist der Leichnam gebracht worden?"

„Der Marr hat sich selber die Gruft ausgesucht," lachte der Unhold, „da oben am Sebenstein; hoch oben, als wollt er dem Himmel näher sein, hat man ihn eingesenkt; ob der aber die ewige Ruhe findet, die wir andere Christenmenschen zu erwarten

haben — hm — hm, ich möchte es be — bezweifeln. Die Villa ist jezt verschlossen, wenn Sie sie aber von außen zu besichtigen wünschen, mein Herr, ich bin bereit Sie zu führen, wir nehmen eine Plä — Plätte."

„Ich danke Ihnen, ich weiß hier selbst Bescheid."

„So" — sagte Vogerl gedehnt. „Sind vielleicht von der Gerichtskommission, die für morgen erwartet wird, sind vielleicht der Herr Rechtsanwalt selber?"

Er machte wieder ein Kompliment, so daß ihm das ungekämmte Haar ins Gesicht fiel.

„Die Gerichtskommission wird erwartet, da soll wohl in der Villa das Inventar aufgenommen werden?" fragte Arnold.

Vogerl Unmensch hatte ein behagliches Schnauben.

Er bemerkte wohl, er befand sich keiner Gerichtsperson gegenüber und der da wußte von nichts, so konnte er als der Auskunftgebende sich etwas zugute tun.

„Ja wohl, mein Herr, über alles dort Befindliche wird die Inventur aufgenommen; na also — wollen Sie oder wollen Sie nicht? einem ausgedienten Soldaten, wie ich bin, kommts nicht darauf an, ich fahre Sie meinetwegen — umsonst hinüber." Er stemmte beide Arme wie Henkeln an seine Seiten und sein aufgedunsenes Gesicht blähte sich noch mehr auf.

Arnold gab ihm eine kleine Silbermünze und sagte kurz: „Da und adieu."

Vogerl verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, besann sich aber sogleich und das Geld in der Hand hin und her wiegend und es mit einem Auge kritisch beschielend, sagte er frech: „Der Herr wird schon noch etwas dazulegen müssen, solche Auskunft gibt ihm nicht ein jeder, und überhaupt laß ich mich nicht gern, so mir nichts dir nichts, von der Arbeit aufhalten."

„Zu deiner Arbeit kommst du noch früh genug, und es liegt nicht in meiner Absicht, dir allzureiches Material dafür zuzuführen."

Arnold wandte ihm den Rücken.

Vogerl behielt beide Arme in die Seiten gestemmt und sah dem Dahinschreitenden mit einem widerlichen Lächeln nach. „Vor solchen Kerlen graust mir immer," grunzte er, sich schüttelnd.

„Sie schimpfen einen nicht, wie ein gewöhnlicher aufrichtiger Mensch tut, sie lassen sich aber auch nicht imponiren, man weiß nicht, wie man mit ihnen dran ist.“

Arnold stieg gegen die Lahn hinab. Er hätte gerne mit Georg gesprochen, aber dieser war am Salzberg oben, und so wollte er denn hinüberfahren und das einsame Ufer betreten, das so wehmütig teure Erinnerungen in ihm weckte.

Am Landungsplaze lagen mehrere Boote, er sprang in das erste beste und machte es los.

Nach zwanzig Minuten befand er sich am jenseitigen Ufer.

Er fuhr in die Schiffshütte ein und sprang ans Land.

Wie er über die feuchten, faulenden Matten dahinschritt, scheuchte er eine Schaar Krähen auf, die krächzend weiter flogen. Er wandte sich der Villa zu.

Ein Gedanke drängte sich ihm auf und begann ihn zu beunruhigen. Morgen sollte hier in der Stille die Inventur aufgenommen werden, würde es ihm gelingen, sein Recht auf das Manuskript geltend zu machen und würde ihm sein geistiges Eigentum sofort zurückgestellt werden? Er bezweifelte es. Eine Amtshandlung würde darüber eingeleitet werden, das Manuskript selbst würde beschnüffelt und vielleicht bei der Behörde deponirt werden. Im besten Falle würde eine Verzögerung daraus erwachsen, die die Drucklegung auf Monate hinausschieben würde. Er war um die Villa herumgegangen, ungeduldig und erregt. Er kam an die hölzerne Treppe, über welche man von der Rückseite des Hauses nach dem Balkon hinaufstieg, er betrat denselben und kam an den mit Laden geschlossenen Fenstern und an der Tür vorüber. Die Holzgallerie ging um das Haus herum, er machte die Runde mehrmals und stieg dann wieder hinab. Als er an der äußeren Küchentür stand, die nach dem Felsen zu ging, fiel es ihm auf, daß diese nur aus weichen Brettern bestand, er trat näher und sah, daß das Schloß alt und verrostet und in zerbröckeltes Mauerwerk eingefügt war. Diese Tür mußte dem Drucke einer kräftigen Manneshand nachgeben, und doch verschloß dieselbe Gegenstände von Wert, zunächst sein kostbarstes Eigentum. In nervöser Energie drückte er daran, und was er von der Kraft eines andern befürchtet, die seinige hatte es schon zuwege gebracht: die Tür war offen.

Das Geschehnis machte ihn doch betroffen, das war Einbruch. Dann mußte er wieder lächeln, sein Arm hatte vollzogen, indes sein Verstand noch unschlüssig mit sich zu Rate ging.

Aber nun wollte er auch allen Vorteil aus dieser raschen Tat ziehen.

Der heftige Wunsch, sich sofort in den Besiz seines Manuskriptes zu sezen, überwog alle weiteren Bedenken.

Der Schlüssel steckte von innen in der kleinen Tür. Er keilte ein Stück Holz in die Mauer und befestigte das Schloß, dann versuchte er die Tür hinter sich zu schließen; es gelang ihm.

Er betrat das einsame verwaiste Haus.

Er durchschritt die Küche, die wohl eingerichtet war und Vorräte aller Art zu bergen schien; er gelangte in das Stiegenhaus und in den ersten Stock. Die Gemächer waren dunkel, die Türen und Fenster fest verschlossen, aber er hatte einen Leuchter aus der Küche mitgenommen und zündete nun die Kerze an. In dem Empfangszimmer fand er noch all die trauliche Anordnung, als wäre es vor einem Augenblick erst verlassen worden. Er schlug eine Portiere zurück und betrat das Arbeitszimmer Marrs.

Auch hier wies alles auf eine kaum beendete Tätigkeit.

Auf dem großen Schreibtische lagen Papiere aller Art umher, Bücher waren aufgeschlagen und mit Zeichen versehen, und in dem großen Broncegefäß war die Dinte noch nicht vertrocknet.

Eine Vase mit welkenden Blumen stand in einer Ecke und daneben eine Zigarrenkassette, deren Deckel geöffnet war. In einer reizenden silbernen Schale lag noch die abgestreifte Zigarrenasche.

Marr hatte bis zum lezten Augenblick gearbeitet und, seiner Gewohnheit gemäß, dabei geraucht. Alles vergegenwärtigte ihm den Teuren, der hier gewaltet, und es war Arnold, als trüge das weiche Fell, das unter den Tisch gebreitet lag, noch den Abdruck seines Fußes.

Er ließ sich in den weichen Lehnstuhl gleiten, und nachdenklich stüzte er den Kopf in die Hand. Das Licht brannte düster; eine tiefe Stille umgab ihn, und doch zugleich ein Odem des Lebens und des geistigen Schaffens. Und kann ein so reiches Geistesleben denn wirklich zugrunde gehen? Nein,

was ein Geist gedacht und geschaffen, wirkt fort und fort, und es verkörpert sich die Lehre und wird zur Wirklichkeit.

Arnold legte eine Anzahl Bücher bei Seite und zog ein Schubfach heraus. Es enthielt eine große Anzahl von Schriftbogen, Arnold riß sie an sich, es war sein Manuskript.

In lebhafter Freude drückte er es an seine Brust, gleich einem wiedergefundenen Schaz.

Ein offener Brief lag darin. Arnold durchflog ihn rasch. Er war an ihn gerichtet und enthielt Andeutungen, das Werk betreffend, und zum Schluß die Bitte, Arnold möge gelegentlich Marrs Aufzeichnungen und Notizen ordnen und zusammenstellen.

Das mußte nun freilich auf geeignetere Zeit verschoben werden.

Er schloß die Schubfächer, steckte hierauf das Manuskript zu sich und kam wieder in das mittlere Zimmer zurück.

Als er an einer Reihe Fauteuils vorüberschritt, fiel ihm ein Damentuch in die Augen, das über einer Lehne hing. Das blonde Mädchen stand mit einemmale vor ihm in all seiner Lieblichkeit und in all seinem Schmerz.

Wie weichherzig war dies zarte Geschöpf und welch tiefes Leid mußte ihm diese Trennung von demjenigen gebracht haben, der bisher seine ganze Welt gewesen! Und sie war also fort, und die adelige Verwandtschaft ihrer Mutter war es, die sie hinweg geholt? Unwillkürlich wandten sich seine Augen der Türe zu, die in ihr Zimmer führte, als könnte ihm von dort nähere Aufklärung über ihr Schicksal kommen. Einen Augenblick später hatte er dessen Schwelle überschritten.

Helle Tapeten, kleine zierliche Möbel, ein großer Spiegel und einige Blumenstillleben an den Wänden ließen es ungemein freundlich erscheinen und Arnold fühlte sich unwillkürlich davon beeinflußt. Er lächelte. Es war das erstemal, daß er das Gemach einer jungen Dame betrat. In seinem Leben hatten die Frauen noch keine Rolle gespielt.

Nicht ohne Neugier begann er sich genauer umzusehen, und um sich in diesem Beginnen zu unterstüzen, zündete er einen Kandelaber an, der auf dem kleinen Kamin stand.

Auf einer Staffelei in der Nähe des Fensters bemerkte er das Porträt Marrs, ein Brustbild in natürlicher Größe. Es

zeigte ihn in der Fülle der Kraft und seiner männlichen Schönheit. Arnold betrachtete es lange. Ein Kranz, aus den verschiedensten Blüten gewunden, hing nun welk über dem Rahmen; ein Fauteuil war davor geschoben. Da hatte sie gesessen, wie er, in diese schönen lebendigen Züge gesehen, und sich den Vater in all seiner Vollkommenheit zurückgerufen. Ein kleines feines Sacktuch lag in einer Ecke, er griff darnach; war es nicht feucht von Tränen? Er führte es selbst an seine Augen. Und hier eine volle Rose, sie schien noch jezt von Duft erfüllt.

Arme Kleine! Die Blume hat ihr Erquickung gebracht, und etwas von der Freude des Daseins.

Er tat einige Schritte im Zimmer auf und nieder, er war in eine ihm unerklärliche Stimmung geraten. Es war, als wäre die Atmosphäre, die ihn umgab, erfüllt von dem Hauche ihres Lebens, und als müsse er darin nachfühlen, was sie hier gedacht, geträumt und gelitten. Er stand vor dem Kamin, ein kleines aufgeschlagenes Büchelchen lag auf dem Gesimse.

Es waren gesammelte Aussprüche der Klassiker des Altertums. Zwei Hexameter waren unterstrichen, er las:

„Sieh, nicht wütet der Sturm durch sämmtliche Tage des Jahrs,
Dir auch, glaube mir, wird lachen noch freundlicher Lenz.“

Armes mutiges Kind, es hatte in seinem Schmerz nach Trost gesucht, es wollte in ihm nicht untergehen. Elsa standen keine Träume zu Gebote von einem Wiedersehen im Jenseits, sie hatte nicht diese Narkose der Schwachen. Sie hatte nur die Ueberzeugung, daß eine Naturnotwendigkeit, vor der wir uns alle beugen müssen, ihr dieses große Leid gebracht, und sie besaß ihre durch nichts verkümmerte Lebensfreudigkeit, die ihr eingab, dem großen Schmerz auch eine große Kraft entgegen zu sezen. Alles zeugte davon. Sie reagirte gegen diesen Kummer so viel als möglich.

In demselben Büchelchen lag eine Visitenkarte.

Gräfin Helene von Falkenstein stand darauf. Es war dies wohl die Verwandte, die hierher gekommen war sie abzuholen. Auf der weißen Seite waren einige Zeilen mit Bleistift flüchtig hingeworfen: „Teure Elsa, deine Tante wünscht dich zu umarmen und deinen Kummer zu teilen.“ Und Elsa war dieser Tante nun wirklich gefolgt? War dies nicht auch natürlich?

Das junge Mädchen konnte hier nicht allein bleiben, in dieser Einsamkeit, unter dem Schuze einer alten Dienerin.

Aber die Welt, in die man sie geführt, war aus ihr neuen Elementen zusammengesezt, sie besaß all die Vorurteile einer buchstabengläubigen Weltanschauung, und Elsa würde vielleicht darunter zu leiden haben. In einiger Erregung schritt er auf und nieder.

Elsa war majorenn, sie konnte dieser Welt entfliehen, wenn sie ihr nicht behagte, und niemand würde ein Recht haben, sie darin festzuhalten. Der Vater hatte diesen Fall vorausgesehen und sein Kind nach Möglichkeit davor zu sichern gewußt. Jede Intervention von seiner Seite schien ihm unberechtigt und wohl auch überflüssig, niemand hatte ihn dazu autorisirt, nicht Marr, nicht Elsa selbst, und doch wäre er ihr als ein Freund so gerne zur Seite gestanden.

Er bemerkte einen dunkelfarbigen Mantel, der über den Tisch geworfen war, ein einfacher Strohhut lag daneben. Offenbar hatte sie diese Kleider anlegen wollen und die Tante hatte ihr dies nicht gestattet, da sie nicht die einer vorschriftsmäßigen Trauer waren. Aber Elsa wußte ja nichts von dieser jüdisch-christlichen Askese, von dieser Religion des Leidens, die die Schmerzen dieser Welt noch zu vergrößern sucht, um so des ewigen Lebens würdig zu erscheinen. Ihr Schmerz um den Vater hatte nach äußerlichen Zeichen der Trauer nicht begehrt, und sie hatte nicht in berechneter Koketterie nach dem interessanten Schwarz gegriffen, um ihre Blässe hervortreten und sie noch unglücklicher erscheinen zu lassen; aber die vorsorgliche Gräfin hatte wohl, um der Sitte genug zu tun und den Gläubigen kein Aergernis zu geben, die Trauertoilette gleich mitgebracht.

Arnold schob den Mantel etwas bei Seite und ein sarkastisches Lächeln trat auf seine Lippen, als er die Gegenstände, die darunter lagen und die seine Vermutung bestätigten, näher betrachtete. Hier war ein großer schwarzer Fächer und daneben ein geöffnetes Etui, in dem ein vollständiger Trauerschmuck sich befand.

„Die Frivolität in der Askese," murmelte er, „wie ekelhaft! Aber so will es die heuchlerische Mode unserer Zeit, in der alles für den Schein berechnet ist, und in der sogar dem natürlichsten

und wahrsten Schmerz noch ein Mäntelchen umgehangen wird, um die Blicke aller auf sich zu ziehen, ihn dem heuchlerischen Mitleid preiszugeben und ihm so jede Würde zu rauben.

Aber Elsa hatte diese Dinge zurückgewiesen.

Sie hatte das Anlegen schwarzer Ohrringe und schwarzer Armbänder nicht als einen Akt der Pietät aufgefaßt. Dazu war sie zu natürlich, zu unverdorben, aber sie hatte durch dieses Zurückweisen ihre Selbständigkeit bewiesen, und daß sie hinlängliche Energie besaß, um sie zu wahren.

Das blonde Mädchen war kein Kind mehr.

Dieser Gedanke schien ihm alle Beruhigung zu geben.

Er verließ das Zimmer und die Villa.

Sorgfältig verschloß er die Tür von außen; er hatte ihr die vorige Festigkeit wieder gegeben, und schob den Schlüssel in seine Tasche. Es war dunkle Nacht geworden, Nebel lagen über dem See und kaum vermochte er die Landungsstelle wiederzufinden.

Erst spät des Nachts erreichte er Solenbad.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Wien.

Er begab sich in das Hotel, das er in vorhinein für seinen Aufenthalt bezeichnet, und schrieb hier einen Brief an Fräulein Marr, worin er ihr das Geschehene mitteilte und sie bat, ihm sein eigenmächtiges Eingreifen zu verzeihen. Er sagte ihr, daß er sofort nach London zurückkehren und daß die Fertigstellung und Herausgabe seines Werkes seine ganze Tätigkeit in Anspruch nehmen werde. Sobald dies geschehen, werde er hierher zurückkehren. Dann hoffte er sie wiederzusehen, und er bat sie, ihn jederzeit als ihren treuesten und ergebensten Freund zu betrachten. Er begab sich mit diesem Schreiben zu dem Rechtsanwalte, um es ihm zur Besorgung zu übergeben. In der Kanzlei erfuhr er, daß derselbe vor einer Stunde nach Ammsee abgereist sei. Er erfuhr zugleich die Adresse Elsas und daß Gräfin Falkenau die Schwester von deren Mutter und eine noch junge Dame von vollendeter Liebenswürdigkeit sei, so daß der Aufenthalt in ihrem Hause als der passendste und zugleich angenehmste für Fräulein Marr angesehen werden müsse.

Als Arnold in sein Hotel zurückkehrte, wurde ihm ein Schreiben übergeben, das den hiesigen Poststempel trug. Es

war nach London adressirt und dem Adressaten nach Wien nachgeschickt worden.

Der Brief kam von Baron Reinthal; er war schwarz umrändert und trug ein schwarzes Siegel.

Dieses äußerliche Zeichen der Trauer beunruhigte ihn nicht. Es war länger als ein Jahr, daß die Gattin seines Vaters gestorben war, und der Inhalt des Briefes trug keineswegs den Stempel trostloser Witwerschaft, er war übermütig heiter, ja burschikos. Der Baron wünschte, daß Arnolds Reisen ihren vorläufigen Abschluß fänden und daß er hierher zurückkehre.

„Ich habe Pläne mit dir, mein Lieber," schrieb er ihm, „du sollst in meinem Hause wohnen, nichts steht dem im Wege. Ich lasse einige Appartements für dich einrichten und wir werden dann à deux ein flottes Garçonleben führen. — Mache rasch deine Abschiedsvisiten und komm. Zu Anfang der Saison möchte ich dich hier haben, sie verspricht glänzend zu werden. Ein Karoussel in Kostüm, lebende Bilder und einige Proverbes sind schon jezt projektirt. Alle meine Talente werden dafür in Anspruch genommen. Dann kommt noch die Politik und manches andere hinzu. Du sollst mir ein wenig beistehen, mein Freund. Apropos, Lord B. hat mir viel Liebenswürdiges über dich geschrieben, er bedauert nur, daß du in den Zirkeln so selten zu sehen bist. Was treibst du denn, du Schlingel? — Einstweilen mache ich für dich hier Reklame."

Arnold überlegte einen Augenblick, dann legte er den Brief in sein Portefeuille und befahl den Wagen.

Er konnte dem Wunsche des Barons in diesem Augenblick nicht Folge leisten. Er hatte Ernstes übernommen und wollte es ausführen.

Er fuhr nach dem Bahnhofe und löste eine Karte nach Paris.

Fünftes Kapitel.

Das alte einsame Schloß des Grafen Falkenau, das einige Bahnstunden von der Residenz entfernt lag und das er mit seiner Familie den größten Teil des Jahres zu bewohnen pflegte, hatte in den lezten Tagen eine Anzahl Gäste in sich aufgenommmen. Sie waren eine Seltenheit, denn die Dame des Hauses liebte Stille und klösterliche Zurückgezogenheit. Es hatte denn auch eines besonderen Anlasses bedurft, um so zahlreichen Besuch herbeizuführen, der die sonst so ruhige Physiognomie des Schlosses durchaus veränderte und seine Herrin zu alteriren schien. Diesen Anlaß bot eine hohe Auszeichnung, die dem Grafen Robert v. Falkenau, Großgrundbesizer und Reichsratsabgeordneten, zuteil geworden war, es war die Verleihung des Großkreuzes. Und es waren nun die Freunde und Verwandten, die Anhänger und Kollegen gekommen, um ihn zu dieser Auszeichnung zu beglückwünschen.

Nun war der Rummel vorüber.

Nur die ältere Schwester des Grafen, eine Gräfin Dönhof, die durch ihre Intelligenz, ihre Energie, ihre intimen Beziehungen zum Hof und zur römischen Kurie eine imponirende Stellung einnahm und der man in der Familie besonderen Respekt zollte, war noch anwesend und nebst ihr die zwei jüngsten Damen in der Verwandtschaft der Falkenaus, die achtundzwanzigjährige Gräfin Helene v. Falkenau und ihre Nichte Comtesse Elsa, auf die man den Adel ihrer Mutter übertragen zu müssen glaubte.

Helene hatte den Vorteil, in doppelter Verästlung der Familie anzugehören, einmal war sie die Tochter eines Falkenau, und somit die Nichte des Grafen Robert und der Gräfin Dönhof,

dann hatte man sie auch an einen Grafen Erwin Falkenau verheiratet, den Sohn eines dritten Bruders.

Es war das freilich schon ein wenig Inzucht, aber man hatte die Dispens und den Segen des heiligen Vaters nachgesucht und erhalten, und somit waren alle Skrupel beseitigt. Trozdem war diese Ehe eine unfruchtbare geblieben und sie hatte die Gattin in keiner Weise befriedigt. Der junge Ehemann suchte Unterhaltung und Zerstreuung in weniger legitimen Verbindungen und sah sich, da er allzuhastig aus dem Becher der Freude geschlürft, bald auf der Neige. Er wurde dann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Egypten geschickt, wie das so Mode war; aber nach einer flott durchlebten Nacht beim Khedive, wo er sich, wie er sich lallend noch rühmte, wacker gehalten hatte, ging ihm der Atem aus. Eine Lähmung machte diesem unnüzen Leben ein Ende. Gräfin Helene war mit 26 Jahren die pikanteste und nach der üblichen Trauerzeit auch die lebenslustigste Witwe, die man sich denken kann. Es war ihr doch eigentlich nur ihr Kousin gestorben, und jeder mußte zugestehen, daß sie in keinem Falle viel an ihm verloren hatte.

Helene war nicht schön zu nennen, aber sie wußte zu gefallen. Sie besaß einen herrlichen Körper, und, zugleich kräftig und gewandt, exzellirte sie geradezu in allen körperlichen Uebungen. Im Schwimmen, Turnen, Reiten und Jagen zeigte sie sich als eine unübertroffene Meisterin. Das alles erforderte Kraft, und sie konnte die ihrige in keiner andern Weise manifestiren. Ein Ueberschuß an Vollsäftigkeit machte sie übermütig, und so war sie nicht selten zu allerlei Tollheiten und Exzentrizitäten aufgelegt. Sie war nicht ohne Geist, selbst nicht ohne Bildung, aber sie war eine viel zu oberflächliche Natur, um nur das geringste Interesse für die ernsteren Fragen des Lebens zu haben. Sie waren ihr nie nahe getreten, sie hatte nie darüber nachzudenken gebraucht; ihren Sinn beschäftigten Kavalkaden und Feste, Brillanten und Toiletten. Sie lachte über die Huldigungen, die man ihr, wo sie erschien, darbrachte, und verlangte sie zugleich als etwas Selbstverständliches. In politischen und religiösen Dingen zeigte sie sich durchaus indifferent. Sie war gläubig aus Gewohnheit und beobachtete all die Zeremonien der Kirche, weil dies so Mode war.

So hatte sie denn auf Elsa in dieser Beziehung keinerlei Einfluß verlangt und keinerlei Pression geübt. Sie befragte sie nicht über ihre Meinungen, da sie ihr ganz gleichgültig waren, aber sie wollte sich in ihr eine Gefährtin für alle Art von Sport erziehen, und da bei Elsa zugleich mit dem Geiste auch der Körper geschult worden war, so schien ihr dies, zu ihrer großen Befriedigung, vortrefflich zu gelingen. Die der Kirche ganz ergebenen Damen der Familie Falkenau hatten es ihr freilich höchst verübelt, daß sie die Tochter des Atheisten und Revolutionärs zu sich genommen, und Tante Marie Falkenau hatte sich ganz empört darüber gezeigt, als sie erfuhr, daß ihr Gatte, dem Helene ihre Absicht anvertraut, sich derselben nicht widersezt hatte. Aber Tante Mariens Antipatien fielen bei Helene nicht allzusehr ins Gewicht; sie galt ihr als eine sehr fromme, streng sittliche, aber etwas beschränkte Dame, die nie in der Gesellschaft auftrat und auch nicht auftreten wollte.

Mit Gräfin Natalie Dönhof war dies anders, diese besaß großen Einfluß und Helene hatte alle Ursache, hier vorsichtig zu sein.

Sie war denn auch gegen Tante Natalie von der schmeichelndsten Liebenswürdigkeit und sie bettelte förmlich um Versöhnung. Als diese aber erklärte, sie wolle keinen Fuß in das Haus Helenens sezen, solange sich das Heidenkind daselbst befinde, erwiderte Helene gereizt, daß Onkel Robert gerechter sei und es wohl erkannt habe, daß die Falkenaus allein die Schuld trügen, daß diese arme Seele eine Ungläubige geworden, warum hatten sie die Verbindung ihrer armen Schwester mit diesem hirnverbrannten Professor nicht mit allen Mitteln verhindert. Dann lachte sie in ihrer übermütigen Weise hell auf und sagte, indem sie die Arme um den Hals der Tante schlug: Uebrigens wird dieses Kind glauben, was man will, sie ist noch so köstlich naiv und von einer fast rührenden Vertrauensseligkeit. Bekehre sie Tantchen, sezte sie neckisch hinzu, als handle sichs darum, ein Hündchen abzurichten.

Seitdem war Gräfin Dönhof über diesen Fall nachdenklich geworden, und ein stachelndes Gefühl der Neugier hatte sie erfaßt, ein Geschöpf kennen zu lernen, das seinen Schöpfer negirte.

Sein Anblick, sie wußte es im voraus, würde ihr wehe tun, würde sie vielleicht mit Abscheu erfüllen, aber sie wollte es drauf wagen.

Sie fuhr eines Tages bei Helene vor, und als sie von dem Portier vernommen, daß die Frau Gräfin nicht zu Hause sei, verließ sie den Wagen und trat, ohne sich anmelden zu lassen, bei dem Heidenkinde ein.

Sie betrachtete mit Verwunderung die ganze wunderbare Schönheit dieses Mädchens, sah die reine Stirne, die großen klaren Augen, die jeden Gedanken widerspiegelten, sie hörte es sprechen und sie sagte sich, daß Gott ein solches Wesen nicht für die ewige Verdammnis habe schaffen können. Wie eine Erleuchtung kam es über sie, daß das Kind noch gerettet werden könne und daß ihr selbst diese hohe Mission zugefallen sei.

Aber wer dem Teufel eine Seele abringen will, muß vorsichtig sein und klug. Hier durfte nichts übereilt werden.

Sie schied mit einem Kuß von Elsa, der sie gesagt, welche innige Sympatie sie für ihre arme Mutter gehegt und wie sie diese nun auf die Tochter übertragen wolle, da sie gefunden, daß diese ihrer zärtlichen Liebe würdig sei. Seit dem Tage war das gespannte Verhältnis ein durchaus anderes geworden. Gräfin Dönhof kam häufig und lud die jungen Damen wieder zu sich. Elsa war bisher ihrem Wunsche gemäß in ziemlicher Einsamkeit verblieben, nun schien es im Plane der Gräfin zu liegen, sie nach und nach in die Gesellschaft einzuführen.

In derselben tauchte damals eine neue Erscheinung auf, die viel zu interessant war, um nicht von sich reden zu machen.

Es war ein noch junger Mann, im Beginne der dreißig, von elegantem und durchaus weltmännischem Aeußern, der dem Orden der Jesuiten angehörte und Pater Cölestin hieß. Er war Italiener, aber als Knabe schon nach Oesterreich gekommen, wo er in ein Kloster in der Umgebung Wiens als Zögling eingetreten war. Er sprach mit Gewandtheit die meisten europäischen Sprachen und schien deshalb von dem päbstlichen Stuhl in diplomatischen Missionen verwendet zu werden.

Man rühmte seine Talente und feinen Manieren. In alle hocharistokratischen Kreise eingeführt, verschmähte er es nicht, auch in den Salons einiger Finanzgrößen, katolischen und nicht

katolischen, sich sehen zu lassen, und man behauptete, er verkehre auch mit den niederen Ständen.

Es hieß, er werde demnächst wieder nach Rom zurückkehren, und ein weiteres Gerücht fügte hinzu, Gräfin Dönhof, der er den Segen des heiligen Vaters mitgebracht hatte und die als seine besondere Freundin galt, werde zugleich mit ihm diese Reise antreten.

Auch hierher nach Schloß Falkenau waren sie zusammen gekommen und mit ihnen Helene und Elsa. Seitdem ihr Gatte und seine Schwester diese Ungetaufte in ihren Schuz genommen, hatte Marie ihre durch nichts geminderte Antipatie tiefer in ihr Inneres verschließen müssen ....

Am Nachmittag hatte Helene den neuen Phaëton ausprobiren wollen, und sie war mit Elsa und dem jungen Grafen Hugo, dem ältesten Sohne der Falkenaus, der Offizier war und in einem Husarenregiment diente, ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Der Herr des Hauses war nach der Stadt gefahren, hatte aber versprochen, noch rechtzeitig zurück zu sein, um seinen Gästen die lezten Honneurs zu machen. Gräfin Dönhof war mit dem Pater in der Bibliotek, und so hatte denn die Hausfrau nach diesen beschwerlichen Tagen wieder einigermaßen aufatmen und die ersehnte Ordnung und gewohnte Beschäftigung wieder aufnehmen können.

Sie befand sich zur Stunde in dem großen Gemache, das an die Bibliotek stieß, um hier dem Unterricht ihrer einzigen Tochter Nanny beizuwohnen.

In dem Kamin des großen und hohen Gemachs, das mit äußerster Einfachheit möblirt war, brannte ein helles Feuer, zugleich war eines der gegenüberliegenden Fenster geöffnet, das der etwas rauhen Frühlingsluft und den sinkenden Strahlen der Sonne ungehindert Eingang gewährte.

Gräfin Marie saß an diesem Fenster in einem hartgepolsterten Sessel mit hoher Lehne und strickte.

Sie saß steif und gerade und die knappen Falten ihres dunklen einfachen Kleides, das jeden Aufpuzes entbehrte, zeichnete die harten eckigen Formen der etwa vierzigjährigen Dame in ihrer ganzen poesielosen Dürftigkeit. Ihr dunkles Haar war glatt gescheitelt und legte sich straff an die hervorstehenden Backenknochen.

Die Züge des Gesichts waren regelmäßig gebildet und grade nicht unschön, aber Anmut, den sinnbestrickenden Zauber, hatte sie wohl niemals besessen. Ernst und Verschlossenheit sprach sich in ihrem Gesicht und in der ganzen Haltung aus, und etwas Mißtrauisches brach im raschen Aufblick aus diesen in ihrer Farbe undefinirbaren Augen, die, je nachdem, grau, grün oder braun schimmerten.

Jezt streiften sie ihre Tochter und hierauf den Lehrer, die in der Mitte des Gemaches an einem großen Tisch neben einander saßen.

Comtesse Nanny, ein hochaufgeschossenes ungemein zartes und dünnes Mädchen von sechzehn Jahren, eben so einfach und wenig zierlich gekleidet wie ihre Mama, beugte sich stark über ihr Aufgabenheft. Sie las ihren Aufsaz mit schwacher Stimme und undeutlichem Accent, aber mit sichtlichem Eifer und ohne Atem zu schöpfen herunter. Ihr Lehrer, Pater Benedikt, suchte diesen Redefluß zu hemmen, indem er die Silben wiederholend, die Kommata hinein brachte und somit Säze bildend den Sinn des Gelesenen in etwas dem eigenen Verständnis näher brachte.

Der Pater war in dreifacher Eigenschaft im Schlosse angestellt, einmal als Seelsorger, dann als Erzieher und schließlich als Kustos der Bibliotek des Grafen, die eine bedeutende war.

Er war noch nicht alt, aber sah nichts weniger als gefährlich aus. Seine kurze rundliche Gestalt, die schon ein Bäuchelchen zeigte, und sein gutmütiges lächelndes Gesicht, mit kleinen etwas stechenden Augen, hatten etwas durchaus Vertrauen erweckendes. Aber Gräfin Falkenau traute niemanden, so fromm sie war, und obwohl ihr der Priester als Stellvertreter Gottes galt und jeder Zweifel in die Göttlichkeit seiner Mission ihr ein Verbrechen gedünkt, so traute sie doch auch dem Priester nicht. Sie hatte sichs zur vornehmsten Pflicht gemacht, ihr Kind nicht aus den Augen zu lassen, da die Welt doch so sündig und schlecht und die Herzen der Männer besonders, ach, so verdorben waren. Sie sah also von Zeit zu Zeit forschend nach den beiden hinüber und aufseufzend senkte sie dann wieder die Augen auf ihre Arbeit.

Sie strickte mit Emsigkeit und Ueberwindung an blaufarbigen äußerst groben Strümpfen, deren festes Garn und dicke Nadeln

ihr die Finger wund rieben und sie mit Indigo färbten, so daß ihre Hände fast wie die eines Färbergesellen aussahen.

Aber es war ein gutes Werk, unter dem sie seufzte. Sie strickte für die Dorfarmen, und sie konnte sich die christliche Liebe und Barmherzigkeit nicht anders als mit Selbstqual verbunden vorstellen, nur dann erschien sie ihr als wahrhaft verdienstlich und allein imstande, das Wohlgefallen der Himmlischen zu erregen.

So strickte sie denn tapfer und in dem guten Glauben drauf los, zugleich mit dem Strumpf auch ihr ewiges Seelenheil zu fördern.

Nanny hatte den Aufsaz weggelegt und zur Feder gegriffen. Sie sollte einige Moralsäze nachschreiben, die ihr Pater Benedikt diktirte.

Dieser hatte sich behaglich in den Stuhl zurückgelehnt und seine freundlichen Augen sahen nach der gegenüberliegenden Wand, wo das schöne lebensgroße Bild hing, das den Pabst Pio Nono im vollen geistlichen Ornat darstellte. Aber er dachte in diesem Augenblick nicht an die Strenge seines geistlichen Oberhauptes, und auch die Moralsäze glitten nur automatenhaft von seinen Lippen. Seine kurzen Finger rundeten ohne Unterlaß an einem Kügelchen, das er aus einer Krume des Mittagessens gefertigt hatte und er gedachte dieser vergangenen Mahlzeit und kostete bereits im vorhinein die Freuden und Genüsse der künftigen.

Es war still in dem Gemach und zwischen dem Krizeln der Stahlfeder, die Comtesse Nanny führte, ertönten vernehmlich die Stimmen aus der Bibliotek nebenan, in der sich Gräfin Dönhof und ihr Intimus befanden. Sie berieten über die zu ergreifenden Mittel, um ihren Einfluß auf Elsa zu festigen und sie für den Glauben zu gewinnen; aber ihre Meinungen mußten in dieser Beziehung auseinander gehen, oder hatten sie sich sonst über etwas erhizt, genug, die Stimme der Gräfin klang laut und etwas scharf. Der Jesuit antwortete ihr darauf in einem gedämpften Ton, der in seiner Tiefe und Weichheit einen eigentümlichen Wohllaut hatte. Seine Worte konnte man nicht verstehen, aber es war ein musikalischer Klang, der die Sinne sofort gefangen nahm. Gräfin Marie schien dieser Klang zu

irritiren, ihre Züge wurden noch strenger und ihre Finger umfaßten noch schwerfälliger die dicken Nadeln.

In dem Augenblick öffnete sich die Mitteltür und ein Jüngling trat in das Zimmer.

Es war Leo, der jüngere Sohn des Hauses. Groß und schlank, ähnelte er seiner Mutter ungemein, ohne den harten Ausdruck ihrer Züge zu haben. Sein weiß und rotes Gesicht hatte etwas weiches, mädchenhaftes und indolentes. Er trat auf den Zehen auf, um die Lernende nicht zu stören und näherte sich seiner Mutter, mit der er einige leise Worte wechselte.

Sie schien nicht eben erfreut, ihn hier zu sehen, da dies die Zeit des Musikunterrichts war.

Er aber versicherte, er habe Kopfweh und habe daher den Meister fortgeschickt.

Zugleich schnitt er ein jämmerliches Gesicht, fuhr mit beiden Händen gegen den armen Kopf und warf sich dann mit einem leisen Stöhnen auf eine Chaise longue, sich tief in die Kissen vergrabend. Die gutgespielte Komödie tat ihre Wirkung. Mamas strenger Blick milderte sich und sie blickte fast zärtlich zu ihrem Lieblingssohne hinüber.

Es war doch fatal, daß das arme Kind so häufig an Kopfschmerzen litt und daher einer angestrengten Tätigkeit nicht ausgesezt werden durfte. Und er war sonst so fügsam, er war nicht wie Hugo, sein älterer Bruder, der ein lockeres Leben führte, unendliche Schulden machte und ihr somit ewigen Kummer bereitete. Nein, Leo erwies sich als sittlich und fromm. Als er noch ein Knabe war und gefragt wurde, was willst du werden? hatte er stets darauf geantwortet: Bischof. Mama war über diese früh sich zeigende geistliche Richtung ihres Sohnes entzückt gewesen, und sie betrachtete es als einen Fingerzeig des Himmels, daß sie ihm schon bei seiner Geburt den Namen gegeben, der für die höchste Würde, die ihm dereinst verliehen werden konnte, so wohl paßte. Papa aber hatte doch eine etwas genauere Motivirung dieser bei einem Kinde etwas sonderbaren hierachischen Schwärmerei verlangt und diejenige, die ihm Leo gab, nämlich, daß er Bischof werden wolle, weil er dann nichts zu lernen brauche und nicht in den Krieg ziehen müsse, befriedigte ihn keineswegs. Ja, er zeigte sich sehr ungehalten

darüber und versicherte seinem Sohne, daß ein Kirchenfürst sehr viel zu lernen habe und daß er einen beständigen Kampf für seinen Glauben, gegen feindliche Gesinnungen aller Art, zu kämpfen habe. Leo erschreckte jedoch dieser Kampf weit weniger, als jeder andere, und daß es beim Priester viel weniger aufs Wissen als aufs Glauben ankomme, glaubte der schlaue Junge längst heraus gefunden zu haben. Je älter er wurde, desto mehr schien sich ihm diese vorgefaßte Annahme als richtig herauszustellen.

Leo war äußerst träge, und er fand es so bequem, sich in einer sicheren Stellung zu wissen, so bequem und angenehm, sich als bereits erlöst von aller Sünde und allen Uebeln zu denken, ungleich den übrigen Menschen, die allen Zufällen einer weltlichen Existenz preisgegeben, sich von all den Uebeln selbst zu befreien und selbst zu erlösen hatten. Und so war denn der geistliche Stand seinem Temperament und seinen sonstigen friedlichen Eigenschaften höchst angemessen und er dachte schon jezt daran, wie er all die Vorteile genießen wolle, die mit diesem Stande verbunden seien und die durch seine Leistungen, wahrlich, nicht aufgewogen zu werden brauchten.

Es waren ja überkommene, feststehende Vorteile, die den frommen Körperschaften für einstige, frühere Dienstleistungen zugestanden worden waren, jezt verlangte man dergleichen, Gott sei Dank, nicht mehr. Mit der Gelehrsamkeit, wenn Papa dies auch bestreiten wollte, geben sich doch gegenwärtig andere Leute ab; die Wissenschaft ist in weltliche Hände übergegangen, und Gebete und Bußübungen werden auch nicht mehr so dringend und in sonderlich lästigem Maße gefordert. Leo hatte also eine ruhige und behagliche Zukunft in Aussicht, und er fand nur, daß seine Eltern dafür zu viel Unnötiges verlangten und ihn mit ihrem Ehrgeiz quälten. Wenn er auch nicht Bischof wurde, was lag daran? Er versicherte, mit einem Prälatensiz, der ihm eine Revenue von 40 000 Gulden sicherte, ebenfalls zufrieden zu sein.

Sein Kopfschmerz schien in der ruhigen Lage sich rasch gemindert zu haben, und er sah mit einem schlauen vergnügten Lächeln auf das große herrliche Madonnenbild, das dem des Papstes gegenüber hing. Er dankte der Heiligen gleichsam für ihre Mithilfe und sah dann nach der Uhr. Laut und phleg=

matisch äußerte er hierauf: „Der Schnellzug ist schon vorüber; Papa kann jeden Augenblick hier sein.“

Diese Vermutung erhielt ihre sofortige Bestätigung. Ein Diener trat eben so leise und geräuschlos ein, wie Leo vorher, und meldete, daß der Exzellenzherr soeben angekommen sei, und mit ihm Baron Reinthal. Dieser unerwartete Besuch brachte auf alle eine gewisse Wirkung hervor.

Leo hatte sich mit etwas mehr Behendigkeit als gewöhnlich erhoben und fuhr glättend durch seine zerwühlten Haare. Nanny hielt im Schreiben inne und Pater Benedikt klebte sein Kügelchen an der Innenfläche des Tisches fest, um es späterhin wiederzufinden. Die Gräfin war merklich erblaßt; sie preßte die Lippen fest zusammen, als gelte es ein Wort des Abscheus zurückzudrängen; aber wenn sie es auch nicht laut werden ließ, jeder Zug in ihrem Gesichte drückte die unsägliche Antipatie aus, die sie für den soeben gemeldeten Gast empfinden mußte. Ihre Hände zitterten ein wenig, als sie ihren Strumpf zusammenrollte und bei Seite legte, dann richtete sie sich hoch auf und schritt resignirt und würdevoll gegen die Tür.

Dort kamen ihr die Herren schon entgegen. Ihr Gemahl, ein stattlicher, vornehm aussehender Fünfziger, schien in der besten Laune.

Aber nichts konnte liebenswürdiger sein als die Art, mit der sein Gast, Baron Reinthal, die Dame des Hauses begrüßte.

Dieser war wie immer im Frack und weißer Kravatte. Der Mann, um den man sich in den Salons riß, der täglich einem Feste oder Kunstereignisse beizuwohnen hatte, war ja gezwungen, dies Festkleid zu tragen; es paßte vorzüglich zu seiner feinen ungemein eleganten Gestalt und ließ ihn fast jugendlich erscheinen. Er sah aus wie ein Dreißiger, und er war wirklich schön zu nennen. Sein Gesicht hatte einen edlen Schnitt, sein Teint war frisch, seine Augen groß und lebhaft, sein braunes Haar kaum merklich gelichtet, und als er nun die Gräfin versicherte, wie glücklich er sei, sie so wohl zu sehen und sich selbst wieder einmal in dem schönen Falkenau zu finden, wußte er die banale Phrase zu einer graziösen Huldigung zu gestalten.

Mit familiärer Vertraulichkeit wandte er sich dann an die Kinder.

Nanny war aufgestanden und sie beantwortete seine Frage mit der Befangenheit eines Schulmädchens. „Sie hat ihre Lektion noch nicht beendet,“ sagte die Gräfin trocken, und man merkte den Wunsch deutlich heraus, daß Nanny durch die Ankunft des Barons nicht weiter gestört werden möge. Aber Papa nickte seinem Töchterchen freundlich zu und sagte: „Nun, wir kürzen sie heute ab, unserem Gaste zu Ehren.“ Ein rosiger Hauch des Entzückens überflog das blasse Gesicht des jungen Mädchens, sie trat vom Tische hinweg und auf ihren Papa zu.

„Du bist so gütig, Papa,“ flüsterte sie.

„Sie schenken mir doch auch einen so hübschen Blick, Comtesse?“ scherzte Reinthal, „Papa hat Ihnen nur meinethalben diese Konzession gemacht; aber Nanny, ich hoffe Sie heute noch günstiger für mich zu stimmen.“

„Baron Reinthal will sich auf jede Weise bei dir einschmeicheln,“ lachte der Graf, „er hat dir auch etwas mitgebracht.“

„Wieder eine Muschel für meine Sammlung, wie neulich?“ fragte das Mädchen rasch.

Der Graf gab dem Diener, der soeben mit einer eleganten Handtasche eintrat, einen Wink, dieser überreichte sie dem Baron, der einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand daraus hervorzog.

„Hier Comtesse, schlagen Sie das Papier zurück.“

„O danke,“ rief diese, das Papier rasch herunterreißend. „Ein Buch, wie hübsch gebunden und mit Bildern!“

„Der Inhalt ist doch passend?“ fragte die Gräfin scharf, mit einer deutlichen Nüance von Unruhe und Unzufriedenheit herzutretend.

„Durchaus, Gräfin; Illustrationen zu Schillers Glocke.“

„Schiller! was fällt Ihnen ein, Nanny ist noch so jung.“

„Gezeichnet von Ludwig Richter,“ beruhigte der Baron mit einem Lächeln.

„Ach!“ rief Nanny entzückt, den Kopf tiefer in das Buch steckend, um das hübsche Bild, das sie aufgeschlagen, noch genauer zu betrachten.

Aber Mamas examinirender Blick hatte dieselbe Richtung genommen, und ihre hageren Wangen flammten auf in der Purpurglut des Zornes.

Ein blutjunges Paar war hier abgebildet, daß im Grase nebeneinander saß, er hatte seinen Arm um ihren Hals gelegt, „Liebesglück“ stand darunter.

Sie entriß das Buch den Händen ihres Kindes, dessen unschuldige Augen durch solche Szenen vergiftet wurden.

„Ich muß Sie bitten, Baron,“ sagte sie fast bebend, „daß Sie es künftig unterlassen, Nanny mit dergleichen zu überraschen.“

„Aber Gräfin, der poetische, der kindliche Ludwig Richter!“ rief der Baron, den es Mühe kostete, nicht in Lachen auszubrechen.

„Ihr Herren vermögt nicht nachzuempfinden, was den reinen Spiegel eines Mädchenherzens zu trüben vermag,“ entgegnete sie scharf. „Nanny, du hast mit Leo noch einige Etuden zu spielen. Pater Benedikt, Sie werden die Kinder begleiten.“

Diese entfernten sich mit dem Erzieher.

Der Graf zuckte die Achseln.

„Meine Frau ist vielleicht zu empfindlich,“ sagte er lächelnd, „aber eine Mutter kann verlangen, daß man ihr die Erziehung ihrer Tochter allein überläßt.“

„Eine Debatte, Messieurs?“ fragte eine sonore Stimme, „doch keine politische, hoffe ich?“

„Gräfin Dönhof war aus der Bibliotek getreten, Pater Cölestin kam hinter ihr her.

„Nicht im geringsten, Natalie,“ versicherte ihr Bruder, der mit dem Baron auf sie zugegangen, „wir bekämpfen uns zwar in der Kammer und in den Couloirs grimmig genug, aber außer dem Hause suche ich mich mit seinem Liberalismus und seinen modernen Schrullen abzufinden, so gut es eben geht.“

„Und Graf Falkenau treibt die Liebenswürdigkeit so weit, mir in diesen vertraulichen Augenblicken von den Anträgen zu sprechen, die er einzubringen gedenkt, damit ich doch ein klein wenig gerüstet mich dem Sturm entgegenstelle, den er zu entfesseln pflegt.“

Man lachte. Natalie hatte hierauf auf der Chaise longue Plaz genommen und alles gruppirte sich um sie herum. Sie hatte, wie ihre Schwägerin, keine Sympatie für den Baron, aber sie war viel zu viel Weltdame, um sich das anmerken zu

lassen. Und so sprach man denn von diesem und jenem in dem neutralen leidenschaftslosen Ton der guten Gesellschaft.

Pater Cölestin saß auf seinem Stuhle lässig zurückgelehnt; er beteiligte sich fast gar nicht an der Konversation. Sein Gesicht sah in seiner Vornehmheit kühl und gelassen aus; aber ein genauer Beobachter hätte vielleicht erraten, daß hinter dieser Maske der Gleichgiltigkeit ein unruhiges Herz pochte. Seine merkwürdig dunklen Augen zuckten von Zeit zu Zeit auf, und er beugte sich dann vornüber, als lausche er auf entfernte Töne, die ihm von außen kommen mußten. Aber man vernahm nichts. Seine schönen außerordentlich gepflegten Hände tasteten nervös in gesteigerter Unruhe hin und her. Indes plauderte Baron Reinthal in seiner geistvollen lebhaften Weise.

An Stoff fehlte es ihm nie. Er stand als Politiker in der Opposition und war doch allgemein beliebt und wurde zu Allem hinzugezogen. Er fehlte bei keinem Ball und keiner Festlichkeit des Adels, und er war der Protektor aller Kunstinstitute, der Ehrenpräses einer ganzen Menge von Vereinen, er war in allen Teatern zu Hause und mit allen Künstlerinnen vertraut. Er galt als ein vorzüglicher Kenner, als eine Autorität in Kunstsachen, malte und komponirte selbst, und verfaßte Festgedichte und geistreiche Proverbes.

Man hörte dem brillanten Causeur mit Interesse zu, da erklang das Läuten des Ave-Maria.

„Die Vesperglocke,“ sagte Gräfin Marie, und sie erhob sich und mit ihr all die andern.

Es war Sitte in Falkenau, sich um diese Zeit zu einem kurzen Gebet in die Schloßkapelle zu begeben. Selbst wenn Gäste da waren, wurde davon nicht gerne Umgang genommen.

„Helene hatte mir versprochen, um diese Zeit mit Elsa zurück zu sein,“ versezte Gräfin Dönhof mit einem leichten Stirnrunzeln.

Marie sah sie ernst an und entgegnete nicht ohne Würde:

„Was willst du mit ihnen in der Kirche? Die eine betet gar nicht und die andere nur, wenn sie Langeweile hat.“

Baron Reinthal bat lächelnd, auf sein Mitgehen zu verzichten. Die kalte Kirchenluft ziehe ihm so leicht einen Schnupfen zu, und so wolle er denn hier die Damen erwarten.

Graf Falkenau hatte seiner Schwester den Arm gereicht, und er schritt mir der stattlichen Dame voraus.

Pater Cölestin führte die Hausfrau.

„Der Baron ist ein Freigeist?“ fragte sie der Priester, einen Blick nach dem Zurückbleibenden entsendend.

Ein Seufzer des Hasses drängte sich aus der schmalen Brust der Gräfin.

„O, dieser Mann, er hat keine Religion und er hat kein Herz!“

„Sie kennen ihn seit lange, Gräfin?“

Sie nickte.

„Er hat meine Jugendfreundin Comtesse Illona geheiratet, sie war gut und sanft. Er hat sie unglücklich gemacht, und doch hat sie ihn geliebt bis zu ihrem lezten Atemzuge.“

Der Jesuit sah sie forschend an.

„Sie kennen auch die Geschichte dieser Ehe?“ fragte er.

Sie nickte. Sie kannte sie nur allzugenau. Sie war die Vertraute Illonas geblieben und diese hatte sie zur Mitwisserin einer Begebenheit gemacht, die sonst aller Welt ein Geheimnis geblieben, und die ihr Sünden und Leidenschaften dieses Mannes enthüllte, unter denen Illona nicht allein und nicht am meisten gelitten. Aber die Freundin hatte Schweigen gefordert, sie hatte es ihr zugelobt und wollte es halten.

Als nun der Pater mit einer weiteren Frage in sie drang, antwortete sie nur ausweichend:

„Ich will nicht richten, aber der Herr wird einen jeden bezahlen nach seinen Werken.“ Das klang so streng wie aus dem Munde einer Puritanerin. Und in der Tat, diese Frau war ehrlich und streng in ihrem Glauben wie in allem andern.

Baron Reinthal war allein zurückgeblieben und schien darüber sehr vergnügt. Er stellte sich an das offene Fenster und sah in die zunehmende Dämmerung hinaus. Ein Diener brachte eine angezündete Lampe.

Jezt hörte man das Rollen eines Wagens, der durch die Avenue heranbrauste, es waren die Erwarteten. Helene kutschirte, Elsa saß mit Hugo im Coupé. Schon hielt der Wagen vor dem Portal und bald darauf vernahm man im Vorgemach die laute helle Stimme Helenens.

Ein Diener öffnete ihr die Thür. Sie kam herein, rasch vorschreitend und zugleich in lebhafter Weise nach rückwärts sprechend und gestikulirend.

Als sie den Baron erblickte, schlug sie mit einem Ausruf der Freude die Hände zusammen.

„Ah, charmant! Welch gute Idee, hierherzukommen; da fahren wir nun zusammen zurück, das ist reizend!“

Sie war bis in die Mitte des Gemachs gekommen und sah sich hier um.

„Sie sind schon in der Kapelle? Ich habe die Pferde gejagt, um zurecht zu kommen.“

Sie riß die Handschuhe von den Händen und besah diese lachend.

„Ich habe mich dabei selbst nicht geschont, wahrlich, Baron, sie schmerzen mich.“

Sie hielt ihm die Händchen entgegen und er nahm sie rasch in die seinen, sie in rascher Folge küssend. Sie überließ sie ihm ganz, und den Körper etwas zurückbeugend, den Kopf, auf dem der Federhut kecklich saß, gegen den Nacken gewendet, sah sie ihm in schelmischer Koketterie ins Gesicht, und ihr großer Mund zeigte lachend all seine weißen, etwas zu kräftigen Zähne.

Helene trug ein leichtes graues Seidenkleid, das ihren Körper eng umschloß; darüber hatte sie eine kurze englische Jacke gezogen, die knapp an den Hals anschloß. Das Ganze sollte amazonenhaft aussehen, ließ aber die vollendete Weiblichkeit dieses vollen Körpers nur um so markanter hervortreten.

Jezt waren auch Elsa und Oberlieutenant von Falkenau hereingekommen und sie begrüßten ihrerseits den Baron.

Elsa war in den lezten Jahren gewachsen, sie ähnelte in Gestalt ihrer Tante, aber ihre Formen hatten noch all die Zartheit der Jugend.

Auch ihr Haar war um eine Nüance dunkler geworden, hatte jezt erst die rechte Goldfarbe erhalten. Es hing in langen verschlungenen Zöpfen weit über das dunkle bis zum Hals geschlossene Kleid herab. Ihre großen Augen blickten klar mit einem ruhigen Ernst.

Sie grüßte den Baron, ohne ihm die Hand zu geben, und sie nahm den Hut ab, den sie dem Diener überreichte.

Auch Helene hatte den Hut gelöst.

„War man ungehalten über die Verspätung?“ fragte sie leichthin. „Ich kann mir's denken, aber ich will Tante Marie sogleich versöhnen. Gehen wir rasch.“ Sie wendete sich halb bittend, halb im Tone eines graziösen Eigenwillens an Elsa:

„Du gehst mit uns.“

„Nein, Helene.“

„Bist du nicht neulich mit der Tante im Dom gewesen? Heute gehst du mir zu Liebe in die Kapelle.“

Elsa schüttelte den Kopf und erwiderte sanft und doch bestimmt: „Bitte, verlange es nicht.“

Helene schleuderte ihren Hut, den sie noch in der Hand hielt, dem Diener entgegen.

„Und Sie, Baron? ah, Sie sind ja auch so etwas wie ein Atheist, und Sie haben Sich ohne Zweifel schon dispensiren lassen?“

„Wenn ich im voraus gewußt hätte, daß mir das Glück zuteil würde, eine Viertelstunde an Ihrer Seite zu knien, dann hätte ich es nicht versäumt, den Herrn dafür zu loben und zu preisen.“

Helene stieß ein kurzes ausgelassenes Lachen aus.

„Abscheulicher!“ sagte sie; dann laut und befehlend:

„Hugo!“

Der junge Lieutenant, der indes an seiner Uniform gerichtet und das Haar mit einem Bürstchen zurecht gekämmt, sprang herbei und bot seiner Cousine den Arm, den sie fast unmutig entgegennahm.

„Ich bin auf diese Betstunde grade auch nicht so sehr erpicht“, sagte sie, halb zürnend halb lachend, „aber wenn es sich darum handelt, gefällig zu sein, nicht wahr, Hugo, dann gehen wir doch.“

„Nicht zehn Pferdekräfte brächten mich sonstwo in die Vesper“, entgegnete er mit dem frivolsten Ausdruck, „aber hier dominirt Mama, und wir müssen uns fügen“.

Sie schritten durch das große Gemach, der Diener öffnete ihnen die Tür und ging hinter ihnen hinaus.

Der Baron und Elsa waren allein.

Sie war schon vorhin an das Fenster getreten und sah in das nächtige Dunkel hinaus, das alle Gegenstände umhüllte.

Reinthal beobachtete einen Augenblick die feine anmutige Gestalt des jungen Mädchens und das zarte gedankenreiche Antliz, dann näherte er sich rasch.

„Mein teures gnädiges Fräulein“, sagte er und der gedämpfte Ton seiner Stimme klang voll und warm, „ich ersehnte seit lange diesen Augenblick — ich habe Sie so viel zu fragen, Ihnen so manches zu sagen — ich kam einzig und allein hieher, weil ich Sie hier wußte — weil ich“ — er hielt inne, als erwarte er ein Wort, einen Blick von ihr, der ihn ermuntern sollte, weiter zu sprechen.

Sie hatte ihre Stellung nicht verändert, die Augen sahen noch immer in die Nacht hinaus. Als er zu reden aufgehört, fuhr sie sich mit der Hand langsam über die Stirne.

„Mein Kopf ist so verwirrt, Baron, entschuldigen Sie, das Denken tut mir oft wehe, denn was ich empfinde ist immer im Widerstreit mit dem, was ich erfahre, und so kann ich mich nimmer zurechtfinden.“

„Armes Kind,“ sagte er weich und zärtlich, „ich begreife das, ich wußte es seit langem. Sie stehen mit ihrer ganzen Umgebung in einem seltenen Kontrast.“

„Und doch sind diese Menschen so herzensgut,“ erwiederte sie leise, „sie glauben nach Recht und Gewissen zu handeln, und sie lieben mich. Aber ich — wie undankbar erscheine ich mir oft —“

„Sie stehen Ihnen ewig fremd gegenüber, ist's nicht so?“

„Ja, denn wir gehen in allem auseinander, in unserem Denken, in unserem Fühlen! Was mir hoch und erhaben dünkt, ist ihnen Sünde, und ich finde wieder —“ sie drehte sich plözlich um, und aus ihren dunklen Augen brach ein Bliz der Erregung. „Warum gehen sie in die Kirche, warum beten sie? Was wollen sie damit? Soll ihr Gebet den Naturlauf ändern? Soll es Gott zu Wirkungen bestimmen, die willkürlich wären und mit den Gesezen der Natur im Widerspruch stünden? Oder muß das Mitleid des „Allerbarmers“, wie sie ihn nennen, erst erbettelt werden? Muß er den Menschen nicht gewähren, was ihnen im Leben Bedürfnis und Notwendigkeit ist? Und warum verweigert er Glückseligkeit denjenigen, die sich nicht vor ihm im Staub erniedrigen? Hat er den Schmerz, das Elend nur

darum geschaffen und in die Welt gesezt, damit er den Triumph seiner göttlichen Barmherzigkeit genieße?! Ach, die niedersten Gesinnungen haben sie ihm angedichtet und damit verunstaltet, was sie anbetend ihr Höchstes nennen."

Reinthal hatte versucht, die Hände des jungen Mädchens zu erfassen und an sich zu ziehen. Dies Tema war durchaus nicht dasjenige, worüber er mit ihr zu sprechen wünschte. Ihr Glaube oder Unglaube war ihm durchaus gleichgültig, er machte sich nichts aus solchen Sachen; aber nun fand er, daß die Erregung, die tiefe Herzensempörung, in die sie geraten war, ihr einen neuen wunderbaren Reiz verlieh, und er führte sie vom Fenster hinweg, der Lampe zu, um ihr in die schwarzen flammenden Augen zu schauen.

„Die Unterschiede in Glaubenssachen sind ungeheuer, und wir müssen hier eine gewisse Duldung üben," sagte er beruhigend, mit einem Lächeln zärtlicher Ueberlegenheit. „Es gibt in der Welt eine Menge von Religionen und Kulten und innerhalb der verschiedenen Konfessionen selbst wieder die verschiedensten Sekten und Schismen."

„Aber es gibt nur eine Natur und nur eine Wahrheit," sagte sie entschieden, mit einem leuchtenden Blick der Begeisterung, „und man hat mich gelehrt, mich an diese zu halten."

„Gewiß, Comtesse, nur ist die Wahrheit eben dasjenige, was man am schwersten auffindet, und dann ist sie nicht einmal immer das Taugliche; das Leben ist eben so komplizirt und wir sind noch so unwissend."

„Ja," rief Elsa, und sie faltete ihre Hände zusammen, wie im plözlichen Jammer über sich selbst, „das ist's ja eben, was mich beängstigt, ich bin so unwissend, so unerfahren noch, und ich fürchte oft, mich in diesem Wirrsal zu verlieren."

„Elsa!" rief Reinthal mit Lebhaftigkeit und Wärme; er hatte sie da, wo er sie wünschte, „vertrauen Sie mir, ich habe keine Vorurteile des Glaubens, ich besize durchaus jene Objektivität, die uns aus Kenntnissen und Erfahrung erwächst, und ich bin Ihr treuester, Ihr verläßlichster Freund, glauben Sie mir; freilich, ich könnte Ihr Vater sein, aber —" seine schönen sympatischen Augen suchten in diesem Augenblick jenen des Mädchens aufs neue zu begegnen — „ich bin noch jung, noch

in der Fülle meiner Kraft und geistigen Fähigkeiten, und ich wünschte, Elsa —"

Er konnte den Saz nicht vollenden, die Thür wurde rasch und heftig aufgemacht, und die stolze imponirende Gestalt der Gräfin Dönhof rauschte mit ihrer Schleppe über die Schwelle.

Pater Cölestin kam gleich ihrem Schatten hinter ihr drein.

Sie hatte die etwas vertrauliche Haltung des Barons bemerkt und sein rasches Zurückfahren, aber sie wollte es ignoriren; sie wendete sich direkt an Elsa und küßte sie auf die Stirne.

„Ich habe für dich gebetet, mein liebes Kind," sagte sie mit einem unendlich sanften und gütigen Ausdruck, „so recht von ganzer Seele gebetet."

„Gebetet, für mich!" rief Elsa fast erschreckt, „und weshalb taten Sie das?"

„Damit auch in dein Herz jener Friede und jene Ruhe einkehre, deren wir schon hienieden bedürfen, und die die Gesundheit unserer Seele bedeuten."

Elsa sah sie mit großen Augen entsezt an. Die Gräfin wußte es also, daß diese Ruhe nicht in ihr war? Und sie sollte ihr durch ihre Fürbitte, durch den Einfluß einer Macht werden, die als etwas fremdes, geheimnisvolles in ihr wirkte? Der Gedanke irritirte sie. Als sie, gleichsam in Abwehr sich wendete, bemerkte sie den Pater.

Er war in dem dunklen Teil des großen Gemaches stehen geblieben, unbeweglich, einem Schatten gleich. Aber seine dunklen Augen hatten sich sofort bei seinem Eintritte mit inquisitorischer Strenge den beiden zugewandt, die er im tête à tête getroffen. Was Baron Reinthal noch nicht ausgesprochen, was noch als heimlicher Wunsch in seinem Herzen ruhte, er hatte es errathen, und es erregte seinen Zorn. Jezt trafen seine Blicke mit denen Elsas blizartig aufeinander. Feinde tauschen einen solchen Blick.

Es quälte ihn unsäglich, daß dieses Mädchen eine Lehre verwarf, Prinzipien nicht teilen wollte, für die er sein ganzes Wesen dahingegeben. Ihr Unglaube fanatisirte ihn. Aber er wollte ihn bekämpfen, und er wollte in dem Kampfe siegen. Aber kein Anderer durfte hier dazwischentreten, kein Anderer durfte Gewalt über sie erlangen, er mußte sie frei halten.

Die Gräfin hatte sich dem Baron zugewandt.

„Wir dachten Euch schon im Speisesaal zu treffen", sagte sie in ihrem lebhaften Ton, „alles ist dort versammelt."

Sie hatte seinen Arm genommen und die beiden gingen plaudernd voran.

Cölestin hatte sich Elsa genähert, schweigend, mit einer leichten Verneigung bot er ihr seinen Arm, und als sie nun leicht den ihrigen hinein legte, wurde sein blasses Gesicht, auf das der sorgfältig rasirte Bart einen schwarz-bläulichen Schimmer warf, noch um eine Nüance blässer.

Die hohen schlanken Gestalten schritten leicht und elastisch durch den Saal. Der Priester hatte seine Augen zur Seite gewandt, sie fielen auf den Schatten, der die Wand entlang huschte. Ihre beiden Körper erschienen da zusammengedrängt, gleichsam zu einem vereint. Wie unter einem Schauer erbebte er leise, seine Schulter entfernte sich noch mehr von der ihrigen, und seine Augen irrten weiter an den Wänden. Jezt blieben sie auf dem Madonnenbilde haften.

Er blieb plözlich stehen und seine schmale weiße Hand zeigte auf die Maria.

„Ist sie nicht schön, unsere heilige Jungfrau?" fragte er leise in einem seltsam verschleierten Ton.

Elsa betrachtete das herrliche, poetisch empfundene Gesicht einer Raffaelschen Madonna.

„Warum nennt Ihr sie Jungfrau?" fragte sie ernst. „Sie hat ihr Kind auf dem Schoß."

Der Priester senkte die Augen.

„Das ist das göttliche Mysterium, das sich nur einmal erfüllt."

Elsa sah ihn groß und kalt an. „Das eine Unnatürlichkeit in sich schließt, an die doch niemand glauben kann."

„Bei Gott ist nichts unmöglich, er schafft Wunder."

„Und bedurfte er dieses Wunders, um uns eine Mutter verehrungswürdig zu machen?"

Cölestin preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

Sie gingen weiter. Als sie die Tür erreicht hatten, wendete er sein blasses Gesicht dem Mädchen zu, etwas von fanatischer, unbändiger Willenskraft prägte sich in den fast antik schönen Zügen des Priesters aus:

„Sie haben keinen Glauben und noch fehlt Ihnen das Bedürfnis dazu; aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie unglücklich sein werden, wo Sie Sich zerschlagen und elend fühlen, wo alles um Sie wanken und Sie Sich mit Grauen von der Welt und allem Sichtbaren hinwegwenden werden, dann wird der Glaube in Ihrem Herzen erstehen und Sie werden lechzen nach himmlischem Trost.“

Elsa hatte mit einem Ruck ihren Arm aus dem seinen gezogen; sie sprang gegen die Tür und öffnete rasch.

Heller Lichterglanz und heiteres Geplauder der hier Versammelten tönte ihr entgegen.

Sie atmete auf wie befreit.

Sechstes Kapitel.

Eine Reihe Gemächer im Hause des Barons Reinthal stand geöffnet. Ein Kunstfreund und Kenner, eine Autorität in Kunstsachen, hatte er sein Haus mit wahrhaft bewunderns-wertem Geschmack und als Millionär zugleich mit großem Auf-wand eingerichtet. Er besaß Schönes und Seltenes aus allen Fächern der Kunst, und Künstler ersten Ranges hatten für dessen Aufstellung und Umgebung alles Entsprechende geschaffen. Ein Besuch bei Reinthal war fast Mode geworden; man sprach damals viel von seinen Gemälden und Teppichen, von seinen Gobelins und seinen Waffen, und einige Heißsporne ließen sich sofort ein oder das andere ihrer Appartements à la Reinthal einrichten.

Helene kannte die Schäze seines Hauses; er hatte aber auch Gräfin Dönhof und Elsa so dringend gebeten, seine Samm-lungen mit ihrem Besuche zu beehren, daß die Gräfin zugesagt hatte. —

Er erwartete sie nun, und er durchschritt, von seinem Kammerdiener gefolgt, die Räume, alles mit kritischen Augen musternd.

Er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und sah unge-mein frisch und wohlgelaunt aus.

„Es ist alles entfernt worden, was die Damen irgendwie chokiren könnte?“ fragte er Felix mit einem vielsagenden Blick.

„Durchaus alles, Herr Graf,“ antwortete dieser mit einem kleinen vertraulichen Lächeln, „ich weiß ja, welche Rücksichten wir da zu nehmen haben, und ich kenne übrigens die Prüderie der Dönhof.“

Der Baron war an einen Tisch getreten und schlug ein Album auf, in dem sich eine Anzahl jugendlicher Mädchenporträts befanden. Es waren Schülerinnen des Konservatoriums, welche sich für den liebenswürdigen Kunstfreund und einflußreichen Gönner hatten photographiren lassen, der sich für die eben flügge gewordenen Künstlerinnen interessirte und ihre ersten Schritte in die Oeffentlichkeit zu überwachen pflegte. Reinthal lachte diesen allerliebsten, zumeist pikanten Gesichtchen zu, dann runzelte er die Stirne.

„Und dergleichen lassen Sie unkonfiszirt?“

„Ich dachte, das wäre aus Dankbarkeit und daher unverfänglich,“ bemerkte Felix zynisch.

„Ich befahl, alles hinwegzuräumen, was irgendwelche Beziehungen zu Damen verraten könnte,“ entgegnete Reinthal scharf. Er nahm das Album hinweg und begann nun selbst hie und da ordnend einzugreifen, alles wie zu einer Vorstellung vorbereitend. Und er zog hier einen Vorhang zu, öffnete dort einen andern, so das Licht geschickt verteilend, daß es mit dem Effekt eines Rembrandtschen Gemäldes auf die Causeuse und die Fauteuils von blaßrother Seide fiel, auf denen die Erwarteten Plaz nehmen sollten.

Er sezte sich hierauf selbst und, gleichsam diesen Effekt probirend, sah er in den gegenüberhängenden Spiegel und bemerkte mit Vergnügen, daß das einfallende Licht ihn ungemein jung erscheinen ließ. Behaglich lehnte er sich in den Fauteuil zurück, sein Haupt gegen die Dormeuse schmiegend. Sein Blick durchflog die lange Flucht der Gemächer. Er hatte niemals die Absicht gehabt, lange Witwer zu bleiben, jezt dachte er ernstlich daran, demnächst eine Hausfrau hier einzuführen.

In den lezten Jahren hatte er in Helenens Fesseln gelegen und hatte nicht vergeblich um ihre Gunst gebuhlt, eine öffentliche Werbung war aber, da beide Teile gleichzeitig verwitweten, nicht möglich gewesen. Er hatte Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß Helene im Kreise der jüngeren Aristokratie gradezu tonangebend geworden war; in lezter Zeit wurde sie indes häufiger zu Hofe befohlen, wo eine andere Richtung herrschte, und es hieß, daß ein Prinz des regierenden Hauses sie in auffallender Weise auszeichne.

Welchen Einfluß konnte sie dadurch gewinnen!

Und wenn sie auch selbst zu unbekümmert war, zu sorglos, um ihn auszunüzen, so konnte dies doch von demjenigen geschehen, der über Helene zu gebieten hatte. Er hatte bereits begonnen, diesen Einfluß in seine Kombinationen zu ziehen, aber da ereignete sich zum erstenmal in seinem Leben der kizliche Fall, daß sein Vorteil mit seinem Verlangen in Widerspruch geriet, und es wollte sich fast herausstellen, als ob seine Leidenschaft stärker sein werde als seine Vorsicht.

Seitdem er Elsa gesehen, war sein achtundvierzigjähriges Herz von diesen jungen keuschen Reizen gefangen genommen, und er wollte sich einreden, daß er jezt erst, zum ersten mal in seinem Leben, wahrhaft verliebt sei. Er begann ein wenig über die Anzahl seiner Jahre zu seufzen, die er sich übrigens niemals voll eingestand, und so war er denn auch viel zu eitel, um im Ernst an seiner Unwiderstehlichkeit zu zweifeln, die ihn ja noch niemals im Stiche gelassen hatte.

Und er war ja auch wirklich noch im besten Mannesalter und hübsch, und er besaß all die Vorteile seiner Stellung, seines Reichtums und seiner Bildung. Warum sollte Elsa in ihrer Verwaisung nicht gern die rettende Hand ergreifen, die ihr den legitimsten Beschüzer und ein behagliches Heim sicherte? Zeigte doch die Erfahrung, daß gerade junge Mädchen nicht allzuhäufig dagegen sind, reifere Männer zu beglücken.

Aber dann hatte er Helenens Einfluß preisgegeben und all die Pläne, die sein Ehrgeiz darauf gebaut, und er hatte die heißblütige Frau vielleicht zu seiner Gegnerin gemacht. Das durfte nicht geschehen, das mußte vermieden werden um jeden Preis — wie aber aus diesem Dilemma herauskommen?!

Wie oft hatte er in lezter Zeit über diesen Gegenstand nachgedacht, aber er hatte immer nur eine mögliche Lösung gefunden.

Auch jezt schien ihn diese zu beschäftigen, und er versuchte, ihr näher zu kommen.

Arnold ist hübsch, sehr hübsch — kombinirte er und seine Augen schlossen sich halb, als sollte dadurch ein weit entfernter Gegenstand seinen Sinnen näher rücken — er hat etwas von dem Zauber, der die Weiber betört, er ist mein Sohn. Er

wird ihr gefallen, und wenn man es ein wenig darauf anlegt, werden sie gegenseitig von einander entflammt sein. — Aber der bürgerliche Doktor könnte immer noch ein Hindernis bilden? Helene ist nicht wie ihre Schwester, die einem armen Gelehrten nachgelaufen ist, sie ist durchaus Aristokratin. Nun, ich werde ihr verraten, daß blaues Blut in seinen Adern fließt, ich könnte sogar eine hochadelige Mutter vermuten lassen — was tuts! Und im Notfalle schlage ich alle Bedenken nieder durch eine Adoption.

Seine Finger trommelten bereits den Hochzeitsmarsch Mendelsohns auf dem Seidenbrokat der Armlehne, dann aber legte sich ein Schatten des Verdrusses über sein Gesicht.

Wenn er gekommen wäre, wie ich es gewünscht, zu Anfang der Saison, dann könnte in dem Moment alles im Reinen sein, und ich wüßte, woran ich bin. O, ich hätte darauf dringen sollen; aber er sprach mir von einer gelehrten Arbeit, die er herauszugeben gedenke, und auch mein guter Lord schwazte mir da etwas vor, wie vortrefflich er das ausgezeichnete Lehrmaterial Londons zu benüzen verstehe und wie der junge Doktor fast täglich im Britischen Museum zu finden sei. Reinthal schmunzelte. Ja, der Junge hat Begabung, er hat Arbeitskraft. Grade solche Leute brauchen wir, brauchen sie notwendig. Nun jezt kommt er, und so wollen wir denn sofort alle Minen springen lassen.

Er selbst sprang in die Höhe wie emporgeschnellt von seinen Kombinationen, die er in seiner diplomatischen Weise doch niemand anvertrauen durfte als sich selbst.

In dem Augenblick wurden die Damen gemeldet, freudestrahlend ging er ihnen entgegen, und er begrüßte die Gräfinnen Dönhof und Falkenau, Komtesse Elsa und Pater Cölestin.

Man begann die Gemächer der Reihe nach zu besichtigen.

Reinthal war der liebenswürdigste und geistreichste Kustos, den man sich denken kann, und er hielt für das eine oder andere seiner Kunstobjekte kleine Histörchen in Bereitschaft, die sie noch interessanter machten.

Die Damen zeigten sich sehr befriedigt und des Bewunderns war kein Ende.

Endlich hatte man sich in dem kleinen Renaissance-Salon

mit den alten Gobelins und den Sizmöbeln aus rosa Seidendamast niedergelassen. Erfrischungen wurden servirt und alle waren heiter und aufgeweckt.

Man sprach von der Soirée der Fürstin Lilli, welche in einigen Tagen stattfinden solle, und zu welcher alle Anwesenden geladen waren. Elsa sollte an diesem Abend in die Gesellschaft eingeführt werden.

Nachdem neun Monate der Trauerzeit vorüber waren, hatte Gräfin Dönhof diese Soirée, in welcher nicht getanzt wurde, für ihr Entrée in die große Welt bestimmt, und sie selbst wollte es überwachen.

Elsa, in der keine Spur einer asketischen Neigung lebte, die nach Freude verlangte, war begierig, diese Welt kennen zu lernen, von der sie so viel vernommen, und der sie doch im vorhinein ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte.

Der Baron zeigte sich entzückt, sie dort zu treffen und er entwarf ihr sofort ein wahrhaft verführerisches Bild einer solchen Soirée; er sprach von der Notwendigkeit, dergleichen kennen zu lernen, denn dies bedeute für eine junge Dame gewissermaßen die Erweiterung ihres Lebens und ihres Wissens.

Gräfin Dönhof sah etwas beunruhigt aus.

Sie durchschaute die Absicht des Barons, das Mädchen für sich zu gewinnen, und sie wechselte mit dem Pater einen Blick des Einverständnisses. Dieser hatte sie schon auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß ihnen Elsa von dieser Seite bestritten werden könnte.

Die Gräfin hatte vorhin ein großes Album mit Radirungen von Führich flüchtig angesehen, sie wünschte nun die herrlichen Bilder, die die Passion Christi darstellten, genauer zu besichtigen.

Der Pater brachte es sogleich selbst herbei und er sezte sich neben Elsa, um die Blätter, nachdem sie die Gräfin angesehen, ihr zuzuwenden und ihr den Gegenstand zu erklären.

Die beiden Verbündeten manövrirten geschickt, und sie verstanden es meisterhaft, alles und jedes als Mittel für ihren Zweck zu benüzen.

Sie berechneten im voraus, daß die Passion in so meisterhafter Darstellung ihre Wirkung auf Elsas empfängliches Ge-

müt nicht verfehlen könne, und sie selbst waren von dem Gegenstand erfüllt, begeistert.

Als Cölestin die Geschichte des Menschensohnes, der, um die Menschheit zu erlösen, den schimpflichen Kreuzestod erlitten hatte, vortrug, hatte seine Stimme jene Weichheit, jenen verführerischen Wohllaut angenommen, der von unwiderstehlichem Zauber war. Er wies auf die Bilder, die Blatt für Blatt dies hocherhabene Epos illustrirten, und mit Entusiasmus sprach er davon, daß diese Schöpfungen des frommen Meisters zu den schönsten der Kunst zählten, daß nur ein verdorbenes Gemüt dem herzbildenden Einfluß, den sie übten, sich entziehen könne. Und weitergehend, gipfelten seine Ausführungen in dem Ausspruch, daß jede poetische Schöpfung, jede Kunst überhaupt, eine religiöse Kundgebung sei.

Die Gräfin war über diese Wendung erstaunt, von dieser weltlichen Auslegung der Religion höchlichst betroffen, als sie aber bemerkte, wie Elsa durch diese Auslegung gefesselt ward, weil dieselbe ihrer Anschauung verwandt war, und hierauf die Bilder mit gesteigertem Interesse betrachtete, da begriff sie die schlaue Taktik des Jesuiten, der nur das Reinmenschliche hervorhob und diesem ungläubigen Sinn vorerst den Kultus des Schönen predigte, weil er doch nur allmählich bekehrt, nur auf Schleichwegen erobert werden konnte.

Helene, die an so ernsten Erörterungen durchaus keinen Gefallen fand, hatte versucht, sich auf eigene Faust zu vergnügen, voll prickelnder Lebhaftigkeit und neckischen Mutwillens schlug sie Bücher und Albums auf, rückte an den Nippes und zog hie und dort ein Schubfach heraus.

Wenn noch etwas vorhanden gewesen wäre, das sie nicht hätte sehen sollen, ihr wäre es gewiß nicht entgangen.

Reinthal trat zu ihr und bat sie, ihm in das Rauchzimmer nebenan zu folgen, da er ihr Urteil über ein neues Arrangement, das er vorzunehmen gedenke, einholen wolle.

„Endlich!“ rief Reinthal, als die Portière hinter ihnen zugefallen und sie mit ihm in dem Gemache allein war, „ich habe diesen Augenblick herbeigesehnt!“

Sie blieb stehen und die Augen zu ihm erhebend, lachte sie ihm in übermütigster Weise gerade ins Gesicht.

„Um Gotteswillen, Baron, Sie haben mich doch nicht hierher gelockt, um mir eine Liebeserklärung zu machen?"

„Wenn ich wirklich eine solche Absicht gehabt hätte," versezte er mit einem diskreten Lächeln, „Ihre Heiterkeit, teuerste Gräfin, hätte mir die ganze Unklugheit und die ganze Selbstüberschäzung eines solchen Schrittes klar machen müssen."

Sie suchte ihr Lachen nur in etwas zu mäßigen.

„Sie sind der liebenswürdigste, aber auch zugleich der geistreichste Mensch, und Sie würden jedenfalls Ihren Augenblick besser wählen."

„Meinen Augenblick?!" Er seufzte in emphatischer Weise, „ach, Helene! ich fürchte sehr, mein Augenblick, das heißt der rechte Augenblick, in dem ich das herrlichste Kleinod mir für das Leben hätte erobern können, ist für immer dahin."

Er hatte nach einer Zigarrenkassette gegriffen und reichte sie ihr geöffnet hin. Sie nahm eine Zigarre und entzündete sie an dem Lichte, das er ihr entgegenhielt.

„Nun," sagte sie lustig, „Sie ertragen wenigstens diese geringen Hoffnungen mit einem Stoizismus, der für meine Eitelkeit niederschmetternd ist."

„Qui n'a pas les vertus de son age, de son age a tous les malheurs, sagt, glaube ich, Voltaire; nun, Gräfin, ich muß leider darauf ausgehen, mir diese Tugenden des Alters anzueignen, ich werde lernen müssen, mich mit Ihrer dauernden Freundschaft zu begnügen, sonst könnte ich allzuschmerzlich von gewissen Tatsachen überrascht werden, wie?"

Sie warf unwillig den Kopf zurück, denn sie glaubte zu verstehen, daß er auf den Prinzen anspielte.

Er aber, wie von exaltirter Reue ergriffen, erfaßte ihre beiden Hände und küßte sie wiederholt und immer wieder in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und er sah ihr dabei tief mit einem vertraulichen Lächeln in die Augen.

Sie drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

„Das sieht aber gar nicht so aus, als dächten Sie ernstlich daran, sich auf den Alten-Anteil zu sezen."

„Und doch möchte ich Ihnen soeben ein Geständnis ablegen, das mich in Ihren Augen furchtbar ehrwürdig machen wird.— Ich habe Ihnen schon von meinem Schüzling gesprochen?"

„Von diesem jungen Doktor, den Sie auf Reisen geschickt, damit er sich ein wenig die Hörner abstoße?“

„Sie wissen auch, was mir Lord Blomfield über ihn geschrieben, wie sehr er seine Talente, seine Arbeitskraft hervorgehoben, und daß er ihn gerne selbst in sein Ministerium genommen hätte.“

„Ja, nun?“

„Nun, dieser junge Mann kommt jezt auf meinen Wunsch zurück.“

„So, ah!“ meinte sie mit der Miene äußerster Gleichgültigkeit, während sie zu ihrer Unterhaltung den Rauch in Ringen durch die Nase trieb.

Er neigte sich tief zu ihr hernieder:

„Und ich möchte Sie nun bitten, teure Helene, etwas von der Freundschaft, mit der Sie den Vater beehren, auch auf den — Sohn zu übertragen.“

Sie nahm die Cigarre aus dem Munde und starrte ihn an: „Das wäre —?“

„Mein Sohn,“ ergänzte er.

Sie war im Begriffe einen Schrei des Mutwillens, der Ueberraschung auszustoßen.

„Pst!“ machte er, „es ist ein Geheimnis und muß es bleiben.“

„Ah, köstlich, wunderbar!“ sie kicherte. „Sie haben also einen natürlichen Sohn, und die Mutter?“

„Eine Dame —“

„Von Rang?“

Reinthal nickte geheimnisvoll: „Sie ist tot.“

„Ich erhole mich kaum — aber Sie sehen so jung aus.“

„Ich war ein Knabe, als —“

„Als —“, sie brach in ein wahrhaft ausgelassenes Lachen aus, „ah, es war eine Fürstin, eine Herzogin, eine — und man hat Sie verführt, armer Junge!“

Sie reichte ihm die Hand und schüttelte sie, noch immer lachend, mit auffallender Herzlichkeit.

„Sie bewahren mir das Geheimnis, Helene?“

„Unverbrüchlich. Und jener interessante Sprößling also?“

„Morgen, übermorgen werde ich ihn Ihnen vorstellen.“

„Ich bin furchtbar neugierig.“

„Ich möchte ihn für die diplomatische Karriere bestimmen; ich sitze freilich nicht selbst am grünen Tisch, ich habe es noch nicht zum Minister gebracht —“

„Nur Geduld, mein Freund.“

„O, ich habe auch kaum für mich irgend welchen Ehrgeiz, aber inbezug auf Arnold und in Hinblick auf seine glänzenden Eigenschaften, werde ich nicht ganz leicht zu befriedigen sein.“

„Er wird gut untergebracht werden, seien Sie unbesorgt.“

„Ich rechne dabei sehr auf Ihren Einfluß, teure Freundin.“

„Verlassen Sie Sich darauf, wir werden den jungen Menschen gemeinschaftlich poussiren.“

„Dieser junge Mensch wäre alt genug, um Ihr Gatte zu sein,“ scherzte Reinthal.

„Ah, Baron!“ rief sie, sich lachend in einen andern Fauteuil werfend und aus der Kassette eine Cigarre heraussuchend, „ich lerne immer neue Talente an Ihnen kennen und schätzen, aber das eines agent de mariage ist doch das überraschendste.“

„Vielleicht finden Sie, daß ich auch darin nicht ganz ungeschickt mich erweise. O, ich will Ihnen meinen Klienten verführerisch nahe bringen, vor allem müssen Sie ihn sehen.“ Er sprang auf und eilte zu einem Schrank.

„Allons, Sie wollen mich also wirklich überrumpeln?“

„Das Ansehen ist umsonst,“ rief der Baron lustig, indem er, zurückkommend, eine Photographie in ziemlich großem Format vor sie hinlegte.

Sie warf einen Blick drauf und schleuderte dann die Cigarre, die sie eben anzünden wollte, wieder bei Seite, um das Papier näher an die Augen zu bringen.

„Das ist also —?“

„Doktor Arnold Lefebre,“ sagte Reinthal nachdrücklich und bedeutungsvoll, „vor der Hand nicht mehr.“

Sie antwortete nichts und betrachtete noch immer das Bild.

„Ist er nicht hübsch?“ fragte der Baron sich zu ihr herniederbeugend.

„Er ist mehr, er ist interessant,“ versetzte Helene.

Der Baron drückte entzückt einen Kuß auf ihr duftendes Haar.

„Aber wissen Sie, daß er sehr ernst aussieht — fast wie Ihr älterer Bruder,“ fügte sie scherzhaft hinzu.

„Ich werde Sie auf die Wange küssen!“ drohte er, und er hätte diese Drohung wahr machen können, sie hatte ruhig gehalten, freilich nur einen Augenblick, dann, als wollte sie ihn dafür bestrafen, daß er ihn nicht mit jener Raschheit benützt, die einem exaltirten Verehrer ziemte, warf sie in übermütiger Ablehnung den Kopf zurück und sprang auf. Die Photographie in der Hand haltend, eilte sie in den kleinen Salon.

Gräfin Dönhof, Elsa und der Pater saßen noch beisammen. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“ Und des Kindes Wangen brannten rot. Cölestin hatte Elsas Phantasie, ihre Einbildungskraft zu erregen gewußt. Und er wußte nun auch, daß dieses Mädchen die Dinge nicht mit dem kalten Verstande, daß es sie stets von der Seite des Gemüts erfassen werde. Und sie wird katolisch werden, sagte er sich. Es lag etwas von höhnischem Triumph in seinem schönen Gesicht.

Helene lächelte, als sie einen Moment diese Gruppe betrachtete. Wie sie die Kleine bedrängen, dachte sie. Elsas Bekehrung war ihr durchaus gleichgiltig, aber es liegt viel kleinliche Bosheit in den Frauen von heute, es hätte sie gefreut, wenn sie unterlegen wäre. Jezt, in ihrer Gegenwart, sollte sogleich ein anderes Tema angeschlagen werden, sie brachte ein lustiges mit.

„Sieh, Tante, meinen neuesten Protégé,“ sagte sie und hielt ihr die Photographie Arnolds vor die Augen. „Ist er nicht allerliebst?“

„Wer ist das?“ fragte die Gräfin, als echte Aristokratin, die den Namen braucht um ein Urteil zu fällen.

„Es ist jener junge Mann, an dem Baron Reinthal so warmen Anteil nimmt,“ antwortete sie in einer so schelmischen und impertinent bezeichnenden Weise, daß für jeden das „wohlbewahrte Geheimnis“ sofort durchsichtig geworden war.

„O diese Damen,“ dachte Reinthal, aber er hatte ja erreicht, was er wollte. Ohne daß er selbst sich zu irgend etwas verstanden, würde man in der Gesellschaft von der adeligen Abkunft des jungen Doktors überzeugt sein, und wenn auch illegitim, es bedurfte einer solchen Annahme, um in derselben als ein Ebenbürtiger aufgenommen zu werden.

Die Gräfin nickte denn auch mit einem verstohlenen und ziemlich gnädigen Lächeln gegen Reinthal hin.

„Ich erwarte ihn täglich," bemerkte Reinthal, „und ich bitte um die Gnade, ihn Ihnen vorstellen zu dürfen — und der Comtesse," fügte er gegen Elsa gewendet hinzu, ihr zugleich die Photographie reichend, die ihm die Gräfin zurückgegeben.

Elsa nahm sie freundlich aber gleichgültig entgegen. Als sie aber einen Blick darauf geworfen, konnte sie einen Ruf höchster, freudigster Ueberraschung nicht zurückhalten.

Man sah sich nach ihr um, aber sie flüchtete gegen das Fenster. Da stand sie, die Photographie noch immer in den zitternden Händen haltend, und doch kaum wagend, sie noch ein zweites Mal zu betrachten. Aber sie hatte ihn wohl erkannt, er war es, Arnold. Ihr Herz klopfte, ihre Augen umflorten sich; die Stimmen der andern umrauschten sie wie Wogen, aus denen nur der eine Refrain „er kommt!" ihr wie ein kaum faßbares Glück zum Bewußtsein gelangte. Wie war auch mit einemmale alles anders geworden! Soeben noch hatte sie sich beengt und beängstigt gefühlt, wie gebannt unter eine Macht, der sie im tiefsten Innern widerstrebte, und die sie doch immer enger und enger umschloß, bis jede Kraft ihr versagte und sie sich rettungslos ihr dahingegeben fand, und nun —. Sie war frei, geborgen, gerettet! Zerstoben waren alle Zweifel und jedes Angstgefühl. Er kam, sie sollte ihn wiedersehen, ihn wieder sprechen hören, wie damals, als er in der Stube ihres Vaters gestanden. Wie gut hatte sie ihn verstanden, und sie hatte ein so schönes Vertrauen zu ihm gefaßt. Er dachte wie sie, er empfand wie sie, er gehörte zu ihr, er würde sich schützend an ihre Seite stellen. Und jezt hatte sie doch wieder das Bild zu ihren Augen erhoben, und sie betrachtete den schönen Männerkopf mit einem stillen sonnigen Lächeln. Dann hob sie ein klein wenig den Kopf und von der Seite blickte sie nach den anderen hin.

Sie waren in ein lebhaftes Gespräch gekommen. Der Baron sprach von Arnold; er gab einige Karakterzüge von ihm zum besten. Es tat ihr wohl, ihn loben zu hören; der Baron hatte auch wahrlich alle Ursache, auf seinen Sohn stolz zu sein. Aber warum verleugnete er ihn? Sie erinnerte sich mit einemmale

wieder, was Arnold über dies Verhältnis ihrem Vater erzählt hatte. Es durfte nicht bekannt werden, daß Arnold der Sohn sei, weil ein Gesez existire, daß dem Vater die Adoption seines Sohnes verbiete. Sie begriff dies nicht, aber wenn es ein Geheimnis bleiben sollte, sie würde es gewiß nicht verraten. In dem Augenblick erhob sich der Baron und schritt dem Fenster entgegen. Rasch legte sie die Photographie auf ein kleines Tischchen, das in der Nähe stand. Reinthal hatte sich der Jardinière genähert, er wollte für die Damen einige Rosen brechen, und er neigte sich zugleich verstohlen dem jungen Mädchen entgegen.

„Ich hatte mich so darauf gefreut, Sie in meinem Hause zu begrüßen, und nun war es mir nicht einmal vergönnt, Sie zu fragen, wie es Ihnen bei mir gefällt, Komtesse?"

„Sehr, sehr gut, mir ist so wohl hier."

Es waren die ersten Worte, die seit jener Freudenbotschaft über ihre Lippen kamen, sie bebten noch in glücklicher Erregung.

Er neigte sein Haupt dicht heran:

„Elsa!" seine Augen suchten die ihrigen, sie hatten einen fascinirenden Glanz. „Sie machen mich glücklich, darf ich glauben, daß Sie mir gut sind?"

Sie sah zu Arnolds Vater mit einem lieben treuen Blick empor:

„Sie können es garnicht wissen, wie gut ich Ihnen bin."

Der Baron stach sich in diesem Moment der glücklichsten Ueberraschung einige Stacheln in die Hand. Das war ja ein Geständnis, so bündig und klar, daß es den Diplomaten, den gewandten Eroberer der Frauen, der gewohnt war, stets auf Umwegen zum Ziele zu gelangen, verwirrte. Als er nach Elsas Hand haschte, sah er Cölestin neben sich stehen. Er hatte schon vorhin bemerkt, wie der Priester das Mädchen nicht aus den Augen gelassen, jezt mußte er auch das liebliche und offenherzige Geständnis derselben vernommen haben. Es verdroß Reinthal unsäglich und er warf dem ihm verhaßten Jesuiten einen grimmigen Blick zu. Jezt riefen ihn die Damen und er beeilte sich die Blumen, mit denen er Elsa hätte schmücken mögen, ihnen huldigend entgegen zu bringen.

Der Priester war unbewegt neben Elsa stehen geblieben:

„Sie kennen diesen Arnold bereits," sagte er kalt und mit einer Bestimmtheit, die eine gegenteilige Antwort von vornherein ausschloß.

Sie sah ihn an, groß und stolz.

„Ja," sagte sie kurz und sie wendete ihm den Rücken.

Er biß die Zähne auf die Lippen, daß sie bluteten . . . .

Der Hausherr hatte die Damen bis zum Wagen geleitet, der in dem mit Glas gedeckten Hofe stand.

Singend, beide Hände in den Rocktaschen, in übermütigster Laune kam er zurück.

Alles war ihm nun entschieden, das Mädchen betete ihn an.

Eine Stunde später fuhr ein Wagen vor, und man meldete ihm die Ankunft des Doktor Lefebre.

Siebentes Kapitel.

Reinthal hatte seinen Sohn, dessen Auftreten in der Gesellschaft bereits mit seinen Plänen und Kombinationen eng verknüpft war, freundschaftlich und in jovialer Laune empfangen.

Er zeigte sich befriedigt, als ihm Arnold vertraute, daß sein staatswirtschaftliches Werk, die Arbeit mehrerer Jahre, vollendet sei, daß es in London herausgegeben sei und daß die gelehrte Welt sich damit zu beschäftigen beginne.

Reinthal versprach es zu lesen; er kannte Arnold's vortreffliche Feder, er schäzte seine Kenntnisse, aber er betrachtete doch dies alles nur als Vorarbeiten. Er war überzeugt, und nicht mit Unrecht, denn er kannte die heutige Gesellschaft, daß Arnold's Talente erst durch seinen mächtigen Einfluß, durch seine Verwendung Bedeutung erlangen würden.

Er wollte Arnold auf den Plaz stellen, wo er ihn zu haben wünschte, und seine ferneren Arbeiten sollten unter seiner Leitung gemacht werden, damit sie ihm teoretisch den Boden ebneten und vorbereiteten, auf dem er, Reinthal, als künftiger Minister sich festsezen konnte.

So erschien ihm denn Arnold als ein Freund und Vertrauter und er gab sich dem Sohn gegenüber so liebenswürdig, daß dieser von seinem Vater mehr als je bezaubert war.

Reinthal führte den jungen Doktor überall hin; in zwei Tagen hatte dieser einer Anzahl bedeutender Persönlichkeiten seine Aufwartung gemacht und eine noch größere Anzahl von Unbedeutendheiten, wahrhafte Nullen, kennen gelernt. Ein Herrensouper, das Baron Reinthal am zweiten Abend veranstaltet, zu dem die gesammte jeunesse dorée geladen war, vervollständigten seine Bekanntschaften nach dieser leztern Rich-

tung hin. Und nun kam die Soirée der Fürstin, die ihn den Damen der Aristokratie präsentiren sollte.

Reinthal wünschte ihn noch vorher bei Helenen besonders einzuführen. Arnold, der wußte, daß Fräulein Marr im Hause der Gräfin Falkenau lebte, hatte bereits nach Helene gefragt, und sein Vater hatte die Gelegenheit benüzt, ihm ein entusiastisches Bild von ihrer Schönheit und ihrer geistvollen Originalität zu entwerfen, worauf Arnold lächelnd versicherte, er werde sich der herrlichen Frau durchaus mit jener Ehrfurcht nähern, die eine künftige Baronin Reinthal von ihm zu fordern berechtigt sei.

Aber der Baron stellte dies lachend in Abrede, und versicherte, er würde Arnolds Bemühungen um die schöne Frau nach Kräften unterstüzen. Er selbst denke allerdings daran, sich ein zweitesmal zu verheiraten, aber dann wäre es nicht mit der Gräfin, sondern mit ihrer Nichte, Komtesse Elsa.

Mit Fräulein Marr! hatte Arnold ausgerufen, und zwar mit dem Ausdrucke des ungemessensten Erstaunens. Dies schien den Baron zu pikiren und er bemerkte hierauf, daß wenn er in der Tat um ein so junges Mädchen freite, dies nur dann geschehen könne, wenn er die Ueberzeugung besize, daß dieses Mädchen ihn liebe.

Arnold hatte diese Mitteilung schmerzlich überrascht. Elsa, das zarte blonde Mädchen, das ihm so frisch und unberührt erschienen, wie eine Blume im Morgentau, es sollte sein erstes Lieben an einen Mann hingeben, den das Leben schon so abgenüzt, der alle Freuden im Uebermaß genossen hatte? Aber dieser Mann war noch schön, und er besaß ein großes Vermögen, er hatte eine glänzende Stellung. Sollte Elsa diese Vorteile bereits zu schäzen wissen, hatte sie sie vielleicht sogar in Berechnung gezogen?

Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in ihm auf.

Seit neun Monaten erst lebte sie in der großen Welt und doch schien sie darin schon festen Fuß gefaßt, schien sich durchaus ihr angepaßt zu haben.

Sie hatte also neuen Verhältnissen, die denen entgegengesezt waren, in welchen sie aufgewachsen war, keinen Widerstand entgegengesezt.

Aber besitzt denn ein Mädchen überhaupt Widerstandskraft? Sind denn nicht alle fügsame, willenlose Geschöpfe, die es nie gelernt haben, eine Meinung zu haben, und noch weniger sie zu verteidigen? Es war etwas von Verachtung, das ihm bei diesem Gedanken die Lippen kräuselte. Er war in den lezten Monaten ganz von seiner Arbeit in Anspruch genommen gewesen und doch hatte er wiederholt des Mädchens gedacht. Seit jenem Abend, wo er allein in Elsas Zimmer gesessen, wo all die stummen Zeugen ihres Waltens und Denkens zu seinem Herzen gesprochen, war ihm ein so neues und schönes Bild von ihr aufgegangen. War es ein Trugbild gewesen? Er wollte es erfahren.

Als er ihr nach dem Tode ihres Vaters geschrieben und sein Eindringen in ihr Haus ihr mitgeteilt, hatte sie ihm bald darauf geantwortet.

Sie hatte ihm von ihrem Vater erzählt, liebevoll und ausführlich seine lezten Tage beschrieben; Tränen, der ganze Herzenskummer sprach sich noch in jeder Zeile aus. Dann hatte sie ihn gebeten, ihre Villa, die sie in der nächsten Zeit nicht zu beziehen gedenke, als sein Refugium zu betrachten. Jederzeit stehe sie ihm geöffnet, zwar nicht in der Weise wie das lezte mal, hatte sie mit einer kleinen scherzhaften Wendung hinzugefügt. Ihr Rechtsanwalt habe feste und eichene Türen dort anbringen lassen und andere Vorsichtsmaßregeln veranlaßt, die ein Eindringen sehr erschweren dürften, aber Georg Hofer, dem der Auftrag geworden, hie und da im Hause nachzusehen, würde ihm jederzeit die Schlüssel übergeben und für seinen längeren Aufenthalt selbst alle Vorkehrungen treffen.

Er hatte dieses so durchaus liebenswürdige Schreiben mit kurzen Dankesworten erwidert, aber damit war ihr Briefwechsel zu Ende gewesen.

Er empfand es jezt erst, gleich einer Vernachlässigung, daß sie ihm nicht wieder geschrieben, aber sie bedurfte seiner auch nicht; niemals wohl hätte sie ihn zum Freund und Beschützer gewählt, und jezt erfuhr er, daß sie Baron Reinthal liebe, seinen Vater.

Nichtsdestoweniger entstand eine heftige Neugier in ihm, ein brennendes Verlangen, sie wieder zu sehen.

Am nächsten Morgen hielt Reinthals Wagen vor dem kleinen Palais der Gräfin Helene Falkenau, das in der Vorstadt gelegen war.

Baron Reinthal und Doktor Lefebre wurden gemeldet und vorgelassen.

Sie trafen im Salon außer Helene deren Schwiegermutter, die siebzigjährige Aglaya v. Falkenau, die, obwohl sie sich nur selten von ihrem Lehnstuhl erhob, doch offiziell dem Hauswesen der jungen Frau vorstand, hierauf den Grafen Robert Falkenau und Pater Cölestin. Arnold in seiner Distinktion und männlichen Schönheit erregte die Aufmerksamkeit aller. Helene war voll Anmut und sprühend von Geist und guter Laune. Sie gab sich dem bürgerlichen Doktor gegenüber so ungenirt, daß die alte Gräfin Aglaya davon choquirt unruhig auf ihrem Siz hin und her rückte.

Graf Falkenau kam dem jungen Gelehrten mit Interesse entgegen; nur der Pater behielt seine reservirte beobachtende Haltung.

Als der Baron um die Gunst bat, bei der Comtesse eintreten zu dürfen, um ihr den Doktor vorzustellen, erhob sich Cölestin, und ehe noch ein Diener mit dieser Mission betraut werden konnte, erbot er sich in ihre Appartements hinüber zu gehen und anzufragen, ob sie die Herren bei sich empfangen oder im Salon ihrer Tante erscheinen wolle.

Der Pater ließ sich durch die alte Gerta, die mit Elsa hieher gekommen war, bei dieser melden und erhielt die Antwort, daß die Comtesse heute nicht empfange und um Entschuldigung bitten lasse.

Cölestin hatte diesen Refüs vorausgesehen, er hatte darauf gerechnet, um ihn den beiden Harrenden zu überbringen, so ihre Bemühungen, Elsa zu sehen und zu sprechen, vereitelnd. Mit Schadenfreude hätte es ihn erfüllen sollen, daß der Coup so gut gelungen, und doch empfand er in dem Augenblick nur den Stachel der persönlichen Beleidigung, die ihm das Mädchen angetan.

Seine Züge verzerrten sich im Schmerz, aber nur einen Augenblick hatte er die Gewalt über seine Muskeln verloren, dann hüllte er sich fast hochmutsvoll in seine Würde und kalt,

mit freundlich vornehmer Ruhe, kehrte er in Helenens Salon zurück und überbrachte Reinthal einen Bescheid, der ihm doch nur allein gegolten.

Der Baron und Arnold mußten sich entfernen, ohne die Comtesse gesehen zu haben, aber beide vertrösteten sich auf den Abend, wo Elsa auf der Soirée der Fürstin erscheinen sollte.

Achtes Kapitel.

Der große Empfangssaal der Fürstin Lilli war glanzvoll erleuchtet und eine glänzende Gesellschaft war es, die sich darin bewegte.

Es war die lezte Soiree, welche die Fürstin in dieser Saison veranstaltete. Bald nach den großen Frühjahrsrennen, welche in der ersten Hälfte des Mai abgehalten wurden, pflegte der Hof die Residenz zu verlassen, und das war zugleich das Signal für die Aristokratie, sich ebenfalls nach ihren Landgütern zu begeben. Diese Soiree war daher überaus gut besucht, man war übrigens im voraus sicher, sich bei der Fürstin Lilli stets vortrefflich zu amüsiren. Ihr Gatte, ein geschickter Diplomat, gehörte der kirchlichen und konservativen Richtung an, von ihr wußte man, daß sie das Vergnügen über alles liebe.

Diese bekannte Weltlichkeit der Dame, die nicht mehr jung und niemals schön gewesen war, die aber Temperament und die Gabe Lustbarkeiten zu erfinden besaß, war bei Hofe übel vermerkt worden und man hatte ihr dies bei verschiedenen Gelegenheiten fühlbar zu machen gewußt.

Sie kümmerte sich nicht darum; ihre Soireen, zu denen sie gerne Künstler und junge Männer von Talent lud, behielten ihr Renommé, und sie verstand es nach wie vor, all diejenigen, bei denen sie etwas durchsezen wollte, ihrem Willen dienstbar zu machen.

Sie saß an diesem Abend in mattweißer Seidenrobe in einer kleinen Causeuse von dunkelbraunem Plüsch, die Taille ihres Kleides war tief ausgeschnitten, und da sie entsezlich mager war und jeder sinnbetörenden Rundung entbehrte, so konnte man ungehindert und weit hinab die Anatomie ihres Knochengerüstes

verfolgen. Ungeachtet der Enge der Robe hatte sie ein Bein über das andere gelegt, und troz der immensen Schleppe, die in Windungen sie umringelte, konnte man hier wieder das elegante Schuhwerk und die gestickten seidenen Strümpfe weit hinauf bewundern. Ihr kleines unregelmäßiges Gesicht trug eine dicke Puderschicht; ihre dunklen lebhaften Augen erhielten durch die starke Malerei der Brauen und Wimpern etwas Gieriges und Flammendes zugleich und ihr kapriziöser Mund mit den dünnen Lippen sah durch die rote Lippenschminke noch karrikirter aus. Sie hatte so ganz jenen reizenden Chic, jene süße Halbweltsallüre der pariser Courtisane, die auch in der großen Welt Mode geworden.

Sie wiegte ihren dünnen Leib schaukelnd hin und her, gestikulirte mit den entblößten dürren Armen herum und plauderte und lachte.

Neben ihr saß, ebenfalls dekolletirt, Prinzessin Melanie, eine Frau, die den Sommer des Lebens längst überschritten; ihr starres saures Gesicht war von bemerkenswerter Häßlichkeit. Sie trug herrliche Diamanten und sah unter diesem Gefunkel ungemein steif und langweilig aus. In ihrer eingebildeten Hoheit glaubte sie ein Recht zu haben, alle diejenigen, die sie an Rang tief unter sich glaubte, zu verachten. Ihrer großen Anmaßung kam allein ihre große Unwissenheit gleich.

Gräfin Dönhof, die ihre Großnichte Elsa soeben vorgestellt, hatte in dem Fauteuil neben Ihrer Hoheit Plaz genommen. Daran schloß sich im Cercle eine Anzahl der verschiedensten Persönlichkeiten. Lilli liebte es, mit vielen auf einmal zu konversiren, und in ihrer Lebhaftigkeit sprang sie dann oft auf, winkte diesen herbei, rief jenen an, weil sie einen momentanen Einfall sofort an den rechten Mann bringen mußte.

Jezt klopfte sie mit dem kleinen Füßchen wiederholt auf den Boden, sie erwartete eine fremdländische Majestät und sie war ungeduldig, daß sie noch nicht erschienen war.

„Auch Toto, unser Toto kommt, ce petit farceur ravissant!" rief sie laut, mit diesem Kosenamen einen beliebten Schauspieler bezeichnend, und sich rasch nach einem Herrn umwendend, der hinter ihr stand, sagte sie dezidirt: „Ich erkläre ihn für unsern besten Komiker, er ist der einzige der Couplets singen kann."

Sie nickte, als ihr dies Urteil bestätigt wurde, und sich in fast epileptischer Weise wieder nach einer anderen Seite schnellend, fuhr sie in gleicher Lebhaftigkeit fort: „Der König, unser Gast, ist entzückt von seinem Vortrag, er findet Totos Mimik köstlich; er will ihn auch jeden Abend hören, nichts könne ihn so belustigen als seine Späße, behauptet er, Toto wird dafür auch den Christusorden erhalten.“

Der fromme aber geistvolle Prinz Sturm, der ihr gegenüber saß, schnitt eine Grimasse. Es verlezte ihn immer, wenn der hohe Adel das Komödiantentum öffentlich protegirte. Insgeheim konnte man das halten wie man wollte, und in der Tat konnten sich besonders dessen Trägerinnen solcher heimlicher Auszeichnungen von ihm erfreuen.

„Seine Majestät nimmt den Spaßmacher wohl gleich mit sich auf die Reise?“ sagte er scharf.

„Ich denke doch nicht,“ rief Lilli lachend, „da der König ja nach Palästina geht, das heilige Grab zu besuchen.“

„Ach Palästina!“ rief Prinzessin Melanie, fromm entzückt die Augen verdrehend, „Sie wissen, Carlos, ich war in Palästina.“

„O ja,“ sagte Prinz Sturm und sein großer ausdrucksvoller Mund verzog sich ironisch, während er mit seiner weißen Hand, von der er den Handschuh gezogen, in rascher, schnellender Geberde, gleich einem Hunde sich hinter den Ohren krazte.

Er wußte was ihn bedrohte und daß sie nun zum hundertstenmale die Geschichte ihrer Wallfahrt zum besten geben würde.

Aber er wollte ihr wenigstens die Vorrede abschneiden und ein direktes Drauflosgehen erleichtern.

„Ich weiß, ich weiß, Sie hatten da höchst interessante Erlebnisse, und Hoheit haben selbsteigenhändig Wasser aus dem Jordan geschöpft.“

„— Aus dem heiligen Flusse — zwei Maß voll — ich bewahre es noch in kupfernen Flaschen,“ versezte sie hoheitsvoll und wichtig. Dann sich an Gräfin Dönhof wendend, die diese Geschichte ebenfalls bis zum Ueberdruß kannte, fügte sie gnädig hinzu: „Wenn Sie einmal heftige Migräne haben, Liebe, dann schicken Sie doch zu mir, ich werde Ihnen einige Tropfen davon geben. Sie verdünnen sie mit Eau de Cologne, reiben die Stirne damit ein, und die Wirkung ist eine wunderbare.“

„Besten Dank, Hoheit, für Ihre Güte.“

Die Prinzessin fuhr mit einem Lächeln der Genugtuung fort: „Ich bin an den vier heiligen Orten, in Zion, in Bethlehem, in Gethsemane und am Kalvarienberg gewesen, und habe von all diesen Orten mir heilige Erde mitgebracht. Sie wird mir in der Sterbestunde aufs Herz gelegt werden, die Seele geht dann ohne Kampf hinüber.“

„Es sind köstliche Reliquien, die Sie da errungen,“ bemerkte Prinz Sturm, „aber,“ fügte er boshaft und mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „Sie haben auch minder angenehme Dinge von dort mitgenommen.“

„Carlos, woran erinnern Sie mich!“ rief sie mit einer Geberde des Abscheues, und sich hierauf in aufgeregter Wichtigkeit an die Gräfin wendend, „teuere Natalie, Sie können sich keinen Begriff machen, was ich an dem heiligen Orte gelitten habe, von — stellen Sie sich vor, es gab da — in Unzahl waren sie vorhanden, die —“

Sie lispelte ihr ein Wort in das Ohr.

Der Prinz erhob sich mit einem diskreten Lächeln, er wollte die Prinzessin in weiteren vertraulichen Mitteilungen nicht stören. Diese winkte die Gräfin noch näher an sich heran. Wie die Menschen gerne von einer großen überstandenen Gefahr, in der sie geschwebt, erzählen, so liebte sie es von jener unerhörten Peinigung zu sprechen, der sie, die Hochgeborene, in Palästina ausgesezt gewesen, und die sie selbst während ihrer Andachtsübungen am heiligen Grabe zu einem fortwährenden Krazen zwang.

Elsa war von der Tochter des Hauses, der jungen Prinzessin Amélie in Empfang genommen worden. Es schien die bereits versirte junge Dame zu unterhalten, Elsa, den Neuling, in der Gesellschaft zu orientiren. Mit großer Geschicklichkeit, in kurzen aber treffenden Aussprüchen karakterisirte und klassifizirte sie die einzelnen Persönlichkeiten. Mit heuchlerischer Demut von denen bei Hofe Einflußreichen sprechend, mit boshafter Medisance von den anderen.

Einige junge Damen, die soeben eintraten, bewizelte sie in unbarmherziger Weise; sie konnte sichs nicht versagen, gewisse Anekdötchen, die stark an das Skandalöse streiften, ihrer Gefährtin

in das Ohr zu flüstern. Hierauf ging sie auf die also Bezeichneten zu, begrüßte sie auf das herzlichste und küßte diejenige, der sie das Schlimmste nachgesagt, auf den Mund.

Man schritt einem Etablissement zu und gruppirte sich hier; einige Herren kamen sie zu begrüßen und sezten sich zu ihnen.

Man konversirte in jenem ungezwungenen lebhaften Ton, an den Elsa im Hause ihrer Tante sich gewöhnt hatte, und der ihr zusagte. Man scherzte, man lachte, man ironisirte, aber es war in dem allen etwas, das ihrem keuschen Sinn neu war, das sie verwirrte, und das immer zu deutlicherem Ausdruck gelangte. Die weißen glänzenden Schultern und tiefdekolletirten Büsten der jungen Damen schienen wie von Lust durchbebt, und ihr Lachen wurde herausfordernder, ihre Augen sprachen eine vielberedte Sprache; und dann gabs wieder ein Flüstern, ein Kichern, ein Seufzen, und die Blicke flogen von einem Kavalier zum anderen, als wollten sie alle erobern, alle zu Sklaven machen, und diese exaltirt, berauscht von so viel Gefallsucht, die sie bei diesen Frauen entfacht, wurden kühner in Blick, in Wort und Geberden und sie brachten all ihre Frivolität unter diese Jugend, die in dieser Atmosphäre zu schwelgen schien.

Elsa in ihrer Schönheit und als eine neue Erscheinung in dem Kreise wurde von allen bemerkt und bewundert.

Dreiste begehrliche Blicke waren es, die den ihrigen zu begegnen suchten.

Sie hatte anfänglich in den heiteren Ton mit eingestimmt, jezt schwieg sie in heftiger Beklemmung. Auch ihr Blut wallte rascher, es klopfte in ihren Pulsen, es stieg als Erröten in ihre Wangen.

Sie empfand den prickelnden Reiz, der von außen auf sie wirkte, und zugleich ein Gefühl des Widerwillens; etwas, das sich dagegen auflehnte.

Was war es denn nur, das sie wie ein Taumel erfaßte und so erregte?

Eine unbestimmte Angst überkam sie.

Eine Anzahl Damen und Herren traten herzu, neue Gruppen formten sich.

Elsa gelang es, sich zu entfernen.

Sie sah sich vor einer Tür. Die Portieren waren herabgelassen, sie teilte sie und trat rasch ein, aber behender noch als sie gekommen schlüpfte sie wieder zurück.

In dem Fond des Gemaches hatte sie ein Flüstern und unterdrücktes Kichern vernommen, und sie hatte Helene erblickt, die neben einem großen schönen Manne stand, der plözlich seinen Arm um ihre Taille legte und sie umschlingend, die junge Frau an sich heranzog. Sie glaubte noch den Kuß zu hören, den er auf ihre Wangen drückte.

Als Elsa wieder in dem gedrängt vollen Saale stand, schien es ihr, als wehte ihr ein heiß erglühender Brodem daraus entgegen.

Sie fühlte, daß sie zitterte.

Pater Cölestin trat auf sie zu und bot ihr seinen Arm.

Sie beantwortete seine Fragen nur einsilbig, sie hatte Mühe sich zu sammeln. Sie schritten dem Zirkel, den die Fürstin um sich versammelt, wieder entgegen, als Elsa plözlich stehen blieb.

Sie hatte Baron Reintal bemerkt und an seiner Seite einen jungen Mann, der soeben der Fürstin vorgestellt worden war.

Ihr Herz begann stürmisch zu pochen; es mußte Arnold sein.

Pater Cölestin hatte sie zu einem Fauteuil geleitet, mechanisch nahm sie darin Plaz, ihre Hände blieben ineinander gepreßt, ihre Augen sahen unverrückt nach dem neuen Gegenstand ihres Interesses. So war er also gekommen, und sie sah ihn wieder, sah ihn hier, unter den fremden Menschen! Warum war er heute Mittag nicht zu ihr gekommen, da er doch bei Tante Helene gewesen? In ihrer kleinen Stube hätte sie ihn zuerst begrüßen und ihm die Hände schütteln mögen.

Aber war es denn wirklich Arnold, der hier vor der Fürstin stand? Sie hatte ihn damals gesehen in der groben Lodenjacke, einfach und schlicht, wie er ihrem Vater seine Lebensschicksale und seine künftigen Pläne mitgeteilt. Und jezt — sie fand ihn so verändert, durchaus vornehm in seiner Haltung, in seinem ganzen Auftreten, durchaus dem Kreise angepaßt, in dem er sich befand. Und um den Mund, der sie so milde angelächelt, lag jezt ein Zug von Ironie. O gewiß, er war ganz anders, aber war er nicht schöner noch?

Sie errötete; sie wußte nicht wie es kam, daß sie in diesem Augenblick seine Schönheit so tief empfand.

Die Fürstin hatte ihm die Hand gereicht und — er konnte wohl nicht anders, er drückte sie leicht an seine Lippen.

Jezt bedeutete sie ihm an ihrer Seite plaz zu nehmen, und begann sofort lebhaft mit ihm zu plaudern. Sie schien noch lustiger als vorher, ihr Lachen klang herausfordernder und ihre glänzenden Augen senkten sich einigemal tief in die seinen. Als sie ihn entließ, winkte sie Helene zu sich, die am Arme des Prinzen Heinrich herangekommen war und mit Reinthal einige Worte gewechselt hatte.

„Er ist süperb," flüsterte ihr die Fürstin zu, und dann lauter: „Warum hat ihn uns Reinthal nicht früher gebracht, warum erst jezt, zu Ende der Saison? Wie gut hätte ich ihn bei den lebenden Bildern verwenden können. ‚Tasso am Hof Alfonsos' hätte dann nicht ausbleiben dürfen. Er wäre ein Tasso, wie er leibt und lebt, der verkörperte Idealismus, und wir beide die passendsten Leonoren, was meinst du dazu?"

„Daß er deines Interesses werth ist," erwiderte Helene mit einem Lächeln der Befriedigung, „Reinthal rechnet auch darauf, er hofft einen Posten bei einer Gesandtschaft für ihn zu erhalten."

„Da müßte er fort, bewahre! wir werden ihm schon etwas suchen, er soll bei uns bleiben."

„Der König kommt," hieß es plözlich, und die Nachricht brachte alles in Bewegung.

Die Fürstin hatte sich erhoben, um dem Könige entgegen zu gehen, aber da trat er schon mit ihrem Gemahl in den Saal.

Se. Majestät sah ungemein jovial aus, er schien in bester Laune.

Kein Wunder, der ergözliche Toto, der Komiker par excellence, wich nicht von seiner Seite und befand sich auch hier in seinem Gefolge.

Indes hatte Reinthal Elsa gesucht und gefunden; er nahm Arnold am Arm und versuchte sich zu ihr durchzudrängen.

Sie sah die beiden herankommen. Ihr Herz stand einen Augenblick still, dann klopfte es in verdoppelten Schlägen. Aber sie suchte sich zu fassen, und zum erstenmal erstand ihr jener jungfräuliche Stolz, der die Gefühle, die er nimmer hinwegzuleugnen vermag, doch vor demjenigen, der sie erregt, zu verbergen trachtet.

Ihre Haltung wurde höher, freier, ein Zusammenfassen von Kraft bereitete sich in ihr vor, wie bei großen entscheidenden Momenten. Arnold wurde ihr vorgestellt, er verbeugte sich stumm.

„Ich wußte, daß Sie London verlassen und hierher kommen würden," sagte sie in einem Ton, der in seinem Bestreben, ruhig zu erscheinen, fast etwas gezwungenes hatte, „ich wußte es von Baron Reinthal, und ich freute mich darüber. Aber nun bleiben Sie auch bei uns, nicht wahr?"

Er hatte sie mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung betrachtet. Er hatte es ihr anheimstellen wollen und hatte doch gespannt darauf gewartet, ob sie auf ihre frühere Bekanntschaft hinweisen und ihn als einen Freund empfangen würde; sie tat es nicht.

Schön, bewußt und fremd stand sie ihm gegenüber, als eine junge Dame, die in der großen Welt, in der Welt des Genusses, bereits heimisch geworden war, als die Braut seines Vaters. In seiner Voreingenommenheit däuchte es ihm, als hätte sie mit jedem Worte auf das vertrauliche Verhältnis angespielt, in das sie zu Reinthal getreten war. Ja, es schien ihm, als sei sie sogar von den Beziehungen unterrichtet, in denen er selbst zu ihm stand und als wolle sie den Sohn von vornherein in gewisse Schranken zurückweisen. Sie werden wohl bei uns bleiben, hatte sie gesagt, war das mißzuverstehen?

„Comtesse," sagte er sich verbeugend und mit einem verbindlichen Lächeln, das nicht ohne Ironie war, „Sie sehen heute einen Menschen vor sich, der über das Zunächstzubeschließende in seinem Leben noch nicht im klaren ist; Sie haben freilich den seltenen Mut gehabt, über Ihre Zukunft rascher zu entscheiden. Lassen Sie mich Ihnen dazu Glück wünschen."

Die lezten Worte hatten fast bitter geklungen; fragend sah sie zu ihm auf, sie verstand ihn nicht. Aber als ihre Augen sich trafen, errötete sie und schwieg.

„Es ist das Erröten einer Braut," sagte sich Arnold, „meine Anspielung hat es hervorgerufen." Unwillkürlich wendete er sich nach seinem Vater um, der ein glückliches Lächeln zeigte.

Alles war also zwischen diesen beiden schon festgestellt?

Es irritirte ihn in unglaublicher Weise, er wußte selbst kaum warum, aber er suchte dieser Bewegung Herr zu werden.

So nebeneinander stehend wechselten sie Worte ohne Inhalt, ohne Bedeutung, Oberflächliches nur berührend, indes ein Sturm der verschiedensten Gefühle ihr Inneres durchwogte. Wie hatte Elsa auf dieses Wiedersehen gehofft, seit Jahren es ersehnt, wie hatte ihre kindliche Phantasie es sich ausgemalt mit allen Schauern des Entzückens. Und als es nun zur Wahrheit werden sollte, als sie wußte, daß er kommen würde, da hatte sie ihn gleich einen Befreier erwartet, und jezt durchwehten sie seine Worte mit Eiseskälte und es war nicht Sympatie, die in seinen Blicken lag.

Helene rauschte heran. Arnold wandte sich ihr mit einiger Lebhaftigkeit entgegen. Elsa merkte es, daß ihm diese Unterbrechung willkommen war.

„Der Fürst hat sich an das Piano gesezt," sagte die Gräfin, „er ist ein ausgezeichneter Pianist und uns steht ein herrlicher Genuß bevor." — Es war in der Tat so.

Der König hatte auch bereits neben der Fürstin plaz genommen, und nun suchten sich alle übrigen Gäste in einem Halbkreis zu plaziren.

Arnold führte Helene, und Reinthal hatte Elsa zu einem Fauteuil geleitet.

Allmälich begann sich die Unruhe zu legen, das laute ineinander tönende Geräusch verstummte, es wurde verhältnismäßig still. Nur die Entferntsizenden, die eine interessante Konversation nicht aufgeben wollten, plauderten leise weiter.

Reinthal flüsterte abgebrochene Worte in Elsas Ohr; sie vernahm sie, ohne daß ihr süßer zärtlicher Sinn ihr aufgegangen wäre. Sie blickte nach Helene hin, die dicht neben Arnold saß. Sie plauderte mit ihm, leise und geheimnisvoll, und wie hübsch war ihre Tante in diesem Augenblick. Niemals war sie Elsa so interessant erschienen, ihre Züge waren belebt, ihre Augen blizten in einem eigenartigen Feuer, und ihr Mund spizte und rundete sich so ausdrucksvoll. Sie unterdrückte den Ton, er sollte die Worte von ihren Lippen ablesen. Ihm schien dies Studium Vergnügen zu machen, und als sie jezt lautlos lachte und dabei ihre großen weißen Zähne zeigte, lachte auch er.

In das reine liebevolle Gemüt Elsas brach zum erstenmal eine wilde Empfindung des Schmerzes, die Eifersucht.

Die Musik wurde rauschender, stürmischer.

Das Motiv ging aufwärts in Sequenzen weiter, sich in der Wiederholung zum leidenschaftlichsten Ausdruck steigernd.

Helene zeigte sich davon beeinflußt, sie sprach nicht mehr mit den Lippen, sie hörte zu; aber ihr Atem wurde heftiger, ihr schöner Körper hatte nervöse Vibrationen und die vollen Schultern zuckten, als ob sie dem Kleide entsteigen wollten. Jetzt warf sie wie in Extase den Kopf gegen den schneeigen Nacken zurück und schloß die Augen. Elsa sah dies alles, und ihre Pulse klopften. In dieser Atmosphäre der Lüsternheit, der Frivolität, die ihr Blut erhizte, war ihr ein neuer Sinn erstanden. Sie begriff mit einemmale diese kokette Sinnlichkeit, sie erriet, was sie bezweckte.

Aber hatte Helene nicht soeben einem andern die Wange zum Kusse gereicht, was wollte sie mit Arnold? wollte sie auch ihn bezaubern und an sich fesseln?

Und diese Absicht würde ihr gelingen, sie fühlte es. Ruhten doch seine Augen auf der hingegossenen Gestalt, als wollten sie jede Einzelheit dieses schönen Körpers in sich aufnehmen und betrachtend genießen.

Die Schlußakkorde der Lißtschen Rhapsodie waren verklungen. Der König applaudirte, und sofort erhob sich ein Sturm von Beifall, der die vorzügliche Leistung lohnte.

Der Fürst hatte sich erhoben, der König schritt auf ihn zu, darauf folgte eine allgemeine Bewegung.

In diesem Augenblick fühlte Elsa ein leisen Kuß, einem Hauche gleich, auf ihren nackten Schultern. In ihrer Stimmung traf er sie wie ein Dolchstoß. Verstört sah sie nach dem Kühnen, der dies gewagt, sie begegnete den zärtlich flehenden Augen Reinthals.

„Elsa,“ flüsterte er, „verzeihen Sie dem Manne, der Sie liebt.“

Sie vermochte nicht zu antworten, sie war wie gelähmt von Ueberraschung und Schreck.

Sie riß sich von ihm los; im nächsten Augenblick waren sie getrennt, ein Menschenschwall schob sich dazwischen; Elsa drängte der Türe zu, sie wollte fort, fort!

Es war der einzige ihr deutliche Gedanke.

Im Flug durcheilte sie mehrere Gemächer. Niemand war darin; alles hatte sich, während der Fürst spielte, in dem großen Konzertsaal konzentrirt.

Sie lief weiter, sie wollte das Vestibüle erreichen. So gelangte sie in ein kleines mit rotem Damast ausgeschlagenes Gemach, in welchem eine Hängelampe einen dämmerhaften Schein verbreitete.

Dasselbe bildete nach dieser Seite hin den Abschluß, es hatte nur die eine Tür, durch die sie eingetreten war. Sie bemerkte nun, daß sie den rechten Ausgang verfehlt hatte; hier konnte sie nicht weiter. Sie hätte es auch nicht vermocht. Ermattet und fiebernd warf sie sich in einen Divan und jezt, inmitten dieser glänzenden Umgebung, umrauscht von den Tönen der Freude, des gesellschaftlichen Vergnügens, erfaßte sie ein solches Gefühl der Schmach, des Elends, und zugleich der Unbeschüztheit, des Alleinseins, daß es sie fast erdrückte.

Wie ein Sturm war es über dies junge unvorbereitete Herz gekommen. Und diese erste große Enttäuschung griff bis in ihr innerstes Leben und bereitete ihr bisher ungekannte Qualen.

Im Saale steigerte sich die Heiterkeit zur Ausgelassenheit. Der Komiker und unvergleichliche Coupletsänger begann mit dem Vortrage einiger lokaler Gassenhauer, und er entfesselte durch seinen Vortrag und durch die Anwendung einiger Kehllaute wahre Lachsalven.

Jedes Zeremoniell hatte aufgehört, man fühlte sich ganz sans gêne, und in den kurzen Zwischenpausen wuchs die Ausgelassenheit zu den lärmendsten Demonstrationen an. Der stattliche und geistvolle Prinz Sturm hatte sich mit einem kleinen, nüchtern aussehenden Mann aus dem Saale in ein entferntes Gemach zurückgezogen. Es stieß an dasjenige mit den roten Damasttapeten, in welchem Elsa ruhte. Sie konnte jedes Wort vernehmen, das die beiden sprachen. Der Prinz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und auf und niedergehend nickte er dem kleinen Mann zu, der in der Finanzwelt eine Größe war.

„Das ist sicher, es wird dadurch eine Kontrolle geschaffen,“ sagte er als Antwort auf dessen Ausführungen, „und sobald das Vertrauen wächst und die Sache sich konsolidirt, wird man von unserer Seite sich mit enormen Summen dabei beteiligen.“

„Mir ists vor allem um die Neugestaltung des Kapitals zu tun, das man in diesen Papieren anlegt," versicherte in einem leisen aber ungemein bestimmten Tone der Finanzmann, „werden wir von maßgebender Seite darin unterstüzt und gehalten, so ermöglicht das ein rascheres und bewußteres Vorgehen; wir haben dann den nächsten Erfolg so gut wie in der Tasche und damit gelangen wir zu einer Kraft der Aktion, die die Welt in Erstaunen sezen wird."

Wieder nickte der Prinz. „Ich hoffe es; wir werden unseren Zielen dadurch näher kommen und einen mächtigen Hebel geschaffen haben zum Emporarbeiten der katolischen Interessen. Wir werden unseren Bestrebungen, den wahren Glauben zu fördern, mehr Nachdruck geben, und zugleich die finanziellen Angelegenheiten des hohen Klerus und der frommen Genossenschaften ordnen können, auch den Privaten, die uns eifrige Bundesgenossen sind, jene Subventionen aussezen können, die sie verdienen."

„Gewiß, Hoheit, und dies alles wird durch meine Arbeit geschaffen, durch meinen Unternehmungsgeist gefördert werden," versezte der kleine Mann mit einem siegreichen Ausdruck, fügte aber sogleich untertänig hinzu: „o, wenn mich jemals etwas stolz und glücklich machte, so ist es diese Spekulation mit dem katolischen Kapital."

„Vergessen Sie nicht, mein Lieber," entgegnete der Prinz mit jener hochmütigen Ueberlegenheit, die dem andern sogleich einen Dämpfer auffezte, „vergessen Sie ja nicht, daß ich es war, der den heiligen Vater um seinen Segen für diese Operationen gebeten und daß ich diesen auch von Sr. Heiligkeit erhalten habe."

„Wie könnte ich das vergessen, gnädigster Prinz," erwiderte rasch der Börsenmann. „Kam dieser Segen doch in solcher Munifizenz, daß allen Gründern das Glück dieses speziellen Segens und außerdem ein Autograph des heiligen Vaters zuteil wurde. Nun, meine Gattin hat sichs dafür angelegen sein lassen, hunderttausend Gulden für den Peterspfennig zusammen zu bringen."

Der Prinz strich mit seiner großen weißen Hand wiederholt wie liebkosend über sein rasirtes Kinn hinweg. „Wir haben

alle Ursache, zufrieden zu sein; unsere Hoffnungen haben eine sichere Basis und wir werden zugleich ein erhabenes gottgefälliges Werk geschaffen haben."

„Wobei in kürzester Frist das Kapital jedes Einzelnen sich verzehnfacht haben wird. Ein hübscher Gewinn." Der fromme Prinz schmunzelte zu dieser weltlichen Kombination. Er wußte sehr gut, was das Kapital bei dem Adel von heutzutage bedeute, und daß es allein imstande ist, seine Macht, sein Ansehen noch aufrecht zu erhalten. Er begriff, daß in dieser Zeit des großen industriellen Aufschwungs und des Börsenschwindels ihnen die Alternative gestellt war, entweder auf ihren Domänen ebenfalls industrielle Etablissements zu errichten und ebenfalls mitzugründen oder unterzugehen.

Als Adel allein bedeuteten sie nichts mehr, als große Kapitalisten von Adel alles. Wer durfte es den Geldmenschen verargen, wenn sie, vice versa, wieder nach etwas Adel verlangten? Die Finanzgröße drängte sich näher an den Prinzen heran und sagte langsam aber in einem diskreten Ton: „Ich hoffe, gnädigster Prinz, wenn wir auf 500 Gulden per Aktie hinauf kommen, und wenn die Erwartungen meiner hohen Gönner sich damit erfüllt haben werden, daß sodann auch mein innigster Wunsch Berücksichtigung finden dürfte."

Der Prinz sah noch hochmütiger aus. „Sie tragen bereits ein rotes Bändchen im Knopfloch, was wollen Sie noch?"

„Sie wissen, ich strebe die Freiherrnkrone an", erwiderte der Finanzmann in einem bestimmten durchaus bewußten Ton, „und ich werde —"

Der Prinz machte eine Handbewegung, die eine Gewähr bedeutete und zugleich jede weitere Diskussion abschnitt.

„Sie sollen sie haben, noblesse oblige." Er ließ ihn stehen und schritt in den Saal hinaus.

„Oder eine Hand wäscht die andere", murmelte das Finanzgenie, ihm mit einem impertinenten Lächeln nachblickend, das seine unangenehme Physiognomie keineswegs verschönte.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und begab sich ebenfalls in den Saal zurück.

Der Komiker hatte soeben geendet.

Man lachte und rief ihm zu, man wollte noch mehr von

der Sorte. Er aber schüttelte sich und erklärte sein Unvermögen solcher Unersättlichkeit zu genügen.

Da sprang die Fürstin empor und gegen das Piano hin, sie erwischte Toto beim Ohr und zog ihn lachend wieder an seinen früheren Plaz.

„Da bleiben", sagte sie, und in ausgelassener Weise mit den Fingern schnalzend, und dann die Arme gleich Henkeln in die Seite stemmend, wobei sie sich das Air einer Bauerndirne gab, rief sie lustig, sie sei bereit, um ihren hohen Gast zu ehren, einige Schnadahüpfeln mit dem „dalketen Buaben da", auf Toto zeigend, zum Besten zu geben.

Man jubelte, man wieherte, man exaltirte sich über diesen göttlichen Einfall der genialen Fürstin.

Die Hize im Saale war enorm, aber die Menge drängte sich noch enger zusammen, man wollte näher kommen, um das schwache Organ der Fürstin in seinen feineren Nuancen noch zu vernehmen.

Sie sang, den lokalen Ton sehr gut imitirend, mit etwas heiserer, verschleierter Stimme, nur die Pointen herausschreiend.

Alles war entzückt, begeistert. Die elegante Fürstin, mit derber Geberde die saftigen, kernigen Gstanzeln begleitend, es bot einen wunderbaren Kontrast, es war eine reizende Pikanterie.

Cölestin allein schien daran keinen Gefallen zu finden. Ihn beschäftigten ernste Gedanken, etwas, das er sich selbst als seine hohe Mission hinzustellen gesucht und das er nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor. Er wußte, wo Elsa sich befand, er ahnte ihren Seelenzustand und in kluger Berechnung und leidenschaftlicher Ungeduld glaubte er nun den rechten Augenblick gekommen, um den entscheidenden Streich zu wagen. Sie hat die Welt kennen gelernt und in ihr die Sünde. Ihre Unerfahrenheit und ihre Phantasie vergrößern ihr die Gefahren dieser Welt, und wenn sie sich nun auch in dem Einen betrogen sieht, auf den dies kindliche Herz vertraut hat, und den es liebt, so wird ihr Schmerz und ihre Verlassenheit sie uns zuführen. Sobald sie sich von der Menschheit hinwegwendet, muß sie sich der Kirche in die Arme werfen. Es bleibt ihr keine Wahl, es ist dies ein seelisches Muß, ein metaphysisches Bedürfnis.

Es galt nun, all diejenigen, auf die sie sich stüzen zu können glaubte, ihr vollends verdächtig zu machen, und alle Illusionen ihr zu vernichten.

Dazu brauchte er einen Bundesgenossen; er hatte ihn bald gefunden und er benuzte ihn, ohne daß dieser eine Ahnung hatte von dem Dienst, den er dadurch der Kirche leistete.

Es war ein junger Kavalier, Graf Weilen, ein blasirter Geck, der vorgab, es gäbe nichts mehr, das ihn interessiren könne, und der, mit unangenehm impertinenten Mienen um sich blickend, sich berechtigt glaubte, alles fade und langweilig zu finden.

Als Seine Hochwürden ihn daher am Arme faßte und ihm lächelnd zuraunte: „Mein Teurer, wie ich Sie kenne, kann Sie das unmöglich ergözen", schnaufte er als Antwort zurück: „Ich bin auf der Folter, Sie hat gar keine Stimme mehr, aber von ihr muß man sich immer in dieser oder jener Weise malträtiren lassen."

„Aber man kann sich doch für eine Weile retten, kommen Sie, lieber Graf, wir werden uns miteinander weit besser unterhalten."

„Hochwürden, Sie haben etwas?" fragte Weilen, das Monocle auffsezend, als könne er dadurch der Sache auf den Grund kommen.

Sie hatten einige Nebengemächer durchschritten, Seine Hochwürden war immer einen Schritt voraus.

„Man macht so seine Beobachtungen", sagte Cölestin mit einem geheimnisvollen Lächeln.

„Die mache ich auch, aber die Welt ist so langweilig", der Graf gähnte und riß dabei den Mund groß auf, „es ist immer dieselbe Komödie."

„Nur die Darsteller wechseln."

„Ah!" machte der Graf mit einer Grimasse, „Sie wissen also wirklich etwas neues?"

„Morgen wird es vielleicht schon etwas Allbekanntes sein."

Sie waren an der Tür des Gemaches mit den roten Damasttapeten angekommen. Cölestin blieb plözlich stehen, und von der Portiere verdeckt, lehnte er sich an die Türfüllung.

Graf Weilen postirte sich ihm gegenüber, den Oberkörper

an die Täfelung gelehnt, die Füße weit vorgestreckt. „Es bleibt immer ein Verdienst, etwas um 24 Stunden früher zu wissen als andere Leute", sagte er mit einem schlauen Lächeln, den Mund nach einer Seite verziehend, „es ist das ganze Geheimnis der Diplomatie und der Regierungskunst, lassen Sie mich also daran partizipiren."

Cölestin warf einen Blick hinter die Portiere, er vergewisserte sich von Elsas Gegenwart.

„Sie gehören doch auch eigentlich zu den Intimen der Gräfin Falkenau", sagte er leise mit verschleierter Stimme.

„Bon, es handelt sich also um die Falkenau, la belle Helene", rief Weilen laut, in keineswegs diskretem Ton.

„Sie wird bald zu den einflußreichsten Frauen unserer Gesellschaft zählen."

Weilen meckerte vor sich hin: „Prinz Heinrich wird also nicht länger vergeblich schmachten?"

„Es heißt auch, sie wolle sich demnächst wieder verheiraten."

„Ah, die Sache ist schon soweit gediehen, und man braucht einen Strohmann."

„Graf, welch cynische Voraussetzungen!"

„Pah, nous ne sommes pas leurs dupes"; Weilen lachte stoßweise, „und der Edle ist also schon gefunden".

„Es heißt, sie habe bereits gewählt".

„Und wer ist der Glückliche?"

„Es ist jener junge Doktor, den Baron Reinthal heute hier eingeführt hat".

„Dieser Arnold? Ein furchtbar langweiliger Mensch; war gestern zum Souper bei Reinthal und den ganzen Abend mit ihm beisammen; kein Wiz, keine Passionen, kein Geist, ein ganz deplorabler Kerl. Uebrigens sehr passend, haha, für die Rolle, die man ihm zugedacht. Der Baron will ihn adoptiren, wie man sagt".

„Wer weiß, er ist ja selbst so gut wie Bräutigam." Cölestins Stimme war kaum vernehmlich. Der Graf rief aber nur umso lauter:

„Wie, was! Der Reinthal will auch heiraten, das alte unsolide Haus! Sapristi, da ist es sicher eine der Jüngsten, auf die ers abgesehen hat."

Cölestin flüsterte: „Es ist Fräulein Marr.“

„Komtesse Elsa!“ rief der geckenhafte Graf, diesmal mit einem keineswegs affektirten Erstaunen.

„Aber das ist ja ein reizendes Geschöpf, eine veritable Schönheit; freilich nicht Vollblut, ein bürgerlicher Vater, aber was tuts, ich hätte mich vielleicht selbst dazu entschlossen, meiner Seel, ich wäre imstande, um sie zu werben.“

„Das ist nun zu spät.“

„Zu spät? Aber man weiß noch von keiner Verlobung.“

„Noch nicht, aber ihre Tante protegirt dieses Verhältnis.“

„So, die Falkenau protegirt dieses Verhältnis? Verstehe, er verkuppelt ihr den Sohn, und sie ihm dafür die kleine Nichte, service pour service.“

Cölestin zuckte zusammen.

Wie ein Seufzer drang es aus dem roten Gemache, oder wars ein Schluchzen?

Sie hat alles gehört, dachte er; das arme Kind hatte wohl nicht alles verstanden, aber sie wußte genug und er hatte seine Absicht erreicht.

Es drängte ihn jezt, den Komplizen, den er, wie einen dressirten Gimpel, eine gewünschte Melodie hatte pfeifen lassen, beiseite zu schieben, um alsbald wieder allein aufzutreten und die Szene zu dem gewünschten Abschluß zu bringen. Er nahm den Arm des Grafen in den seinen und führte ihn plaudernd hinweg und wieder in den Saal zurück.

In dem kleinen Zimmer war es stille, nichts regte sich. Nur die Töne einer ausgelassenen prickelnden Weise, die in Dissonanzen sich bewegte, klangen aus dem Saale herein.

Elsa riß sich plözlich empor, sie wollte fort, diesem Orte enteilen; sie hatte den Fuß vorgesezt, aber die Glieder waren schwer, sie versagten ihr den Dienst. So blieb sie einen Augenblick unbeweglich, wie versteint in ihrem Schmerz. Die in Weiß gekleidete Gestalt des Mädchens mit dem goldig blizenden Haar hob sich licht von dem dunkelroten Ton der Damasttapete, und wie sie so dastand, den Oberkörper nach vorwärts geneigt, mit blassen Wangen, das Haar in Unordnung, die dunklen Augen, die der Schreck vergrößert, auf einen Punkt geheftet, war sie von einer wunderbaren, wahrhaft phantastischen Schönheit. Jezt

ballten sich ihre Hände, und ihr Körper war wie von Grauen geschüttelt.

Die Welt, in der sie lebte, hatte sich ihr enthüllt in ihrer ganzen Niedertracht und Erbärmlichkeit und er, an dem sie gehangen, mit allem Vertrauen, mit aller Innigkeit, er war erbärmlich gleich den übrigen.

Und sie sah sich verraten und verkauft, und sie war allein, ohne Schuz, ohne Halt, sie fühlte sich untergehen.

Wieder sank sie in die Ottomane zurück und ihre Hände vergruben sich in dem Haargewoge ihres Hauptes. Kein Laut kam über ihre Lippen; nur hie und da zuckte ihr Körper nervös empor unter dem frivolen Staccato eines Offenbach'schen Bachanals.

Jezt wurde die schwere Portiere mit leiser Hand zurückgeschoben: Cölestin betrat das Gemach.

Er blieb an der Türe stehen, sein Blick sah mit inquisitorischer Strenge zu ihr hinüber.

Sie leidet, sagte er sich, aber auch ich leide — und qualvoll. Aber im Schmerze liegt die Reinigung und so hat dieser Schmerz zugleich etwas Süßes.

In seinen dunklen Augen brannte es auf. Hoch und schlank, mit dem schönen blassen südlichen Antliz, voll Ausdruck und Willenskraft in jeder Muskel, glich er in diesem Augenblick jenen typischen Gestalten des Glaubensfanatismus, wie sie aus der Zeit der religiösen Kämpfe uns überliefert worden und wie sie nervöse Ueberreiztheit auch in unserer Zeit hervorbringt.

Auf dem weichen Teppich war sein Schritt unhörbar, er näherte sich ihr langsam.

„Elsa!“ sagte er in einem tiefen vibrirenden Ton, einem Mahnruf gleich.

Sie wandte den Kopf und sah erschreckt zu ihm auf.

„Was wollen Sie von mir?“

„Sie hinwegführen aus einer Welt, in die Sie nie einen Blick hätten werfen sollen.“

„Warum hat man mich hierhergebracht?“

„Es war eine beklagenswerte Eitelkeit. Ihre Jugend und Schönheit wollte man allen Augen preisgeben, und nun haben

Sie die Begierde geweckt und das Verlangen. Man wünscht Sie zu besizen, und Sie kennen den Mann, der diesem Wunsche allen Nachdruck geben wird."

„Aber ich will ihn nicht — ich will fort!"

Sie sah von Angst verwirrt um sich.

Er trat dicht an sie heran.

„Dann ergreifen Sie die Hand eines Freundes, den kein weltliches Interesse, kein Eigennuz bestimmt, und befehlen Sie, wohin ich Sie zu bringen habe."

Verstört sah sie ihn an. „Ich weiß es nicht," murmelte sie wie selbstverloren.

In dem Augenblick teilte sich abermals die Portiere und Gräfin Natalie trat gleichsam wie auf ein gegebenes Stichwort herein.

„Mein Kind, flüchte zu uns, zu mir, die ich dich liebe!"

Elsa stürzte ihr an den Hals, in Bedrängnis sie umklammernd.

„Großtante, bringe mich fort von hier, ich will sie nicht wiedersehen, nicht ihn, nicht den Baron, und auch Helene nicht."

Tante Natalie drückte sie fest an sich.

„Das sollst du auch nicht, du wirst bei mir allein Schuz finden, und niemand soll dir mehr zu nahe treten."

„Aber sie suchen mich vielleicht, sie können im nächsten Augenblick hier sein."

„Wir gehen sogleich."

Die Gräfin hatte ihren Arm um sie geschlungen und sah ihr zärtlich in das erregte Antliz.

„Aber du bist so verstört, fasse dich; niemand soll dich in diesem Zustande sehen."

Sie wendete sich an Cölestin: „Das nächste Zimmer hat einen Ausgang nach dem Korridor."

„Ich werde die Damen geleiten."

„Nicht doch, Sie bleiben zurück," entgegnete die Gräfin bittend, „Sie werden die Güte haben und Helene benachrichtigen, daß ich Elsa für diese Nacht zu mir genommen, morgen wollen wir weiter darüber verhandeln."

Er verbeugte sich. „Ich gehorche." Dann leiser: „Ich komme wieder, seien Sie indes vorsichtig."

Einige Minuten später war der Wagen der Gräfin vorgefahren und sie hatte mit Elsa das Palais verlassen. — — —

„Die Fürstin will dich morgen bei sich sehen,“ sagte Reinthal nach dem Souper zu seinem Sohn. „Du hast sichtlich einen guten Eindruck auf sie gemacht.“

„Ich bedauere, dieser Einladung nicht Folge leisten zu können,“ entgegnete Arnold trocken, „aber ich habe meiner Arbeiten wegen eine Exkursion zu machen, die mich einige Tage von Wien fernhalten wird.“

Neuntes Kapitel.

Gräfin Dönhof hatte Elsa in ihr kleines Boudoir geführt.

Die Kammerfrau und die Jungfer waren bemüht, die Damen ihres reichen Puzes und Schmuckes rasch zu entkleiden.

Die Gräfin hatte eine weite wattirte Hausrobe übergeworfen und hierauf die Dienerschaft hinausgeschickt.

Es war Mitternacht und in dem großen alten Palais mit seinen dicken Mauern und den mit Teppichen belegten Räumen herrschte lautlose Stille.

Man hörte das leise Zusammenbrechen der verbrannten Holzreste im Kamin, der eine schwache rötliche Glut durch den mit Kerzenlicht nicht hinlänglich erleuchteten Raum entsendete. Elsa stand an diesem Kamin und wand die lezten Rosen aus ihrem Haar, das nun entfesselt, in seiner goldigen Pracht ihr über die weißen Schultern wallte.

Ihre Arme, ihr Hals waren jedes Schmuckes entblößt, die reizende Spizenborde, die hoch hinaufgezogen, ihre Büste zum Teil verhüllt hatte, war sammt den Schleifen und Blumen bereits entfernt worden, und sie stand nun in dem einfachen, tief dekolletirten weißen Kleide da, das ihre jungfräulichen Formen in ihrem vollen Reiz erkennen ließ.

Sie hatte keinen Blick für ihr leibliches, liebliches Selbst.

Sie sah nach der Gräfin hinüber, die in einem bequemen Lehnstuhl sich niedergelassen, und sie horchte den geheimnisvollen Worten, mit denen diese begann, das Mädchen in die Sünde einzuweihen, um sie davor zu warnen. Eine halbe Stunde später befanden sich die beiden noch an derselben Stelle.

Elsa hatte die Blüten, die sie auf die Knie gelegt, entblättert, und in nervöser zitternder Erregung flocht sie die goldigen Strähne ihrer Haare über die schlanken Finger.

Ihre Pulse klopften; was sie hörte, hatte ihre Exaltation noch gesteigert.

Auch Gräfin Natalie schien durch ihre eigenen Ausführungen in Erregung versezt, und sie sprach noch fort.

Sie schilderte dem jungen Mädchen die Sünden der Welt, welche schändliche Sinneslust gezeitigt, und welche durch die moderne Verderbtheit, der nichts mehr heilig ist, zu alltäglichen, zu gewöhnlichen geworden waren.

Elsa besaß nicht die lächerliche Unerfahrenheit so vieler Mädchen in ihrem Alter; was man vor diesen ängstlich zu verbergen trachtet und in das Dunkel des Geheimnisses hüllt, darüber hatte ihr Vater sie frühzeitig aufgeklärt. Die Vorgänge, die in der Natur bei hohen und niederen Organismen die Fortpflanzung der Gattung sichern, und die in Unzahl vorhandenen Keime des Lebens zur Reife, zur Trennung aus dem Mutterschoße und zur Selbständigkeit gelangen lassen, hatte er seinem Kinde mit allem Ernst und mit aller Würde auseinander gesezt. Ohne zu erröten hatte sie dies entgegengenommen. Und warum sollte auch, was in der Natur begründet, was ihr Wesen selbst ist, einen keuschen Sinn verlezen?

Aber hier aus dem Munde der Gräfin hörte sie halbe Worte, versteckte Anspielungen, hörte von Unsittlichkeit und sträflicher Gier; zum erstenmale hörte sie von den entarteten Lüsten, von schamloser Verführung, die allein das Opfer, das unschuldige Opfer entehrt, und sie schauderte und ihre Wangen glühten vor Scham und Empörung. Und was sie gestern nur undeutlich noch begriffen hätte, heute verstand sie es, ihr war ja der deutlichste Kommentar zu diesem allen geworden, sie hatte die lebendigste Illustration des Lasters vor ihren Augen gehabt. Aber ihr schien, als wäre sie davon beschmuzt, verunehrt, und jezt warf sie, als müsse sie sich vor sich selbst verhüllen, beide Hände vor ihr erglühendes Gesicht.

„Genug, Tante, genug! ich will nichts weiter hören, mir graut vor dieser Welt, der ich entfliehen möchte, mir ekelt davor!“

Die Gräfin erhob sich von ihrem Stuhl und trat auf sie zu; ein tiefes Mitleid sprach aus ihren Zügen.

„Armes Kind! Immer ist Weltverachtung das Produkt der

Erfahrung; sie konnte dir nicht erspart bleiben. Aber ein reiner Sinn wendet sich entsezt von den Menschen und ihrem niedern Treiben hinweg. Zur Einkehr in dich selbst, zu stillen und frommen Betrachtungen will ich dich führen, die dir den Frieden der Seele wiederbringen werden." Die Augen der alten Dame wandten sich in schwärmerischer Exaltation nach oben. „Glaube mir, mein Kind, und du mußt es ja selbst im Innersten fühlen, der Menschengeist kann nur durch höhere übernatürliche Beziehungen aufrecht erhalten bleiben, in dieser Welt des Jammers und der Jämmerlichkeit. Auch du verlangst, du schmachtest, wenn auch noch unbewußt, nach diesem Höheren." Sie hatte den Arm des jungen Mädchens in den ihren gezogen, und mit sanfter Gewalt drängte sie sie vorwärts.

„Komm," flüsterte sie in einem geheimnisvollen, zugleich verheißenden Ton, „ich will dich in mein Sanktuarium führen, ich halte dich nun würdig dieser Gunst."

Sie hatte eine Tür aufgestoßen und sie trat mit Elsa durch dieselbe ein. Es war ein dunkler enger Raum, mysteriös und seltsam, in dem sie sich befanden.

Eine schwere Atmosphäre, die den Atem beklemmte, drang Elsa entgegen, es war Weihrauch, vermischt mit dem starken Duft welkender Blumen und verwesender Pflanzen, die unter Wasser gesezt waren.

Das junge Mädchen lehnte sich an die Schulter ihrer Großtante und suchte mit weitvergrößerten Augen die Gegenstände, die diesen Raum erfüllten, und die sich in der schwachen, schwankenden Beleuchtung nur langsam aus dem Dunkel lösten, zu ergründen.

Die Wände ringsum waren mit schwarzem Tuch in faltigen Draperien bekleidet, die jeden Ton auffingen und erstickten.

Von einem Fenster war nichts zu sehen, der Tag, das freundliche Sonnenlicht war für immer ausgeschlossen. Aber in dieser kunstvoll gearbeiteten Lampe aus Bronze, die von der Decke herabhing, brannte unter einem roten Glase ein ewiges Licht. Es ließ einen mit einem Marienbilde versehenen hochaufgebauten Altar in dämmernden Umrissen erkennen und sprang in rötlich blizendem Widerschein auf den silbernen Gefäßen auf, die ihn schmückten.

Vor diesem Altar befand sich ein Betschemel, mit schwarzem Sammt ausgeschlagen.

Die gegenüber liegende Seite des Gemaches war durch drei Flammen einer Girandole, die auf einem Tische stand, etwas heller erleuchtet.

Man konnte einen schönen Christuskopf, ein modernes Meisterwerk, das an der dunklen Wand hing, deutlich unterscheiden. Er zeigte jene ernste Hoheit und ergreifende Melancholie, die ein fühlender Künstler solchen Gebilden zu verleihen weiß; ein schon oft angewendetes Kunststück, das auf optischer Täuschung beruht, hatte er auch hier wiederholt und die Augen so behandelt, daß sie dem Beschauer, je nach dem Standpunkt den er inne hatte, bald geschlossen, bald weit geöffnet erschienen.

Das Ganze machte auf Elsa, die sich flüchtig umgesehen, einen schreckhaft düstern und phantastischen Eindruck.

„Weshalb führst du mich hierher?“ fragte sie, „wie beengt fühlt man sich hier.“

„Es ist meine Zelle, in die ich mich zurückziehe, wenn mir das Herz schwer geworden, wenn Trauer auf mir lastet, wenn ich des Trostes bedarf. Hier bin ich sicher, ihn zu finden.“

„Hier suchst du Trost!“ rief Elsa erregt und in sich zusammenschauernd, „aber das ist ein Grab!“

„Und mußt du nicht durch ein solches hindurch, um in die Lichtgefilde der Seligkeit einzugehen?“ fragte die Gräfin in frommer Ueberschwänglichkeit, und sie fuhr noch exaltirter fort, „sieh, hier ist Friede, das Geräusch der Welt dringt nicht herein, und nicht die unheilige Lust der Menschen. Bangt dir, Elsa, dich mit dir allein zu finden, mit jenem geheimnisvollen Wesen in deiner Brust, das nach dem Reinen dürstet, nach dem Ewigen? Laß es dir endlich zum Bewußtsein durchdringen, daß es sich dir offenbare.“

„Ach, Tante, ich hatte die Menschen so lieb!“ in bebender Inbrunst, wie ein Seufzer unendlicher Liebe kam es aus der Brust des Mädchens. Sie breitete ihre Arme aus, und wie damals, wo sie an dem einsamen Ufer stand und hinüber sah nach den Hütten der Menschen, blickte aus den tiefen Augen die stille, die unbefriedigte Sehnsucht, das Herzensbedürfnis nach anderen Individuen.

„Sie sind diese Liebe nicht wert, du mußt sie verachten," sagte die Gräfin mit jener Strenge, die den Gläubigen karakterisirt.

„Und die Welt war mir so schön erschienen, Tante, hell und sonnig."

„Und doch sind in ihr alle Geister der Finsternis."

„Ich war so glücklich!"

„Du bist es nicht mehr; du kennst die Welt nur wenig, aber es gibt kein Glück in ihr, und was sie dir jezt schon an Schmerzen zurückgelassen, es ist die Hölle!"

Elsa senkte den Kopf, „es ist eine Pein," murmelte sie.

„Und du empfindest eine Leere, eine Oede in deinem Herzen," fuhr die Gräfin, immer dringlicher werdend, fort, „faßt es dich nicht schon wie aufkeimende Verzweiflung? Und spürst du denn nicht wieder im Innersten den Trieb, diese Oede auszufüllen, an seine Stelle ein Hohes, ein Ideal zu sezen, das dich befriedigt?"

„Ja, o ja!" wie ein tiefaufquellender Strom von Ueberzeugung brach es von ihren zitternden Lippen.

„Und dies Hohe, das Höchste, es ist der Glaube, Elsa, es ist die Liebe zu Gott, es ist die Sehnsucht nach den Geheimnissen einer unbekannten Welt." Die Augen der Gräfin leuchteten in einem fanatischen Feuer.

Elsa war vor ihr, die sich gesezt hatte, auf den Teppich in die Knie gesunken, sie rang die Hände, wie im Kampfe mit sich selbst. „Aber ich vermag nicht an etwas Uebernatürliches zu glauben, weil ich es mir nicht vorstellen kann, weil mein Gehirn es nicht denken, nicht erfassen kann, und wie soll ich etwas lieben, das ich nicht kenne?" Ein herber Schmerz und zugleich etwas Drohendes umzuckten die Lippen der Gräfin.

„Unglückliche! du kannst ihn nicht erkennen, denn du bist nicht getauft! du bist noch nicht befreit von jener schrecklichen Erbsünde; dein Blick ist noch getrübt, dein Denken beschränkt! Aber was dir noch Schranke ist, uns ist es keine mehr. Ein religiöses Gemüt vermag sich über diese enge Welt hinaus in das Anschauen des Göttlichen zu versenken und die also Begnadeten können die Beschwerden des Leibes und der Seele überwinden, und sie triumphiren über Angst und Zweifel."

Ihre Stimme hatte sich erhoben, voll Ueberzeugung, in hoher Begeisterung hatte sie gesprochen, jezt legte sie ihren Arm um den entblößten Hals des Mädchens, und plözlich in einen weichen schmeichelnden Ton übergehend: „Willst du nicht auch dahin gelangen, Elsa?“

„Wie könnte ich das?“

„Durch die Gnade dessen, der für uns gestorben ist.“

Sie hob sanft den Kopf des Mädchens und mit der einen Hand gegen das Christusbild deutend, rief sie emphatisch, „blick auf, und sieh deinen Erlöser vor dir!“

Elsa gehorchte, und ihre Augen blieben an dem Bilde hängen, als täte es ihr wohl, inmitten dieser Angst und Bedrängnis in ein edles, gedankenreiches Menschenantliz zu schauen.

Die Gräfin erhob sich, sie tat einen Schritt gegen das Bild und zog auch Elsa mit sich hin.

„‚Kommt zu mir, alle, die ihr elend seid und beladen,‘ sind seine erhabenen Worte, ich führe dich ihm zu.“

Elsa faltete die Hände über der Brust.

„Er war ein edler, ein uneigennüziger, ein großer Mensch,“ sagte sie, und aus ihrer gepreßten Stimme klang Mitgefühl. „Er sah die Verderbtheit seiner Zeit, er wollte die Menschen besser und glücklicher machen — es ist ihm nicht gelungen.“ Die Gräfin fuhr zurück. „Was weißt du davon!“ rief sie, von so krassem Unglauben empört, „er hat denen, die an ihn glauben, ein stilles Reich gegründet, abseits von dieser Welt, nach diesem mußt du Verlangen tragen und du wirst glücklich sein. Und liegt nicht schon die heimliche Sehnsucht darnach in deinem Herzen, wollen nicht Seufzer deiner Brust entsteigen?“

Elsa atmete in der Tat hastig und schwer, die schwere Luft in diesem Gemache bedrückte sie immer mehr. Sie vermochte sich keine Rechenschaft zu geben von dem seltsamen Druck, der auf ihr lastete. Unwillkürlich trat sie dem Bilde noch einen Schritt näher, da schien es ihr, als öffne es plözlich die geschlossenen Augen und sähe sie an, groß und gedankenvoll.

So hatte Arnold sie angeblickt.

„Ah!“ rief sie, und halb im Schreck, halb im Entzücken streckte sie die Arme in gerader Richtung vor sich hin: „Er sieht mich an!“

„Er hat dich erkoren, du bist seine Braut“, jubelte die Gräfin, und sie fing die Taumelnde in ihren Armen auf.

Sie ließ sich wieder in den Lehnstuhl nieder und Elsa kniete zu ihren Füßen.

In diesem Augenblick drangen sanfte und doch so mächtige Töne durch die stille Nacht.

Es war das göttliche Largo Beethovens; Cölestin spielte es, und seine Meisterschaft brachte es zum seelenvollsten Ausdruck.

Er war zur rechten Zeit in den Kampf eingetreten, er wußte, daß die Kunst allmächtig das Herz des Menschen ergreift und seine Phantasie erregt, er bezeichnete sie selbst als das eigentliche Wesen der Religion und er handelte darnach. Die Mollklänge floßen durch das Gemach, bald wie eine hinsterbende Klage, bald zum gewaltigsten und leidenschaftlichsten Ausdruck sich emporschwingend.

Wie eine süße Qual umfing es sie, wie ein Zauber legte es sich sänftigend auf ihre erregten Sinne.

In diesen Tönen sprach sich ein grenzenloser und zugleich erhabener Schmerz aus, sie fühlte sich davon hingerissen, erschüttert. Aber dies Mitempfinden eines anderen Schmerzes löste ihren eigenen in Wehmut auf, in Tränen, verwandelte ihn in Wonneschauer.

Und ohne daß sie auf das Bild sah, leuchteten ihr jezt wie aus einem Spiegel die schönen Christusaugen entgegen: Arnolds Augen. Sie warf den Kopf in den Schoß ihrer Tante, sie schluchzte leise, schmerzerschüttert, in seeligem Empfinden. Diese saß ruhig, wie verklärt.

Eine göttliche Einmischung schien ihr, was dies störrige Gemüt überwältigte und in ihrem frommen Aberglauben vermeinte sie das Wehen von Engelsfittigen in dem Gemach zu spüren.

Die Töne waren verklungen.

Elsa schluchzte noch immer. Ihre Glieder wurden matter, ein nervöses Zucken durchrieselte sie, ein Träumen, ein Schmachten war über sie gekommen — sie schloß die Augen. Eine Weile war sie so gelegen, da vernahm sie ein Wispern und sie fühlte eine leise, kaum wahrnehmbare Berührung. Es glitt über ihr wallendes Haar; ein Streicheln wars, und ein elektrischer Strom

durchfuhr ihren Körper bis zu den Fingerspitzen — sie ächzte — sie wollte aufspringen, aber da umwehte sie ein Hauch mit der Glühhitze des Samums, ein Kuß brannte auf ihren Lippen — sie verlor das Bewußtsein.

„Das Mysterium hat sich erfüllt, der heilige Geist ist über sie gekommen!“ flüsterte Cölestin, der sich über Elsa gebeugt und sie aus dem Schoße der Gräfin emporgehoben, ohne daß diese das rasche Attentat bemerkt hatte.

Er hielt sie noch in seinen Armen; seine brennenden Blicke weideten sich an der ihm enthüllten Schönheit ihres Körpers. „Ein himmlischer Abglanz liegt auf ihr,“ bebte es von seinen Lippen und in einem Paroxismus, der nichts mehr achtet, wollte er das Mädchen an sich drücken.

Die Gräfin stieß ihn zurück.

Obwohl selbst in Extase wollte sie doch der seinen keine Konzessionen machen.

„Drücken Sie an den Telegraphen, hier in der Ecke, schnell, ich bitte, ich will meine Kammerfrau, wir müssen Elsa zu Bette bringen, sie ist bewußtlos.“ Er hatte getan, was ihm die Gräfin geheißen, und näherte sich nun wieder dem Mädchen.

„Sie soll schlafen,“ sagte er leise, „ihre Träume werden das Werk der Bekehrung vollenden.“ Elsa erholte sich, und sie wurde den Zofen übergeben, die sie in ihr Zimmer brachten.

Die Gräfin und der Pater waren hierauf in den kleinen Salon getreten, in dem sich das Harmonium befand.

Sie berichtete ihm schnell über alles Vorgefallene.

„Sie wird der Welt entsagen und in ein Kloster gehen,“ versicherte sie mit einem frommen Aufblick, und so wird es uns denn gelungen sein, diese Seele der ewigen Verdammnis zu entreißen.

„Wir dürfen sie nur nicht mehr aus den Augen lassen,“ versetzte Cölestin, „wo so vieles auf dem Spiele steht, muß man besorgt und ängstlich sein.“

„Vor allem muß das Sakrament des Glaubens, die heilige Taufe, an ihr vollzogen werden.“

„Dazu ist es notwendig, daß sie ihrer bisherigen Umgebung entrissen wird. Morgen mit dem frühesten, noch ehe Helene nach ihr gefragt, ehe Reinthal sich einmischen kann,

müssen Sie mit ihr die Stadt verlassen haben," entschied Cölestin.

„Gewiß, ich bringe sie nach Solenbad. Meine Ankunft in meiner Villa ist zwar erst für Mitte Mai angesagt, und wir haben morgen den ersten —"

„Einerlei, nur fort, keiner soll ihr nahen bis sie uns ganz gehört."

„Bis das Wunder der Taufe seine reinigende Kraft an ihr bewiesen."

„Dann bringen wir sie nach Rom zum heiligen Vater."

„Er soll ihr Schicksal endgültig entscheiden."

Zehntes Kapitel.

Noch in der Nacht wurde gepackt, und am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — schellte die Gräfin so frühzeitig der Kammerfrau, daß diese ihre üble Laune und ihre Migräne kaum zu verbergen vermochte.

Auch Cölestin fand sich bald ein, um der raschen Ausführung ihres Vorhabens gewiß zu sein.

Mit dem Schnellzug um zehn Uhr morgens verließen die Gräfin und Elsa, der man eine geschmackvolle Reisetoilette besorgt hatte, in Begleitung Sr. Hochwürden, und mit zwei Zofen im Gefolge, die Stadt.

Es war kühl; die Luft war eintönig grau und ein dichter Regen rieselte hernieder.

Er hielt dauernd an und man vernahm sein unaufhörliches Plätschern auf dem Dache des Wagens.

Vor den geschlossenen Fenstern wallte der schwere Dampf, den die feuchte Luft nicht aufsteigen ließ, wolkengleich vorüber, die Landschaft auf Augenblicke vollständig verhüllend.

Aber von den dreien, die hier in einem Extrakoupée erster Klasse beisammen saßen, verlangte keiner nach den Zerstreuungen der Außenwelt, jeder war innerlich zu sehr beschäftigt.

Die Gräfin und Elsa hatten einander gegenüber an den Fenstern Plaz genommen, Cölestin saß neben Elsa.

Sie drückte sich in ihre Ecke und schloß die Augen. Nach den Erregungen des gestrigen Abends schien sie in Apatie versunken. Ihre Glieder waren matt und schwer, das Herz war ihr zusammengeschnürt; von Zeit zu Zeit überkam sie ein unbestimmtes Gefühl der Furcht; die mystische Vorstellung, daß ihr Schicksal durch einen Willen entschieden werden könne, der außer ihr liege und stärker sei als sie selbst, dann hämmerte

es wieder gegen ihre Schläfen und klopfte in ihren Pulsen. Die Gräfin plauderte mit dem Pater über gleichgiltige Dinge in häufig abgebrochenen Säzen. Das Stoßen und Poltern des Schnellzuges begünstigte eine Konversation keineswegs. Auch die Gräfin fühlte sich ermüdet, und sie zog den dichten Reiseschleier über ihr Gesicht und lehnte sich hierauf ebenfalls in ihre Ecke zurück.

Die Lokomotive fuhr mit voller Dampfkraft, die Waggons schleuderten sich gleichsam vorwärts, wie toll brauste der Zug durch enge, romantisch schöne Gebirgstäler dahin. Weiße Nebel hingen in unverrückten Formen an den Bergen, kein Lufthauch bewegte sie, auch die dunklen Tannen und die blühenden Sträucher standen so stramm, so unbewegt, kein Blättchen rührte sich, und der Regen fiel senkrecht in einer Dichtigkeit hernieder, die die Landschaft in einen grauen Ton hüllte, in eine großartig ernste Stimmung brachte. Elsa sah durch die Scheiben hinaus auf diese Ruhe in der Natur, die sich ihr in den wechselnden Bildern offenbarte.

Auch Cölestin blickte gegen das Fenster; seine Augen mußten dem Profil Elsas begegnen, das sich so fein und edel von der fahlen Helle des Fensters abhob, und sie hafteten auf dem goldigen Gewoge ihres Haares, das unter dem dunklen, sammtgebordeten Reisehut hervorquoll und ihm wie eine Glorie erschien. Was ging in ihrer Seele vor, was fühlte, was dachte sie? rang sie sich durch zur Klarheit, zum Glauben? Er glaubte nachempfinden zu können was sie empfand; die geheimnisvollen Schauer, die sie erfaßt hatten, durchwogten auch ihn, und voll von dieser seelischen Gemeinschaft gewannen seine überreizten Nerven auch für das physische ein erhöhtes Anempfindungsvermögen. Er fühlte das Schlagen ihrer Pulse, er atmete den Parfüm ihres Haares, ihrer Kleider, er fühlte den Hauch ihres Mundes, und er gedachte in Qual und Seligkeit des Augenblicks, wo sich ihre Schönheit ihm so nahe enthüllt hatte.

Der Zug hielt. Es war die Mittagsstation. Man brachte das telegraphisch bestellte Diner, auf silbernen Platten servirt, in das Coupé. Und wieder weiter raste der Zug. Keiner von den dreien zeigte besondere Eßlust, auch der Wein wurde nur gekostet, und auf der nächsten Station nahm der Kondukteur

die vollen Schüsseln zurück. Es war fünf Uhr, als man, in Solenbad angekommen, den Zug verließ.

Von der Station aus hatte man noch eine Stunde zu fahren, ehe Dorf Obergau und die Villa der Gräfin erreicht war. Man fand keine Mietwagen vor, und mußte daher in die Restauration treten und warten, bis solche herbeigeschafft waren.

Indes floß der Regen unaufhaltsam und in immer gleicher Heftigkeit hernieder, und der Restaurateur, der die Gräfin kannte und sich soeben nach ihrem Befinden und Bedürfnissen erkundigt hatte, klagte, daß das Regenwetter hier im Gebirge nun schon seit Wochen anhalte und daß zu fürchten sei, daß dies im Verein mit dem raschen Schmelzen des Schnees, der in den Bergen liege, Lawinenstürze und Wassergefahr mit sich bringen könne. Der Fluß sei jezt schon so hoch über das normale, daß jede Minute sein Austreten zu gewärtigen sei.

„Wir müssen aber die Brücke passiren, um nach meiner Villa zu kommen," sagte die Gräfin geängstigt.

„Gräfliche Gnaden würden besser tun, wenn sie am diesseitigen Ufer weiter führen und erst in Obergau die Brücke passirten, die hat festere Pfeiler."

„Aber das ist ein Umweg, und ich möchte noch bei Tag nach Hause kommen."

Aber auch Cölestin war der Meinung des Restaurateurs, und die Gräfin ordnete sich derselben unter.

Die Wagen fuhren vor. Als Cölestin der Gräfin den Arm bot, um sie an den Wagen zu führen, flüsterte er ihr zu, indem er einen flüchtigen Blick auf Elsa warf, die langsam, fast zögernd sich erhoben hatte: „Sie ist blaß und niedergeschlagen, wir haben keine Zeit zu verlieren." Die Gräfin nickte. „Es ist bestimmt, morgen mit dem frühesten, ich fürchte nur, daß es in Solenbad enormes Aufsehen erregen wird."

„Das muß vermieden werden," entschied Cölestin.

„Es wäre am besten, wir suchten eine einsame Pfarre, wo die Handlung in aller Stille vor sich gehen könnte, wissen Sie eine solche, Gräfin?"

„Lassen Sie mich darüber nachdenken," flüsterte sie. Cölestin half der Gräfin und Elsa in den Wagen, und nahm dann auf dem Rücksiz Plaz.

Die beiden Zofen sezten sich in das zweite Wägelchen, auf welches auch die Koffer geladen wurden. Es zeigte sich bald, daß die Pferde durch den tiefen Kot und die stehenden Tümpel und ausgedehnten Wasserlachen nur langsam vorwärts konnten.

„Hätte ich nur meinen Wagen, meine Pferde hier," rief die Gräfin voll Unmut und Ungeduld, „mit dem miserablen Fuhrwerk können wir, was Gott verhüten wolle, noch einen Unfall haben."

Cölestin versuchte es nicht, sie zu beruhigen.

Seine Augen suchten denen Elsas zu begegnen, er spähte nach einer Kundgebung in den ihrigen, seis Anteil, seis Furcht und Beklemmung.

Sie blieben gesenkt, sie vermied es beharrlich, den seinigen zu begegnen, und bis auf einige nichtssagende Worte hatte sie es auch vermieden mit ihm zu sprechen. Sie fürchtete sich also vor ihm? Sie fühlte jene Macht, die er seit gestern auf sie übte, und sie wehrte sich dagegen. Er aber dachte nur daran, sie zu befestigen. Er hütete sie bereits wie einen Schaz, auf den man ein heiliges Anrecht besizt, der einem nimmer entrissen werden darf.

Die Wagen fuhren so rasch, als es der schlechte Weg nur gestatten wollte. Jezt wurde ein starkes Rauschen hörbar, das tosend anwuchs. Es war der Fluß, dessen schmuziges Wasser in breiten, hochgehenden Wogen daher schoß und mächtige Baumstämme und Sträucher und sonst noch die verschiedensten Bestandteile mit sich führte. Die Gräfin ließ das Fenster hinab und beugte sich hinaus. Die Fahrstraße führte knapp am Flusse vorüber, an dessen Seite sie durch eine hölzerne Barriere geschüzt war, auf der anderen erhoben sich jähaufsteigende Gebirgsmassen. In Fällen kam das Wasser auch von da oben, von den steilen Wänden herab, überflutete in weißem Gischt den Weg, und stürzte in das Flußbett hinunter.

„Der Kutscher soll langsamer fahren," rief sie nun selbst, „der Weg ist ja höchst gefährlich, und sehen Sie wie hoch der Fluß ist, und dieser Wogenschwall. Sie schrie laut auf. Ein mächtiger Balken kam herunter geschwommen, vielmehr geflogen, er ward an einen Felsen angeschleudert, der mitten im Flusse stand, und zerschellte in tausend Stücke.

„Gott sei uns gnädig, diese Gewalt des Wassers ist entsezlich! Wie gut, daß wir nicht über die hölzerne Brücke gefahren sind, es wäre unmöglich gewesen, aber in Obergau haben wir eine steinerne, die ist sicher."

In dem Augenblick hielt der Wagen mit einem jähen Ruck.

„Was gibts, was ist geschehen?" rief sie, voll Schreck in die Höhe fahrend.

Zugleich konnte man die sonoren Stimmen mehrerer Männer vernehmen, die wirr durcheinander sprachen.

Cölestin sprang sofort aus dem Wagen und schritt gegen die Pferde vor.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben, der Regen hatte aufgehört. Es begann zu dämmern; im Westen zogen, neben dunklen, halbzerrissenen Wolkenmassen, rote Streifen über das Firmament, die über das feuchte Gestein rötliche Reflexe warfen. Cölestin bemerkte, daß die Straße vor ihnen durch Gerölle verlegt war, daß die hölzerne Barriere von dieser Stelle hinweggerissen und daß einige Männer mit Hacken und Schaufeln unweit von ihnen Posto gefaßt hatten.

Der Eine rief ihm zu, nicht weiter zu gehen, und zugleich deutete er nach dem Berg hinauf.

Cölestin war es sofort klar geworden, daß hier eine bedeutende Abrutschung stattgefunden. Die Erdmasse war den Berg herunter gekommen, das Gestein mit sich reißend, es hatte die Barriere zerschlagen, und diese war sammt den Blöcken in den Fluß gestürzt. Kleinere Gesteinsmassen und Gerölle schob sich noch immer nach, es bedrohte die Wegmacher, die beordert waren, die Straße wieder frei zu machen und in Stand zu sezen.

Der Eine sprang über das Gestein hinweg und kam zu Cölestin herüber.

„Wenn Sie's wagen wollen zu Fuß," sagte er lachend, „für Pferd und Wagen ist die Straße jezt nicht passirbar, sehen Sie, es hat ein Stück von ihr hinweggerissen."

„Das ist aber höchst fatal, es sind Damen mit, sie können doch nicht im Wagen warten, bis der Weg ausgebessert sein wird."

„Nein, mein lieber Herr, das dürfte Ihnen zu lang dauern. Wir werden die ganze Nacht zu tun haben, vorausgesezt, daß

nichts neues nachkommt. Der Boden ist von dem wochenlangen Regen ganz durchweicht."

Cölestin stampfte mit dem Fuße.

„Das ist nicht übel; eine öffentliche Fahrstraße, und in einem solchen Zustande."

Der Arbeiter zuckte die Achseln. „Vor dem, was da oben locker wird, gibts keine Assekuranz, und daß die Wegmacher mit dem Ausbessern rasch zur Stell' sind, sehen's ja eh. Sakrament, da kommt schon wieder einer 'runter. Aufgepaßt!" rief er den Kameraden zu. Die Männer, die mit dem Wegschaufeln und dem Hinunterwerfen des Gesteins beschäftigt waren, sprangen rasch zur Seite. In großen Sprüngen kam der Stein herunter, und aufplatschend lag er im nächsten Augenblick im Wasser.

Die Gräfin hatte den Fall gehört und nun war auch sie ausgestiegen und zitternd in höchster Aufregung rief sie Cölestin zu sich heran.

Er war rasch an ihrer Seite und sezte sie von dem Vorfalle und der Fortdauer der Gefahr in Kenntnis.

„Lassen Sie uns umkehren, rasch dieser Unglücksstätte enteilen, der ganze Berg könnte noch herunter kommen," rief sie in einem ungeduldig desperaten Ton.

Cölestin lächelte kalt. „Wir stehen in Gottes Hand," sagte er.

Sie schlug jammernd die Hände zusammen. So fromm sie auch war, ihr Gottvertrauen brachte ihr in dem Augenblick nicht die geringste Beruhigung, und sie dachte nur daran, sich selbst so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen.

„Kehren Sie um," schrie sie heroisch dem Kutscher zu.

„Das geht nur, wenn ich die Pferde nach rückwärts reiße," erklärte dieser.

„Vorerst muß Elsa aussteigen," sagte Cölestin, und er wollte nach dem Wagen hin; die Gräfin hielt ihn noch immer am Arme fest.

„Sie ist eigensinnig und will nicht aussteigen, sie behauptet, es sei ihr alles eins, was mit ihr geschehe."

„Ich will mit ihr reden," murmelte er.

Der Arbeiter, mit dem Cölestin vorhin gesprochen, war auf die Gräfin zugetreten.

„Fürchten Sie sich nicht," sagte er gutmütig, „ich will Sie über die gefährlichste Stelle hinüber tragen, Madame, dann können Sie zu Fuß weiter gehen."

Die Gräfin sah den Mann, wie über ein solches Ansinnen entsezt, an.

„Das ist nicht möglich," rief sie, „die Wege sind miserabel, sie sind ganz ungangbar, und die Nacht bricht herein; sprechen Sie doch, Hochwürden," wandte sie sich flehend an diesen, „was sollen wir tun? Und wenn wir nun nicht mehr über den Steg kommen, ach, und das ist jedenfalls lebensgefährlich, wie sollen wir die Villa erreichen?!"

„Wir werden für diese Nacht eine andere Unterkunft suchen."

„Aber auf dieser Seite gibt es keine Hotels, keine Villen, nur Bauernhäuser."

„Sie werden einmal vorlieb nehmen müssen, Frau Gräfin," sagte er hart.

Sein Ton irritirte sie noch mehr. Fröstelnd zog sie den Mantel über ihre Schulter. „Mich friert und ich habe Hunger," rief sie in zorniger Wehklage, „wissen Sie, Hochwürden, daß ich heute noch so gut wie nichts gegessen habe!" Ihre Lage erschien ihr mit einemmale verzweifelt. Es konnte ihr geschehen, daß sie in dieser Nacht nicht in ihren eigenen, daß sie vielleicht in erbärmlich schlechten Bauernbetten schlafen mußte, und möglicherweise konnte sie ihren Hunger nur mit trockenem Brode stillen. Ein großes, heftiges Mitleid mit sich selbst überkam sie, und sie fing zu weinen an.

Cölestin hatte die Wagentür geöffnet und daran gelehnt, sprach er mit Elsa von der Notwendigkeit auszusteigen.

Die Zofen, die in dem rückwärtigen Wagen saßen, waren gleichfalls ausgestiegen und sie kamen nun gegen die Gräfin heran.

Ein kleiner, äußerst beweglicher Herr, der sich plaudernd von der einen zur andern wandte, ging in ihrer Mitte.

„Gräfliche Gnaden, es ist der Herr Pfarrer," sagte die Kammerzofe, den hochwürdigen Herrn vorstellend. „Es war ihm die Nachricht von der Abrutschung zugekommen, und er war herausgekommen um nachzusehen."

Der kleine Hochwürdige, der über das Geröll hinweggestolpert war, verbeugte sich steif und tief.

„Hochgräfliche Gnaden, ich bin hoch erfreut, Sie in unseren Bergen zu sehen.“

Troz ihres Zornes und ihrer Angst mußte sie lächeln.

„Ich wollte, Hochwürden, ich wäre schon wieder draußen. Sie finden uns in der schlimmsten Verlegenheit, aber vielleicht vermag Ihr Rat uns darüber hinwegzuhelfen.“

Sie erzählte ihm hastig, daß sie auf dem Wege nach ihrer Villa sei, und suchte ihm die örtliche Lage derselben zu beschreiben.

„Kenne sie,“ versicherte mit dem lächelndsten Ausdruck Hochwürden, „hatte die Ehre, Ihnen daselbst meine Aufwartung zu machen, war gekommen, Ihnen meinen Dank abzustatten, Frau Gräfin.“

„Wie so?“

„Frau Gräfin hatten die Huld und die Gnade, für den Altar unserer Kirche höchsteigenhändig ein Tuch zu sticken.“

Jezt entsinne ich mich Ihrer,“ rief die Gräfin merklich erleichtert, daß sie sich unter dem Schuze einer landeskundigen Persönlichkeit befand, die ihr verpflichtet war, „aber das Tuch war für die Pfarrkirche von Solenbad bestimmt.“

„Ganz recht, ich war im vorigen Jahr daselbst Kaplan, und bin nun seit zwei Monaten hier auf eigener Pfarre.“

Die Gräfin griff nach beiden Händen des Pfarrers. „Hochwürden,“ sagte sie feierlich, „wenn die Heiligen es fügen, daß wir glücklich dieser Situation entrinnen und noch vor Einbruch der Nacht eine befriedigende Unterkunft erreichen, so will ich abermals eine Altardecke sticken, und zwar für Ihre Kirche.“

Der kleine Pfarrer faltete schmunzelnd seine Händchen und sagte gerührt:

„Die Heiligen werden es sicherlich so fügen. Und Gottlob kann ich Ihnen selbst diese Unterkunft für diese Nacht bieten. Gnädigste Gräfin,“ er verbeugte sich wieder, „für mein geringes Haus wird es eine hohe Ehre sein, Sie empfangen zu dürfen.“

„Aber Hochwürden, wir brauchen mindestens vier Zimmer, und ich möchte Sie nicht gerne inkommodiren.“

„Durchaus nicht; mein Pfarrhaus ist sehr geräumig, und außer den vier Zimmern kann ich Ihnen noch einen Salon zur Verfügung stellen.“

„In der Tat,“ rief die Gräfin erfreut und doch noch zögernd.

Indes war Elsa aus dem Wagen gestiegen und dieser, bis zu einer breiteren Stelle zurückgeschoben, konnte nun gewendet werden.

Cölestin meldete der Gräfin, daß sie einsteigen könne; er hatte die Einladung des Priesters vernommen, und er nickte ihm zu.

„Die Frau Gräfin wird den liebenswürdigen Antrag mit der größten Dankbarkeit entgegennehmen,“ sagte er mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch abschnitt.

Sie sah ihn etwas erstaunt an. So viel sie in der starken Dämmerung unterscheiden konnte, leuchteten seine Augen in einem seltsamen Feuer.

„Und Sie erkennen nicht die Fügung Gottes in alledem?“ flüsterte er, und er drückte ihre Hand fest in der seinigen, „wir suchen eine Pfarre an einem heimlich versteckten Ort, und einen Priester, der sich uns gefügig erzeigt, und nachdem wir, wie durch ein Wunder, dies alles gefunden, zögern Sie, die Gelegenheit zu ergreifen.“

Die Gräfin war sprachlos vor Ueberraschung, fast wäre sie reumütig vor dem Pater auf die Knie gesunken.

Er hatte die wunderbare Fügung sofort erkannt, während sie — war sie denn mit Blindheit geschlagen, daß sie das Einwirken einer höheren Macht nicht ahnte, nicht begriff?

Alles erschien ihr nun festgestellt, und wenn sich ihr jezt die Möglichkeit ergeben hätte, ihre Villa ohne jede Gefahr zu erreichen, sie hätte keinen Gebrauch davon gemacht.

Cölestin hatte den Damen in den Wagen geholfen und er lud nun auch den Pfarrer, mit dem ihn die Gräfin rasch bekannt gemacht hatte, ein, in den Wagen zu steigen. Er sezte sich neben ihn. Der Kutscher hatte Befehl erhalten, nach dem Pfarrhause am See zu fahren. Die Gräfin atmete auf, als der Wagen sich in Bewegung sezte und bald darauf in ein Seitental einlenkte.

Es war nun völlig Nacht geworden, an dem dunklen Firmament leuchteten vereinzelte Sterne auf.

„Gott sei Dank,“ meinte der Pfarrer, der äußerst heiter und gesprächig sich zeigte, „das schlechte Wetter ist vorüber und

wir werden morgen einen schönen Tag haben. Es ist die höchste Zeit. So andauernde Frühjahrsregen richten bei uns großen Schaden an, am Plattenberg solls bös aussehen, und im Schieferbruch hat gestern, am Samstag, ein Deckeneinsturz stattgefunden, zwei Arbeiter sind stark verlezt, einer ist tot."

„Aber das ist entsezlich!" rief die Gräfin.

„Ja wohl, ja wohl," seufzte er, ohne daß indes der gemütlich indolente Ausdruck seines Gesichts sich verändert hätte, „es wäre übrigens fast zu wünschen, unser lieber Herrgott hätte die andern beiden auch gleich zu sich genommen. Was soll mit den armen Teufeln geschehen? Erwerbsunfähig sind sie auf jeden Fall, aber die Gemeinde ist zu arm, die kann nicht für sie sorgen, da wären sie denn im Himmel am besten aufgehoben."

Elsa, die bisher so ruhig gesessen, machte ein Bewegung und legte sich tiefer in den Fond des Wagens zurück. Cölestin beugte sich vor und erfaßte ihre Hand.

„Sie sind ermüdet, Komtesse?" flüsterte er in einem gedämpften Ton, in dem inniges Mitgefühl sich aussprach.

„Ja," antwortete sie und sie entzog ihm die Hand, die sie, als hätte sie nicht sofort die Kraft dazu gefunden, ihm einen Augenblick überlassen hatte.

„Wir werden sehr bald an Ort und Stelle sein," versicherte in freundlicher Beruhigung der Pfarrer, „und es soll dann schon dafür gesorgt werden, daß die Damen all die nötige Bequemlichkeit und Erquickung finden, deren sie so dringend bedürfen."

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen durch eine Art Felsentor in den Ort, und fuhr dann langsam den unebenen holperigen Weg bis zum Pfarrhause, das zu den ersten Gebäuden des Ortes zählte.

Die Pfarrei war ein großes massiges Gebäude, das in dem armseligen Ort gleich einem stattlichen Herrensiz sich ausnahm, mit dicken dunklen Steinmauern und zahlreichen vergitterten Fenstern, hinter denen kein Licht brannte.

Der Pfarrer sprang zuerst heraus und zog in heftiger Weise die Glocke. Bald darauf öffnete sich die Pforte, eine Magd erschien mit Licht, und hinter ihr eine Dame in mittleren Jahren von gutem Aussehen. Die fremden Herrschaften wurden über

eine hölzerne Treppe nach dem ersten Stock geführt und über einen langen Gang in die stets bereitstehenden Fremdenzimmer geleitet. Indes war auch der zweite Wagen mit den Kammerjungfern und der Bagage angelangt, und es gab nun eine Weile ein Trepp auf und Trepp ab, und in das vorher so stille Haus zog eine Bewegung, eine Unruhe, die ihren Kulminationspunkt in der Küche erreichte, in der sich der Herr Pfarrer selbst einfand, um durch seine eigene Aufgeregtheit die seiner Hausgenossen noch zu vergrößern.

Die Gräfin hatte auspacken lassen und machte Toilette. Elsa durfte, da sie sich zu einer gleichen Prozedur nicht verstehen wollte, ihr Reisekleid behalten. Cölestin gelang es endlich, sich des Pfarrers zu bemächtigen und die Aufmerksamkeit des zerstreuten Mannes, den die Sorge um Küche und Keller in diesem Augenblick vorwiegend beschäftigte, ein wenig für sich zu gewinnen.

Er erzählte ihm, daß sie einen Täufling bei sich hätten. Die Komtesse, die bisher durch einen gewissenlosen Vater im modernen Unglauben erzogen, sei nun bekehrt und solle durch das Sakrament der Taufe in den Bund der Christenheit aufgenommen werden. Die heilige Handlung sollte morgen früh in Solenbad stattfinden, deshalb seien sie hierhergekommen; aber nun hätte es der Himmel selbst anders gefügt, und sie wollen dies als einen Fingerzeig betrachten, daß die Taufe hier und von Hochwürden selbst vollzogen werden solle.

Der Pfarrer verbeugte sich äußerst geschmeichelt in freudigster Genugtuung.

„Die Frau Gräfin vertritt wohl Patenstelle?“ fragte er.

„Jawohl, und sie wird es natürlich, nachdem dies gottgefällige Werk gelungen, an reichen Geschenken für die Kirche nicht fehlen lassen.“

Der Pfarrer hob mit einem Segenblick für die edle Frau den Blick zum Himmel und drückte gerührt und zum Zeichen des Einverständnisses dem Herrn Bruder die Hand.

Erst beim Souper, das im Saale servirt wurde, fanden sich alle Beteiligten wieder zusammen. Elsa sah etwas blaß aus, die Gräfin war rosig und in bester Laune. Aller Gefahr war sie entronnen, all das Ungemach, das sie gefürchtet, hatte sich in Behaglichkeit verwandelt.

Sie hatte ihr und Elsas Zimmer äußerst nett und darin jeden gewünschten Komfort gefunden, und jezt schmeckte ihr das Essen wie noch nie in ihrem Leben. Sie sagte dem Pfarrer die verbindlichsten Worte, die diesen überglücklich machten.

Er fragte hinwieder die Gräfin nach den Neuigkeiten der Residenz, er hätte für sein Leben gern näheres über die jüngsten Skandalprozesse erfahren und hierauf einiges vom Hof. Aber Cölestin sprach mit Elsa von der Schönheit des Südens und schilderte Rom. Er sprach in jenen tiefen leisen Molltönen, die auf das alte Herz der Gräfin einen so bestrickenden Zauber übten, und sie horchte den Ausführungen des jungen Paters und vergaß dem Pfarrer zu antworten.

Cölestin war auf die Geschichte Roms übergegangen und auf ihre Bedeutung für die Christenheit.

„Dort erst, Komtesse," fuhr er lauter und kräftiger werdend fort, „dort, auf diesem klassischen Boden wird Ihnen der Sinn aufgehen für die historische Macht und Größe unseres Glaubens. In Rom, wo die ersten mutigen Bekenner des Christentums gewirkt und gelebt haben, und wo alles, was Sie umgibt, Zeugnis ablegt für die unwiderstehliche Macht einer Lehre, für welche Männer, Weiber, Kinder mit Freuden gestorben sind, tausende den Märtyrertod gelitten haben; da, an diesem Ort, wo diesem neuen Bekenntnis Hekatomben geopfert wurden, da werden Ihnen die Schuppen von den Augen fallen, und Sie werden einsehen und bekennen, daß, so lange für keine andere Lehre eine ähnliche Begeisterung erwacht, so lange keine andere die Gemüter bezwingt und sie mit Heldengeist erfüllt, diese die richtige sein müsse, die einzig wahre. Elsa, Sie werden schon morgen die unsere sein, aber die göttliche Roma mit ihren Wundern und der Anblick des heiligen Vaters wird erst das Bekehrungswerk vollenden."

Er hatte in hoher Begeisterung gesprochen, aus seinen dunklen schönen Augen, die auf sie gerichtet waren, blizte ein inneres Feuer, leuchtete es fast wie Siegesfreude.

Sie starrte ihn an, fassungslos, nicht überzeugt und doch halb bezwungen.

Er merkte es und in noch leidenschaftlicherer Erregung fuhr er fort. Er mischte Heidnisches und Christliches durcheinander,

wie es ja die Kirche immer getan, aber seine Darstellung war farbig, glänzend, poetisch, voll fesselnden Zaubers. Die Gräfin war in Verzückung und der kleine Pfarrer, dem in der Alltäglichkeit seiner geistlichen Verrichtungen jedes Ideal, jede höhere Anschauung abhanden gekommen war, der sein Amt durchaus geschäftsmäßig verwaltete, er saß mit offenem Munde da und lächelte verlegen dem Jesuitenpater zu, in dem er seinen Meister erkannte, gleichsam einen Virtuosen in Glaubenssachen.

Elsa erhob sich plözlich, sie bat sich zurückziehen zu dürfen.

Die Gräfin geleitete sie selbst auf ihr Zimmer. In freundlicher Weise sagte sie ihr noch einige belehrende Worte, die sie für die morgige Zeremonie vorbereiten sollten. Elsa hörte sie an, stumm und in sich gekehrt, als aber die Gräfin sie auf die Stirne küßte, um sich hierauf selbst in ihr Zimmer einzuschließen, faßte sie sie an der Hand und hielt sie fest.

„Was wollt Ihr mit mir tun?“ fragte sie plözlich, und ihre Stimme hatte einen so seltsamen Klang, der ihre Seelenangst verriet. „Ihr wollt mich taufen, was geschieht da mit mir?“

„Du wirst aufgenommen, mein Kind, in den Bund der Christenheit, du wirst dich dann wohler fühlen, du wirst von dem Teufel und der Erbsünde befreit sein und mit deinem Gott versöhnt.“

„Es wird also in mir, in meinem Denken und Fühlen eine Wandlung vorgehen? Aber wie, auf welche Weise, durch welche Mittel?“

„Durch das Wort des Priesters und das reinigende Wasser der Taufe!“ sagte die Gräfin feierlich.

„Und der Priester ist der kleine burleske Pfarrer?“

„Er ist der Stellvertreter Gottes.“

„Und das Wasser ist ein gewöhnliches, natürliches Wasser?“

„Das ist es, aber durch die Wirkung, die es hervorbringt, wird es ein übernatürliches.“

„Aber es bleibt doch Wasser, es verändert nicht Form und Gestalt?“

„Durchaus nicht, es wird über dein Haupt gegossen, und alsbald wird sich das Wunder vollziehen und du wirst an seine heilige Kraft glauben müssen.“

„Ich glaube ja an die Kraft des Wassers, aber es ist eine

natürliche Kraft — und wenn ich nun an seine übernatürliche nicht glaubte, nicht glauben könnte?“ Das Mädchen richtete sich in die Höhe und die großen Augen sahen forschend in ängstlicher Neugier in das Antliz ihrer Tante.

Diese strich ihr mit der Hand über die Stirne, als wolle sie solche Gedanken hinwegscheuchen.

„Du bist ein Kind, Elsa, aber gleich einem Kinde kannst du entsühnt und gereinigt werden durch den Glauben deiner Paten, die an deiner Seite stehen. Dein Heil ist gesichert, Mädchen, und alles wird sich vollziehen zu deinem Besten. Und nun gute Nacht.“ Sie trennten sich.

Elsa ließ sich auf einen Sessel sinken und sie blieb lange so. Ein seltsamer Duft umgab sie, wie damals im Zimmer der Gräfin, ein angreifender Duft, wie Kirchengeruch.

Konfuse, verwirrte Vorstellungen entstanden ihr, und zugleich überschlich sie wieder das Grauen vor einer Macht, die das Wirkliche zum Unwirklichen, das Natürliche zum Uebernatürlichen machen kann und die das bejaht, was die Vernunft verneint. Und beugen sich nicht alle vor dieser Macht? Nur sie hat es nicht getan, weil ihr Vater sie es nicht gelehrt, aber konnte er nicht im Unrecht gewesen sein?“

Und wieder gedachte sie jener rätselhaften Empfindung, die gestern in dem dunklen Betzimmer ihr aufgestiegen, und ihr dünkte, als sei sie wieder in demselben eingeschlossen. Und war nicht hier derselbe Duft der Blumen, der ihr den Atem hemmte? Horch, war das nicht Musik, das zu ihr herüberdrang? Und wenn es nun geschah wie gestern, und wieder der heiße Atem über sie hinwegwehte und sie versengte? Sie wand sich schaudernd unter diesen Phantasien, und wieder war es ein Gefühl so mystisch, so unerklärlich, halb Wonne halb Qual, das ihr erstand, und als sie jezt den Kopf erhob, sah sie das lebensgroße Bild eines in einem dunklen Talar gekleideten Mannes vor sich an der Wand, und in dem schwankenden Lichte der Kerze schien es sich zu bewegen, aus dem Rahmen herauszutreten.

Kann denn das sein? rief sie sich selber zu, aber ist denn bei dieser Macht nicht alles, alles möglich? Es gibt ja Wunder, sagen sie, und Wein wandelt sich in Blut, und Brot in Fleisch, und was jezt tot ist, kann lebendig werden. — Schatten schienen

durch die Stube zu fliegen, und sie vernahm seltsame Geräusche, die Geräusche der Nacht. Es überkam sie, was sie bisher nicht gekannt, ein lähmendes Gefühl der Furcht, sie fühlte sich mit einemmale aller Willkür eines Geheimnisvollen anheim gegeben. Sie glaubte zu ersticken, und in dieser physischen Bedrängnis kam ihr ein Rest von Energie zurück. Sie stürzte zum Fenster, sie riß die dunklen herniedergelassenen Gardinen zurück und riß es auf. Sie brauchte Luft, Luft!

Der helle Vollmondschein lag draußen ausgegossen und die Luft war durchsichtig hell und rein. Sie atmete sie voll und gierig ein und lehnte sich hinaus, da glänzte es wie Wasser ihr entgegen. Das war ein See, und am Ufer drüben — sie fuhr mit beiden Händen gegen die Stirne, war es eine Täuschung ihrer Sinne, wußte sie denn nicht mehr, ob sie träume, ob sie wache, da drüben — wie ein Bild stand es vor ihren Augen — da lag die Stätte ihrer Jugend, ihres Glückes, das Haus am See, in dem sie mit ihrem Vater gelebt hatte.

Ist es denn möglich! Das Mondlicht ruht auf den weißen Mauern und der Balkon tritt deutlich daraus hervor, und daneben die Gruppe der Buchen und Ahorne, unter denen sie so oft gesessen, und darüber die abenteuerlichen Formen der Felsen. Alles, alles findet sie wieder und hier der blizende, blinkende See, wie sie ihn in schönen Mondnächten so oft gesehen. Sie ist in Amsee, und sie träumt nicht, nein, nein, das ist Wirklichkeit, das ist Leben!

Sie breitet die Arme aus, als wolle sie die Natur in ihrer Schönheit umfassen und an ihr Herz ziehen. Dann wendet sie sich wieder mit einem Gefühl des Schreckens nach der Stube zurück.

„Ich müßte krank werden und sterben, wenn ich all das glauben sollte, was sie glauben,“ murmelte sie, und als gelte es rasch dem Tode zu entrinnen, eilt sie gegen die Tür und öffnet sie. Draußen ist ein dunkler Korridor. Sie steht, sie horcht, sie schaut, dort blinkt ein Fenster, sie huscht dahin und über die Treppe hinab. Eine Tür ist offen, Licht und Lärm dringt ihr daraus entgegen, es ist die Küche, sie wendet sich nach der entgegengesezten Seite. Sie kommt an eine Tür, der Schlüssel steckt im Schloß, sie dreht ihn um, öffnet rasch und sie enteilt ins Freie. Sie ist auf der Straße.

Elftes Kapitel.

Sie läuft vorwärts. Und jezt, wo die Gebäude zu Ende sind, sieht sie wieder den See vor sich und drüben die Villa, ihr Eigentum. Sie bleibt stehen und ein kurzer Ruf, einem Jauchzen gleich, drängt sich aus tiefer Brust hervor.

Es war also keine Täuschung ihrer verstörten Sinne gewesen: es ist wahr!

Und Wirkliches umfängt sie wieder, die Natur.

Wie monddurchhellt ist diese Nacht, wie lind die Luft, wie rein; zärtlich schmeichelnd umfängt sie sie. Sie atmet sie tief, mit vollen Zügen saugt sie sie ein. Und jezt horcht sie entzückt, als wärs Musik, auf das Rauschen, das der Wind verursacht. Die schlanken Zweige mit den jungen kaum entsproßten Blättern bewegt er sanft, und sie neigen sich zusammen, und es klingt und rauscht, und das Mondlicht rieselt darüber hin.

Wie schön ist das und wie erquickend! Ihr ists, als wäre sie einem dumpfen Grab entronnen und nun frei.

Gedanken, Wille, Kraft, alles ist ihr wieder zurückgekehrt, und Lebensmut und Lebensfreude quillt prickelnd ihr durch alle Adern.

Sie hat diese Empfindung der Lust, die auch die Mücke hat, die in der Sonne tanzt, diese Lust, die die Natur all ihren Wesen — als eine primäre Eigenschaft eingepflanzt hat und die nur ein widriger, unnatürlicher Zwang, die nur der Mensch in seinem Wahn hintanzuhalten sich bemüht hat und zu ersticken. Und weiter trägt sie der flüchtige Fuß.

Sie schreitet furchtlos durch die Nacht. Keine mystischen Vorstellungen beängstigen sie mehr.

Für sie hat die Natur keine Schrecken, und das Unnatürliche findet darin keinen Plaz mehr.

Die Waldesbäume zu ihrer Rechten säuseln ihr einen wohlbekannten Willkommensgruß zu, und zu ihrer Linken rauscht das Wasser leise in wechselnden Melodien.

Hie und da ertönt ein Schnalzen, ein Fisch springt auf, sie kennt das alles, sie liebt das alles, und dann steht sie wieder still und blickt hinüber über den See auf die Villa, auf deren Mauern das Mondlicht ruht. Inmitten des massigen Gesteins und der dunklen Baumgruppe schimmert es so hell herüber.

All die schöne Zeit, die sie darin verlebt, kommt ihr wieder ins Gedächtnis; wie hat sie nur diesem Orte so lange ferne bleiben können? Freilich, den teuren Vater wird sie hier nimmer wiederfinden, und das Häuschen ist leer, seine Türen verschlossen.

Aber sie will hinüber, sie will ihr Eigentum betreten und dorthin vor jenen entfliehen, vor denen ihr jezt graut.

Hastiger schreitet sie vorwärts. Sie ist im Ort. An den Holzhäusern kommt sie vorüber, die an dem Felsen kleben, kein Licht brennt innen — da drinnen schläft alles. Niemand erwartet sie, niemand denkt hier mehr an sie.

Der enge in den Felsen gehauene Steig führt aufwärts, hier lehnt sich eine Häusergruppe dicht aneinander, und dahinter tost in jähem Fall aus bedeutender Höhe der Mühlbach herunter. Jezt geht der Weg wieder schnell abwärts dem See entgegen; hier ist schon angeschwemmtes Terrain und ihre Füße treten in durchweichtes Erdreich.

Sie hat den Landungsplaz des Sees mit den Schiffshütten erreicht. Ein Kahn liegt hier außen, mit einem Strick ist er an einen Pfahl gebunden. Sie bindet ihn los und das Stehruder ergreifend, das drinnen liegt, stößt sie ab, ohne sich viel zu besinnen.

Einige kräftige Schläge bringen sie in den nächtigen See hinaus.

Das Fahrzeug ist gut, es nimmt kein Wasser auf, sie darf es wagen, mit ihm hinüber zu fahren. Aufrecht steht sie im Kahn, noch ist sie im weithinschattenden Dunkel der Felsen, gleichsam in Nacht geborgen, aber jezt kommt sie weiter hinaus und der über den Bergen aufsteigende Mond erreicht sie; aufblizend teilt sich die Flut unter ihren Ruderschlägen und rauscht wieder zusammen. Sonst kein Laut ringsumher. In undurch-

dringliches Dunkel bleiben diesseits die Bergesmassen gehüllt, indes jenseits das mondbeglänzte Ufer sich der Heranschwimmenden in unbestimmten unklaren Umrissen zu zeigen beginnt.

Sie nähert sich dem Ufer; ihr Ruder trifft auf einen unterseeischen Wald von Algen und ineinander verschlungene Wasserpflanzen, kaum gleitet das Fahrzeug darüber hinweg. Zugleich streifen ihr Haupt die weitüberhängenden Gebüsche des Ufers, und aromatischer Blütenduft weht ihr entgegen, er erregt ihr all die Erinnerungen von ehedem; ihr ist's, als müsse sie dem Vater entgegeneilen.

Ein kräftiger Schlag und das Flachboot fährt knirschend über den Sand hinweg, es sizt fest. Sie eilt nach vorwärs, springt hinaus und ist auf ihrem Grund und Boden. Sie tut einige Schritte über die weichen Matten, dann bleibt sie stehen, von ihrer inneren Bewegung gehemmt. Sie befindet sich vor der Villa; sie sieht hinauf nach dem Balkon — steht er nicht oben? erwartet er sie nicht?

Sie breitet die Arme aus, Vater! ruft sie.

Ein Rauschen geht durch die noch kahlen Wipfel der Buchen und Ahorne, die in dichter Gruppe das Haus umgeben.

Im nächsten Augenblick springt sie den aufsteigenden Fußweg hinan, dem Felsen zu, an den der rückwärtige Winkel des Balkons sich lehnt, sie denkt nicht an die Treppe, die sie bequemer zu demselben führen würde, sie ergreift das Holzgeländer mit beiden Händen und steigt hinüber. Sie befindet sich auf der Gallerie, die das Haus von allen Seiten umgibt. Sie wendet sich der Vorderseite zu, auf der das volle Licht des Mondes ruht, unwillkürlich wirft sie einen Blick um sich — tritt ihr der Vater nicht entgegen? — ach, nein — sie ist allein! — Sie lehnt sich über die Brüstung und sieht hinaus in die Nacht.

Nichts regt sich in dieser Oede.

Und jezt in dieser tiefsten Abgeschiedenheit erfaßt sie plözlich wieder das Gefühl einer grenzenlosen Vereinsamung.

Ihre Hände greifen krampfhaft ineinander.

So klammert sich der Mensch an sich selbst, wenn er sich losgelöst fühlt von all den übrigen seiner Gattung. Es ist die unbewußte, händeringende Geberde der Verzweiflung.

Da berührt ein leises Knarren ihr Ohr. Es ist ein langgedehnter Ton, unmittelbar hinter ihr.

Blizschnell wendet sie sich um. Was ist das? Und wieder das ächzende Geräusch.

Sie bemerkt nun, daß die Balkontür nicht geschlossen ist, ein Windstoß dreht sie langsam und knarrend in ihren Angeln.

Es macht sie bestürzt.

Das Haus war gerichtlich verschlossen worden; war jemand hier eingebrochen, oder hatte die Tür den Einflüssen von Wind und Wetter nachgegeben? Ihr Herz klopft heftig, aber eine plözliche Entschlossenheit springt darin auf. Sie öffnet die Tür vollends und steht an der Schwelle des Gemachs. Ein Mondstrahl stiehlt sich hinein, er vermag nichts zu erhellen. Zögernd hebt sich ihr Fuß, sie tritt ein.

Ein jäher Schreck, ein nervöses Zusammenfahren erpreßt ihr einen Laut des Entsezens.

In dem Zimmer ihres Vaters ist Licht. Ein schmaler Lichtschimmer dringt in bestimmter Helle zwischen Tür und Diele hindurch.

Sie taumelt nach rückwärts, den Ausgang suchend.

Da öffnet sich langsam die Tür und ein Mann tritt aus derselben.

Er hält einen angezündeten Armleuchter empor, sein Licht erfüllt das Gemach. Er hat den Ruf vernommen und er sieht nun diejenige vor sich, die ihn ausgestoßen hat. Rasch stellt er den Leuchter auf den Tisch, und im nächsten Augenblick befindet er sich an ihrer Seite.

„Elsa!“ rief er der Eintretenden entgegen.

Welch warmblütiges Leben und Empfinden bringt ihr dies eine kurze Wort entgegen!

Arnold ist es, er erfaßt sie an beiden Händen und hält sie fest.

So stehen sie einen Augenblick einander gegenüber, sich an den Händen haltend, sich in die Augen sehend, ob es denn wirklich wahr, ob es denn möglich sei.

Aber es ist so, und diese Gewißheit bringt beiden ein solches Glücksgefühl, daß es sie verwirrt, betäubt. Sie geben sich keine Rechenschaft davon, und so fragen sie auch nicht, wie es ge-

kommen sei, daß sie an diesem Ort zur Nachtzeit so unerwartet aufeinander treffen.

Aber jezt, bei den ersten Worten, die er zu ihr spricht, erfaßt es sie wie ein Schauer, und als hätte der Ton seiner Stimme genügt, um diesen unbegreiflichen Zauber eines Augenblickes zu zerstören, reißt sie sich los von ihm und stürzt in das Zimmer ihres Vaters.

Sie war gewohnt hierher zu flüchten bei allem, was sie bewegte, hier Schuz zu finden vor allem, was sie verlezte.

Auf seinem Schreibtisch brennt eine Lampe; eine Anzahl von Schriftstücken liegt hier ausgebreitet, wie immer, wenn er hier zu arbeiten pflegt. Ihr verstörter Blick irrt suchend umher, er trifft auf das Bild des Vaters, das Arnold auf einer Staffelei hier aufgestellt hat. Sie stürzt darauf los und umschlingt es mit beiden Armen.

„Vater, Vater, mein Vater!“ Aufschluchzend sinkt sie daran nieder, und nun weint sie, als müsse ihr das Herz brechen.

Arnold war ihr gefolgt, aber er steht stumm und ehrerbietig vor diesem Ausbruch ihres kindlichen Schmerzes. Unbeweglich lehnt er sich an den Schreibtisch, an dem er eben zuvor gesessen, um die Aufzeichnungen Marrs zu ordnen und zu sichten.

In dem schwach erhellten Gemach waren tiefe Schatten gelagert. Mit seinen durch Laden geschlossenen Fenstern und Türen war es in Nacht begraben und kein Odem, kein Ton von außen drang in seine Stille; aber in diesem Augenblick war es von dem tiefen Weh eines jungen Herzens durchzittert, das sich in leidenschaftlichem konvulsivischen Weinen Luft machte. Sie hatte sich in einen Stuhl geworfen und beide Hände vor die überströmenden Augen gepreßt. Ihre Gestalt bebte unter nervösen Zuckungen, und das wallende blonde Haar, das einzige Helle in dieser Dunkelheit, flimmerte bei jeder Bewegung des Kopfes auf in einem goldigen Schimmer.

Er tritt leise hinter ihren Stuhl und beugt sich zu ihr hinab.

„Elsa!“ sagte er sanft und bewegt, und unwillkürlich legt er seine Hand auf dieses schimmernde Haar und streicht beruhigend darüber hinweg, wie er es getan, als er sie zum erstenmal gesehen.

Sie läßt die Hände von ihren Augen fallen und in rascher Wendung vor ihm zurückweichend, sieht sie ihn an mit dunklem verstörten Blick.

„Was tun Sie!"

„Sie sollen nicht mehr weinen," sagt er weich.

Sie aber bricht in neue Tränen aus.

Er sezt sich in ein Fauteuil ihr gegenüber.

„Ich begreife Ihren Schmerz, der sich an diesem Ort erneuern mußte; auch ich empfand, als ich hier eintrat, eine tiefe schmerzliche Beklemmung. Wir haben beide in ihm einen Vater verloren, unseren besten Freund."

„Ich habe alles verloren, alles!" rief sie mit zuckenden Lippen, „mein Vater war der einzige, der mich lieb hatte auf dieser Welt, der einzige, den ich geliebt habe."

Ernst, mit einem Blick der Frage, fast des Vorwurfs, sah er sie an: „Ich dächte doch, was Glück und Liebe in dem Leben eines Weibes bedeutet, winkt Ihnen noch verheißungsvoll entgegen."

„Glück und Liebe!" wiederholte sie, und um die blühenden Lippen des jungen Mädchens legte sich ein herber weltverachtender Zug, „wo sind sie unter den Menschen zu finden, nirgend und niemals!

„Elsa, so sprechen Sie, die alles vergöttert, die alles liebt!"

Ein konvulsivisches Aufschluchzen hob ihre Brust und in ihren Augen, in denen noch die Tränen standen, blizte es auf.

„Was sie Vergötterung und Liebe nennen, ist etwas, das mir das Herz empört. Wissen denn diese Menschen überhaupt zu lieben? Ich glaubte es einst, ich vermeinte, es könnte nicht anders sein, weil mich ja selbst alles angetrieben hat, sie zu lieben, aber es ist nicht wahr, es ist eine Täuschung wie alles, was in dieser Welt geglaubt wird. Und diese Menschen hassen einander, alle, alle! Es lebt kein Gefühl des Mitleids in ihnen, jeder sucht den andern zu kränken, zu übervorteilen, ihm zu schaden, und Freude und Befriedigung ist ihnen der Kummer, die Demütigung, die sie einem ihrer Mitgeschöpfe zugefügt haben; o, ich habe es gesehen, gehört, selbst miterlebt! Geht, ihr liebt nichts und niemand als euch selbst, ihr verlobt euch, ihr verheiratet euch sogar ohne Liebe."

Wie in vehementer Anklage schleuderte sie ihm die lezten Worte entgegen, aber aus dem Ton hörte man das eigene tiefe Leid heraus; Arnold war davon bewegt, ergriffen, und doch entgegnete er fast mit Härte:

„Aus Ihnen spricht ein tiefverwundetes Gefühl, ein persönliches Verleztsein. Ich weiß nicht, wodurch es entstanden ist, wer es verursacht; Sie leiden, aber Sie verweigern mir jede Erklärung dafür. Nun ja, ich habe ja auch kein Recht auf Ihr Vertrauen, es gehört allein demjenigen, mit dem Sie, mein Fräulein, sich verlobt haben, dem Baron Reinthal."

Elsa sprang in die Höhe, ihre Gestalt schien noch zu wachsen nnd ihre Augen entsandten gegen den Dreisten einen flammenden Blick.

„Es ist eine Lüge, eine ihrer vielen Lügen, eine ihrer vielen Erbärmlichkeiten."

„Es wäre nicht wahr, wie? was alle Welt behauptet — ?"

„Weil sie es aller Welt vorgelogen haben, und wie in einem Neze haben sie mich mit diesen Lügen umgarnt, sie glaubten mich zu fangen, aber ich bin ihnen entkommen, ich bin frei."

„Sie lieben den Baron nicht?!" Wie verändert klang das, wie ein Emporjubeln nach der Qual.

„Nie und niemals!"

„Und Sie sind vor ihm geflohen?"

„Vor ihm und vor den anderen."

„Sie sind allein hierher gekommen?"

„Mit meiner Großtante, Gräfin Dönhof."

„Mit ihr?"

„Sie war es, die mir eine Zuflucht zeigte, die einzige, wo ich mich beschüzt fühlen könnte, die mir Ruhe sichern würde und den Frieden."

„Und diese Zuflucht ist —"

„Sie nennen sie ein Kloster."

„Ah, man hat Sie also schon bekehrt."

„Man will mich taufen, hier, in der Kirche von Amsee; von diesem Akte, so scheint es, erwartet man ein Wunder; eine Wandlung, eine Umgestaltung soll sich in mir vollziehen."

„Sie können nicht daran denken, nicht daran glauben, Elsa!"

„Ich glaube es nicht. Wie ihre Liebe, so flößt mir auch

ihr Glaube Grauen ein; sie heucheln ihn und suchen andere und sich selbst damit zu täuschen. Einbildung erscheint mir alles, was sie darüber sagen, ein Werk der Phantasie, und doch —“ sie hatte sich wieder gesezt und der schöne Kopf neigte nun wie in plözlicher Ermattung sich gegen die Brust herab. „Was bleibt mir übrig, was erwarte ich? Wenn in dieser Welt alles schlecht ist und alles Sünde, wenn wir uns abwenden müssen von dem Wirklichen, weil es das Gemeine ist, das uns unaufhörlich verlezt, das uns bedroht, wäre es dann nicht besser, sein Herz, das doch nicht glücklich werden kann, an diese Täuschung hinzugeben? seine Seligkeit in jenes Ungewisse zu verlegen, in ein Jenseits, von dem wir ja nichts, gar nichts wissen können und darum alles, alles glauben dürfen?“

Arnold hatte in rascher Bewegung seinen Stuhl dicht an den ihren herangeschoben; seine Mienen zeigten eine zärtliche Beunruhigung und seine Stimme gewann an Innigkeit und Klang.

„Nein, Elsa, das gilt nur für die Schwachen, diese mögen es vorziehen, sich selber zu betrügen, als die Welt zu sehen wie sie ist, in all ihrer Schwäche und Unvollkommenheit. Wir stehen allerdings noch auf einer tiefen Stufe der Entwicklung, aber wir gehorchen einem ewigen unwandelbaren Gesez, es ist der Fortschritt; und auch für uns gibt es noch ein anderes Leben, das sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, es ist das Wissen. Elsa, diese gesunden Anschauungen müssen wir uns bewahren, eifersüchtig müssen wir über ihnen wachen, und Sie, die Sie in diesen Anschauungen erzogen sind, Sie dürfen sie nicht für Illusionen hingeben, die grundverderblich wirken, weil sie uns um die Kraft des wirklichen Lebens bringen, um die Kraft zu lieben.“

Elsa schüttelte den Kopf, als hätte sie nie diese Kraft besessen oder wolle sie nicht mehr besizen; er aber fuhr bewegt in überzeugender Wärme fort: „Glauben Sie es mir, in dieser Fähigkeit zu lieben liegt unser Glück, darin ist bisher das Ihrige gelegen.“

Sie hob den Kopf und, was sie soeben vermieden, jezt sah sie ihm in die Augen, fest und trozig fast.

„Soll man auch lieben, was nicht liebenswert ist? Kann

man das? Und vertrocknet einem nicht das Herz darüber? Warum mußte ich erkennen, daß das Leben so nichtig ist, so armselig, daß wir selbst so wenig sind und so elend werden können."

Auch seine Augenbrauen furchten sich. „Sie wurden es, weil Sie in einer Gesellschaft lebten, die nur von den eigennüzigsten Motiven bewegt ist und die in dem Wahn lebt, sie sei allein zum Glück berechtigt und könne allein für sich glücklich sein. Aber dem ist nicht so, wir stehen in einem nicht trennbaren Zusammenhange mit der ganzen Menschheit und mit jedem Einzelnen; wir müssen den Kreis unserer Sympatien erweitern, nicht verengen, und wenn wir erst die Glückseligkeit der Menge zu der unseren gemacht haben, dann werden wir nie arm an Freuden sein. Elsa, der Mensch kann nichts höheres lieben als den Menschen und diese Liebe liegt tief in unserer Brust als ein Naturgesez, wir üben sie in jedem Augenblick und unbewußt." Sein Mund lächelte ein wenig und ein Zug anmutiger Schalkhaftigkeit kräuselte seine Lippen; „glauben Sie Sich dem entziehen zu können? und liegt es denn nicht in unserer Macht, in jedem Augenblick Glück zu schaffen, Glück zu empfangen? Und wenn Gedanke an Gedanke sich entzündet, und Gefühl an Gefühl, empfinden wir dann nicht alle Wonne des Lebens? Elsa, wenn ich diese finsteren Vorstellungen wieder banne, die etwas Fremdes in Ihnen sind, etwas Krankhaftes, das nicht zu Ihnen gehört, und wenn ich Sie jener heiteren Lebensanschauung zurückgewinne, die der Vater von kleinauf in Ihr Herz gelegt, und wenn Sie dann wieder lächeln, Elsa, so werden Sie mir ein Uebermaß von Glück geschenkt haben, und ein Wiederstrahl davon wird in Ihr eigenes Herz zurückfallen." Er hatte ihre Hände ergriffen und er hielt sie mit festem Druck in den seinen.

Ihre Pulse klopften, eine Glut stieg in ihre Wangen und färbte ihr selbst Hals und Nacken.

„Von mir sollte Ihnen Glück kommen, von mir?!" stammelte sie in unendlicher Verwirrung.

„Ich werde jubeln, sobald mir Ihr Mund bekennt, daß ich Sie uns zurückerobert habe, daß Sie wieder uns angehören, ganz uns."

„Wem — Euch?“ fragte sie plözlich und ebenso plözlich schwand das Rot der Freude von ihren Wangen, „und wem gehören Sie? und stimmen Ihre Worte auch zu Ihren Taten, und sind Sie selbst Ihren Anschauungen nicht untreu geworden? Ich finde Sie in der vornehmen Welt, auf das engste mit denen verbunden, mit denen ich nichts mehr gemein haben will — Sie sind der Sohn jenes Baron Reinthal.“

„Sie wissen das?!“

„Ich weiß es, und ich weiß auch, daß er wünscht, und daß Sie selbst darnach begehren, Helenens Gatte zu werden.“

Jäh, wie ein wildausbrechender Strom, war es über ihre Lippen geflossen; aber was das junge eifersüchtige Herz so unbedacht und widerwillig verraten hatte, es brachte dem Manne, der an ihren Zügen gehangen, ein neues Glück, ein unendliches, ein bisher nicht einmal geträumtes.

Ein Feuerstrom ergießt sich in seine Adern und, selbst erbebend, sah er auf das bebende Mädchen hernieder, das ihn einen Blick in ihr Herz tun ließ, für dessen innerstes Seelenleben ihm jezt eine entzückende Ahnung aufgegangen war. Noch wagt er nicht es auszudenken, aber sein Blut ist entzündet, in heißer Dringlichkeit suchen seine Augen den ihrigen zu begegnen, und um seine Lippen legt sich jenes bewußte Lächeln der Männlichkeit.

„Niemals dachte ich daran, es ist ein Irrtum — ein Irrtum, ein Irrtum.“

Er wiederholt nur das eine Wort, aber so innig und zärtlich, nichts konnte überzeugender wirken. Und sie ist überzeugt, sie glaubt ihm, und damit war ihr Glaube und Liebe für die ganze Menschheit wieder erstanden. Es war ein gefährlicher Augenblick für die beiden. Diese jungen Herzen klopften in der Erregung ihres jähen Glückes so nahe aneinander, mit dem Bewußtsein, daß sie zu einander gehören, und immer zu einander gehören würden, weil sie alles verbindet, was Menschen miteinander verbinden kann.

Aber inmitten dieses Aufruhrs der Gefühle erhob sich in ihm jener Widerstreit, jene innere Mahnung, die der Wilde sein Gewissen, die der Zivilisirte Pflichtgefühl nennt. Er liebt sie, aber darf er seinem Herzen folgen und wenn es noch so

ungestüm gebietet? Darf er dem eigenen egoistischen Begehren zum Opfer bringen, was bisher sein innerstes Wollen gewesen und sich in ihm gleichsam zum Gesez kristallisirt hat? Oder soll er die Geliebte mit hineinziehen in Kampf und Gefahr, soll sie ein ungewisses Schicksal mit ihm teilen?

Aber jezt schlägt sie die Augen zu ihm auf und um seine Vernunft scheint es geschehen.

Die ganze Wonne eines Menschenherzens liegt in ihrem Blick, aber zugleich etwas Hohes, Reines, Insichbefriedigtes. Ihr ist alles erfüllt, was sie ersehnt hat, sie hat ihn wiedergefunden, so, wie sie ihn seit Jahren in ihrem Herzen getragen, und schöner noch und herrlicher. Mit stolzer Bewunderung kann sie wieder zu ihm emporsehen, sie fühlt kein anderes Verlangen noch.

„Ich will nimmer an der Menschheit zweifeln und nimmer an dem Glück, das Menschen Menschen geben können," sagt sie leise und schüchtern. Aber ihr Blick wird fester und fester ihre Haltung, ihr Antliz, wie von innen erhellt, erschien wunderbar schön. „Ich will nicht mehr zu den Schwachen gehören, Arnold, ich sehe die Notwendigkeit des Kampfes ein, aber es genügt mir nicht, nur für mein eigenes Ich mich zur Wehr zu sezen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite stehen und als die lezte mit teilnehmen an dem Kampfe, den edle Geister für ihre Ueberzeugungen kämpfen und für das Wohl und Wehe anderer. Ja, ich will das Glück aber auch das Leid der Armen und Unterdrückten auf mich nehmen, und wenn ich eine Träne gestillt und einem Herzen höheren Mut verliehen, so werde ich mich nie mehr unglücklich fühlen können."

Und wieder hatten sie sich an den Händen gefaßt, aber jenes zitternde Beben, das die Berührung steigert und es in leidenschaftliche Glut verwandelt, war in diesem Augenblick geschwunden. Sie hielten sich fest und treu wie zwei Kameraden, die etwas so hohes verbindet, wie eine Idee es ist.

Es dämmerte und der erste Hahnenschrei klang über den See herüber, als Arnold und Elsa aus dem mittleren Gemache auf den Balkon heraustraten. Eine graue Nebelmasse lag über dem See und umhüllte einem Schleier gleich auch die nahen Felsen und Sträucher.

Sie betrachteten einen Augenblick dieses Wogen und In=

einanderwallen, dieses Lösen und Auseinanderfliehen und sich wieder verbinden. Mit heitern, frischen Augen sahen sie in den kalten Morgen hinaus und reichten sich dann die Hand zum Abschied.

Stundenlang hatten sie nebeneinander gesessen, an dem Schreibtische ihres Vaters. Nachdem sie einmal ihr egoistisches Begehren besiegt und sich von ihm abgewendet, war ihnen eine schöne Herzlichkeit und Zutraulichkeit erstanden. Arnold hatte ihr von seinen bisherigen Arbeiten erzählt, und daß das Werk, das er im Manuskript hierhergesandt, soeben in der Oeffentlichkeit erschienen sei. Dann sprachen sie von dem Nachlasse des Vaters, wie er zu ordnen und in seinem Sinne zu verwerten sei. Sie ordneten gemeinsam die verstreuten Blätter, und Elsa wußte manches Exzerpt aufzufinden und erinnerte sich an manche Aufzeichnungen, die gesondert gelegen. So hatten sie miteinander gearbeitet und geplaudert, Unbedeutendes erwähnt und wieder die höchsten Fragen erörtert, wie es gerade kam. Er hatte ihr von seinem Verhältnis zu Reinthal erzählt, und sie hatte ihm vertraut, wie sie dies alles schon gewußt habe, noch ehe er sie gesehen; hier an der Tür war sie als Lauscherin gestanden, hatte die Geschichte seiner Jugend vernommen und das traurige Schicksal seiner Mutter, und so sei es auch gekommen, daß, als sie später Reinthal kennen gelernt, sie in ihm nur den Vater Arnolds gesehen.

Wie diese Erklärung ihn befriedigte, wie er jedes Wort von ihren Lippen nahm! Ihr eigenes Geheimnis trugen sie still in sich verschlossen. Es war die Knospe einer ersten Liebe, die ihren ganzen Duft sich noch bewahrte. Es ward beschlossen, daß Elsa in das Pfarrhaus zurückkehren solle; jezt hatte sie keine Furcht mehr. Sie wird die Taufe verweigern und verlangen, daß man sie nach der Residenz zurückbringe. Arnold wollte darüber wachen, daß diesen ihren Wünschen auch entsprochen werde. Im Hause Helenens wollten sie sich wieder sehen, aber Arnold gedachte immer wieder hierher zurückzukehren, bis all das verstreute und noch zu verwendende Material vollständig gesichtet und geordnet sein würde. Seine Anwesenheit in der Villa sollte indes unbekannt bleiben, für alle, außer Georg, ein Geheimnis.

Jezt geleitete er sie über die von außen angebrachte Treppe hinab, dann schritten sie zwischen den duftenden knospenden Gebüschen des Ufers dahin. Die Luft war kalt, von einer prickelnden Frische, das Rauschen und Wehen des beginnenden Tages umgab sie, das die Natur aus ihrem Schlummer weckt. Schon hüpfte es in den Zweigen und der Morgenwind trieb kleine weiße Blütenblätter, die er von den Büschen gestreift, ihnen ins Gesicht.

Sie lächelten still unter dieser gleichen Berührung, und wie sie jezt bei dem Kahn angelangt waren, wollten ihre Hände nicht allzu rasch sich auseinander lösen.

Elsa sprang in das Boot und beide waren nun bemüht es loszubinden.

Sie ergriff hierauf das Ruder, während er das flache Fahrzeug über den knirschenden Ufersand hinweg ins Wasser stieß.

„Auf baldiges Wiedersehen!“ sagte er.

Sie nickte ihm zu, sie wollte nicht sprechen, eine eigenartige Beklemmung schnürte ihr die Brust zusammen. Das einsame Boot schwamm in den mit Nebeln überwallten See hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Auf die hohe Kuppe des Plattenberges fallen die ersten Strahlen des Lichts, sie beginnen sich rot zu färben. Die tiefer schwebenden Nebel aber verdichten sich noch mehr. Wie eine Wolkendekoration senken sie sich langsam hernieder, die Bergesgipfel befreiend, aber über dem Wasser sich zusammenballend. Ein feuchter grauer Schimmer breitet sich über die Ufermatten, und auf den Nadeln der dunkeln Tannen und Föhren glizert es perlengleich. Ein junges Mädchen kommt von der Bahn her, dem See entgegen.

Seine entblößten Füße stecken in Holzschuhen, ein grober Kittel bedeckt den dünnen Leib und um Hals und Brust hat es ein Tuch gewickelt, dessen Enden nach rückwärts geknüpft sind. Es ist Eva. Fröstelnd zieht sie die Schultern in die Höhe.

Sie steigt in ein Boot und legt mehrere Wäschestücke, die sie mitgebracht hat, auf den Boden desselben. Sie will sie waschen, aber wie sie jezt ein Stück ins Wasser taucht, kommt es über den zarten Körper wie ein Krampf; das grobe Leinen entsinkt der Hand, und sich auseinander breitend, schwimmt es hinweg, im Wasser einen roten Streifen hinterlassend. Das junge Mädchen bleibt einen Augenblick wie gelähmt, es starrt auf diese blutige Furche, dann rafft sie sich auf, und das Ruder ergreifend, bringt sie mit einem Schlag das Boot dem entschwimmenden Leinen nahe; sie beugt sich über und erfaßt es rasch, und nun beginnt sie es sogleich zu schweifen und zu reiben, um es hierauf mit dem Bläuel zu bearbeiten.

Die Sonne ist über den Kamm der gegenüberliegenden Berge heraufgestiegen, und es kommt nun Bewegung in die trägen, formlosen Nebelmassen, die über dem Wasser lagern. Hell und goldig wogen sie ineinander und goldig erscheint unter

ihnen der weithin sich erstreckende Reflex im Wasser, das dadurch wie von unten erleuchtet aussieht. Aus diesen goldigen Nebelschleiern taucht jezt ein dunkler Gegenstand auf, Elsas Boot. Aufrecht steht sie darin, die Sonne glänzt über sie hin, und ihre Strahlen umleuchten wie in einer Aureole das blonde Haupt.

Eva sieht auf und von dem unvermuteten Anblick überrascht, blickt sie der Daherkommenden entgegen.

Sie glaubt sie zu erkennen, aber sie bleibt unbeweglich in ihrer kauernden Stellung, und blöde und schüchtern, ruft sie ihr auch keinen Gruß zu.

Das Boot fährt dicht an das ihrige heran und legt sich an dessen Seite.

Jezt erhebt sich Eva, die beiden Mädchen sehen sich an.

„Du bist's, Evi, ich hab' mich nicht getäuscht!“ rief Elsa.

Eva bewegte nur bejahend den Kopf, aber Elsa war schon zu ihr in das nachbarliche Fahrzeug hinübergestiegen und sie umarmte ihre kleine ehemalige Freundin und küßte sie in warmer herzlicher Freude.

Als sie aber die nassen Hände anfühlte und den durchkälteten Körper, stieß sie einen Ruf der Besorgnis aus.

„Du bist ganz erstarrt Eva, was tust du hier? Du wirst dich erkälten.“

Eva, in Ueberraschung und Verlegenheit, wischte sich die Hände in ihrem Rocke ab, aber im nächsten Augenblick hob sie das nasse Linnen empor und näßte sie so aufs neue.

„Daß Sie's aber doch wirklich sind,“ stammelte sie, Elsa nur verschämt von der Seite ansehend, „Sie wohnen also wieder drüben in der Villa?“

Elsa, nun ihrerseits etwas verlegen, schüttelte den Kopf.

„Nein, Evi, ich habe nur einen Besuch drüben gemacht, ich werde Amsee heute wieder verlassen; aber Evi, erinnerst du dich denn nicht, daß du meine kleine Schwester bist, wir sagen ‚du‘ zueinander.“

„O,“ sagte Eva freudig und doch verschämt, „geht denn das noch, Sie sind ja jezt so viel vornehm und schön —“

„Du irrst, ich bin dieselbe geblieben, und du —“

Elsa hielt inne, sie konnte nicht das gleiche von Eva be-

haupten, das kleine Ding vor ihr sah recht herabgekommen aus. So blaß und durchaus armselig, und ihr Haar war nicht gekämmt und die Augen wie übernächtig und stark gerötet; alles an ihr deutete auf Kummer und Elend. „Sag doch," rief Elsa in plözlicher Dringlichkeit, „mußt du denn hier am Wasser bleiben, es ist kalt, und warum willst du denn jezt, zu so früher Morgenstunde deine Wäsche waschen?"

„Ich darf die Blutflecken nicht eintrocknen lassen, sonst bring ich sie gar nimmer heraus," bemerkte Eva schüchtern, indem sie sich wieder ihrer Wäsche zuwendete.

„Das ist Blut," rief Elsa erschreckt, „was ist denn geschehen?"

„Seine Wunde is halt in der Nacht wieder aufgebrochen, und er hat viel Blut verloren?"

„Wer ist denn verwundet?"

„Der Vater. Beim Schieferbruch ist ein Teil vom Ueberhang eingestürzt. Einen hat's gleich erschlagen, der Vater hat einen Schlag auf den Kopf kriegt."

Sie sagte das alles mit jener stumpfen Ergebenheit, die keine Tränen mehr hat.

„Das ist entsezlich!"

„Ja, aber es kommt jedes Jahr vor."

Also auch hier hatte die Gewöhnung das Schreckliche, weil es zu einem häufigen geworden war, ertragen gelernt.

„Aber er wird doch geheilt, dein Vater, er wird wieder gesund werden?"

„Der Doktor sagt, er wird nit dran sterben, aber es kann lange dauern, eh' er g'sund wird."

Elsa seufzte, dann sah sie auf die kleinen braunen Hände, die eifrig bei der Arbeit waren.

„So werden die Flecken doch nicht weichen," sagte Elsa mitleidig, „du mußt Seife dazu nehmen."

Evi blickte nicht auf, es war, als ob sie sich des Mangels schämte.

„Freilich," erwiderte sie leise, „aber Seife ist teuer. Von der Hofer habe ich früher etlichemal eine zu leihen genommen, — jezt geh' ich nimmer zu ihr."

„Warum? ist sie weniger freundlich gegen dich?"

Das blasse Gesichtchen Evas überflog eine jähe Röte, sie zögerte erst mit der Antwort, und überhastete dann die Worte: „Sie ist mir halt bös von wegen dem Valentin."

„Das ist ihr Sohn, Georgs Bruder, nicht wahr?"

„Ja."

„Er arbeitet noch immer in Solenbad?"

„Ja, aber er kommt jeden Sonntag herauf, denn —"

„Er hat dich lieb?"

„Das weißt eh." Sie sagte es leise, verschämt vor sich hinlächelnd, und sie rang dabei das Linnen aus und legte es in ihren Schoß.

Elsa sezte sich auf das Brett im Boote; mit einer raschen Bewegung hatte sie den Arm um den Hals der vor ihr Kauernden gelegt.

Diese blickte überrascht auf, als sie aber in das gute Gesicht, in die lieben, warmherzigen Augen sah, da schwand ihr die scheue Zurückhaltung und in all der naiven reizenden Mädchenvertraulichkeit warf sie sich der Freundin an den Hals.

Elsa zog sie neben sich auf das Bänkchen. Fest umschlungen und Wange an Wange tauschten sie einzelne Worte, aber allmälich wurden Evas Geständnisse zusammenhängender, bis sie endlich in kindlicher Geschwäzigkeit alles herausgeplaudert, was ihr auf dem Herzen lag:

„Er könnt's freilich besser treffen, der Valentin, könnt eine kriegen, die ihm was zubrächt', eine von Solenbad selber. Die Mädeln dort sind ihm eh schon aufsässig, daß er ihnen jeden Sonntag davon geht, aber er tuts doch, und er laßt's Wirtshaus und die Musik und sucht uns auf. Der Bursch' bringt sich so selber um alle Freud', und er g'hört doch zu denen, die gern lustig sind, und die Leut' sagen, er hätt's früher oft ein bissel toll trieben, und jezt, schau, sizt er an jedem Sonntag Nachmittag auf dem Bankerl vor unserm Haus, wie ein alter Invalid, und halt' den klein Gustel auf den Knien; er hat nix davon, daß er mich so lieb hat, der arme Mensch, und er ist alleweil so gut und so treu, aber ich bin nur sein Unglück, die Hoferin hat schier Recht."

Elsa streichelte ihr die Wange, über die langsam eine Träne rann.

„Du bist ein Kind, Evi, du gibst ihm mit deiner Liebe das Höchste und Beste, das er sich wünschen kann.“

„Ist's denn wahr?!“ rief sie, und sie lächelte unter ihren Tränen, „er sagt dasselbe, und daß er just mich haben will und durchaus. Und er lamentirt nur, daß wir so lang aufeinander warten müssen.“

„Warum heiratet Ihr auch nicht?“

Die kleine Eva nahm eine sehr überlegene Miene an.

„Ja, Fräul'n Elsa, bei uns armen Leuten geht das nicht so leicht, wie du glaubst; und der Valentin gar, der macht sich's selber noch schwerer. Ja ja, der verlangt mehr als uns der liebe Gott geben kann, und manchmal da wird mir ganz bang, weil ich mich halt mit ihm nit mehr auskennen tu.“ Sie legte in herziger Vertraulichkeit ihre Hände über Elsas Knie und sich etwas vorbeugend sah sie mit ihren Kinderaugen zu ihr auf.

„Schau, mit dem Gustel hat er gewöhnlich so viel Geduld,“ erzählte Eva eifrig weiter, „weißt, er ist blöd, aber er schaukelt ihn und streichelt ihn und wenn er sein ewiges da—da—da—da herunterstammelt, paßt er so aufmerksam auf, als könnt er grad' ein' Sinn herausklauben; aber dann kommts auch vor, daß er'n plözlich von sich stoßt, und er wend't sich von ihm, wie von etwas, vor dem ihm ein Grausen kommt. Und wie ich einmal drüber bös worden bin, und ihm's verweisen tu, da fahrt er, wie ein Wildling, sich gleich mit beiden Händen in die Haar, und er schaut mich an, ganz zornig, mit funkelnden Augen. ‚Weißt‘, schreit er, ‚ich muß halt immer dran denken, daß auch wir vor dem Fluch nicht sicher sind, und weshalb sollten wir's denn sein? Sind denn die Kinder der Armen nicht immer kranke, verkommene, verkrüppelte Geschöpf'? Aber ich will g'sunde Kinder haben,‘ und dann nimmt mich der närrische Mensch beim Kopf und küßt mich wieder und herzt mich und red't allerhand dalketes Zeug z'samm', nur weil er mich wieder gut machen möchte. Und er sagt mir dann, wenn ich einmal seine kleine Frau sein werd', dann soll' ich nur im Haus arbeiten und nicht mit verdienen helfen, und er tät's nie zugeben, daß ich so schwere Lasten trag', wie hier die Weiber, die eine jede vom Salzberg vierzig Kilo Salz und drüber herunterschleppen, und er will mich immer nett

angezogen haben und g'sund und fröhlich sollt ich aussehen und täglich mich satt essen können. Dafür wollt er auch redlich arbeiten mit all seinen Kräften. Ich lach ihn freilich aus und sag ihm: geh, vor lauter Lieb möchst mir gleich den Himmel selbst runter holen, und ich vermahn' ihn wohl, er soll sich nur um Gotteswillen nix einbilden, und verweis ihn auf den Vater, der auch ein tüchtiger Arbeiter g'wesen ist, und wegen dem ist's uns doch immer schlecht gangen, so lang ich denken kann. Und ich sag ihm, daß wir Armen drum nicht so viel verlangen dürften, weil wir halt immer arm sind und arm bleiben. Er sieht mich aber dann so traurig an oder auch unwirsch, o, er kann auch harb sein, und es ist jezt ein halbes Jahr her, da sagt er mir einmal, weißt Evi, wir machens wie die andern, die eine menschliche Existenz verlangen, wir wandern aus, wir gehen nach Amerika, oder mein'twegen nach Australien gar."

„Und wärst du damit einverstanden, Evi?"

„Und wie!" Das hübsche Gesicht der Kleinen war jezt lebhaft gerötet und lachend zeigte sie ihre weißen Zähne. „Ich ging ja überall mit ihm hin, er weiß das; und ich hab' ihn nur g'fragt, ob wir denn auch den armen Gucki mitnehmen werden. Ja, hat er g'sagt, und auch der Vater wird mit uns gehen und der Sepp, na, und seitdem das b'schlossen ist, ist er noch sparsamer g'worden, und er legt jeden Kreuzer zurück," sie machte ein allerliebst verschämtes Gesicht, „weißt, für die Hochzeit schon und für —" sie brach plözlich ab und fing zu lachen an, es klang hell und herzlich wie Kindesfreude; es wirkte ansteckend, Elsa mußte mitlachen.

„Ich hätt's freilich nicht glaubt, daß er mich einmal so weit, weit über's ganze Meer führen wird, und daß d' Everl eigens eine Amerikanerin werden müßt, um ihren amseer Buben, den Valentin, zu kriegen! Ist das nicht spaßig, gelt?!"

Sie stieß Elsa mit dem Ellbogen an, und als sie sich darauf ansahen, lachten beide noch mehr. Sie lachten, wie junge Mädchen lachen, in dem unwiderstehlichen Drang zur Lustigkeit, die eine gleichsam gereizt von der Heiterkeit der andern.

Aber jezt trafen Evas Augen auf das zusammengeballte Linnen, sie zuckte zusammen und im jähesten Uebergang schwand das Rot und jede Freude aus ihrem Antliz.

Sie machte erst eine kleine Anstrengung, ihre Bewegung zu verbergen, aber die Tränen stürzten unaufhaltsam hervor, und nun warf sie beide Hände vor ihr Gesicht und brach in lautes Schluchzen aus.

Lachen und Weinen, ein und dieselbe Reflexbewegung, sie liegen so nahe beieinander.

„Konnt ich's denn vergessen, — der arme Vater — er wird nimmer arbeiten können — o Gott, o Gott — und die zwei kleinen Buben — jezt wird er mich halt doch lassen müssen!"

Elsa umschlang sie, gleichfalls in Tränen, und Eva weinte an ihrem Halse, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Die Nebel waren vergangen, in Nichts zerstoben und der blaue sonnige Himmel glänzte auf die Mädchen hernieder, die beide, so warm im Gemüte, sich hier gefunden.

Die Kirchenglocken begannen zu läuten und die Turmuhr schlug die sechste Stunde.

Eva machte sich los und sprang in die Höhe. Sie war mit einemmale wieder den drängenden Forderungen des Augenblicks zurückgegeben.

„Schon sechs, mein Gott, der Georg wird auf mich warten. Er hat die ganze Nacht bei dem Vater gewacht, aber heut ist Montag und er muß ins Bergwerk."

Die beiden Mädchen rafften gemeinsam alles zusammen, sie entstiegen dem Kahn und schritten den Sandweg hinan, der gegen die Lahn führte.

Einige Arbeiter kamen an ihnen vorüber, sie gingen nach dem Schieferbruch.

Die Arbeit war nach dem gestrigen Unglück nicht eingestellt worden; in die Sprünge und Risse waren Steine und Balken gesteckt worden, und man begann nun die Sprengarbeit aufs neue. —

Die Männer warfen einen verwunderten Blick auf die elegante Mädchengestalt, dann wandten sie sich mit einer kurzen Frage, wie's dem Vater Frieder gehe, an Eva.

Sie erhielten keine befriedigende Antwort. Sie wußten es übrigens besser als Eva selbst, daß es mit dem Alten so gut wie aus sei, und doch wäre es keinem von ihnen eingefallen, sich der Arbeit, die auch ihr Leben gefährdete, zu enthalten.

Was sollten sie auch anfangen? Und jede andere Todesart ist leichter als das Verhungern.

Eva zeigte auf eine kleine Rauchsäule, die dem Schornstein eines nahen Häuschens entstieg, das hinter dem Gebüsch verborgen lag.

„Der Georg kocht uns die Suppe," sagte sie, und sie lächelte wieder.

Im nächsten Augenblick hatten sie das Haus vor sich liegen. Sepp, jezt ein neunjähriger hübscher Bursche, war gerade im Begriff, den kleinen Blödsinnigen, der im Hemde auf der Bank vor dem Hause saß, in Vaters Weste zu kleiden. Gustel aber wehrte sich und schlug mit den Füßen um sich. Als Sepp die Schwester erblickte, fühlte er sich sofort seines Amtes, der Hüter seines Bruders zu sein, los und ledig; er warf dem Ungeberdigen die Weste über den Kopf und sprang hinweg, Eva zurufend: „Ich hab' schon gefrühstückt!" Der kleine Gustel aber, der mit seinen ungelenken Händen die Weste nicht vom Kopfe bringen konnte, und dessen Haare sich um einen Knopf gewickelt hatten, begann zu schreien und tat so unwirsch, daß er von der Bank herabkugelte und nun aufkreischend am Boden lag.

Eva war schon auf ihn losgestürzt, sie hob ihn auf und suchte ihn zu beruhigen. An dem kleinen offenen Fenster zeigte sich jezt ein Männerkopf, der jäh zurückfuhr, als Elsa gegen das Haus herankam. Auch sie wollte dem Kleinen zu Hülfe eilen; Eva hatte ihn auf den Arm genommen, aber sie vermochte ihn kaum zu halten, er geberdete sich wie toll und schlug mit Händen und Füßen herum, rauhe zornige Laute herausstoßend.

Da tat sich die Tür auf und Georg trat aus dem Hause. Er wendete sich Eva zu und sagte in leiser Mahnung:

„Geh mit ihm nach rückwärts, der Vater ist eingeschlafen, er soll nicht geweckt werden!"

Eva wickelte dem blödsinnigen Kinde die Weste um den Kopf, gleichsam sein Schreien erstickend, und entfernte sich mit ihm rasch. Elsa und Georg standen einander gegenüber. Sie blickte ihn erstaunt an, und etwas Verlegenheit mischte sich in den Ausdruck ihrer Freude. Kein Jahr ist noch vergangen, seit sie ihn zum leztenmal gesehen. Er war wohl selten und immer

seltener in die Villa gekommen, aber in den ersten Stunden nach dem Tode des Vaters war er mit Gerta allein um sie gewesen, und er war ihr eine Stütze geworden in dem Augenblick des höchsten Schmerzes. Aber selbst da noch war er der schüchterne unbeholfene Jüngling geblieben. Heute erschien er ihr durchaus verändert, durchaus männlicher, aber ein Fremder fast.

Um die geschlossenen Lippen, die ein Schnurrbart von seltener Schwärze umkräuselte, lag etwas Festes, Entschiedenes, das dem hageren länglichen Gesicht gut anstand und ihm einen ungewöhnlichen Ausdruck verlieh, der sofort auffiel. Seine Gestalt schien aufrechter und kräftiger, seine Haltung war ruhig und nicht ohne Anmut. Sie erinnerte sich nicht, daß er ihr jemals so gegenüber gestanden wie heute, noch, daß seine blauen etwas scharfen Augen so fragend zu ihr herabgesehen.

„Sie kennen mich nicht mehr, Georg — Herr Georg," sezte sie korrigirend hinzu.

Bei dem Ton ihrer Stimme überflog ein Lächeln hell wie Sonnenschein dies strenge Gesicht.

„Ich hatte Sie schon vom Fenster aus erkannt," erwiderte er, und nach einer kleinen Pause: „Sie sind gesund und Sie fühlen sich wohl und glücklich, Fräulein?"

„Ja," sagte sie in einem Ton, der aus tiefster Seele kam, „seit ich hier bin, seit ich den See und seine schönen Berge wieder gesehen habe, bin ich glücklich. Ich will auch wieder kommen und dann hier bleiben."

„Und jezt kommen Sie aus der Villa?" sagte er mit einer Bestimmtheit, die keineswegs fragend klang.

Sie nickte.

„Sie haben Lefebre dort getroffen und gesprochen," sezte er eben so ruhig hinzu und als ob sich das von selbst verstünde.

Ein leises Rot stieg in ihre Wangen und ihre Augen senkten sich verwirrt. Aber es war nur die Verwirrung eines Augenblicks, und als sie jezt wieder zu ihm emporsah, blickte sie nur um so klarer, um so bewußter und um so glücklicher. Sie sezte sich auf die Bank vor dem Hause und erzählte ihm in all ihrer reizenden Offenheit und Natürlichkeit, freilich nur im flüchtigsten Umriß, wie alles gekommen war.

Georg hatte ernst und aufmerksam zugehört. „Sie haben

in Lefebre einen Beschützer gefunden; er wird über Sie wachen, und ich werde nun ruhiger sein können."

Wie er nur das sagte, wie bescheiden und doch wie fest. Mit aller Bestimmtheit nahm er sich selbst seinen Anteil an ihrem Geschick vorweg. Er zeigte ihr nicht nur seine Teilnahme, er nahm sie als ein Recht in Anspruch, ohne daß sie dies anders als in angenehmer Weise hätte berühren können.

Ein feiner Takt, ein vollendetes Zartgefühl sprach hier zu ihr, sie sagte es sich nicht, aber es tat ihr wohl.

„Lefebre hat mir auch von Ihnen gesprochen," sagte sie herzlich, „Sie sind Freunde geworden."

„Freunde, ja; obwohl wir in einem so verschiedenen Verhältnis stehen. Er ist der Geber, ich immer nur der Empfangende. Er hat viel Geduld mit meiner Unwissenheit, aber er gibt das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann."

„Sie haben sein Buch bereits gelesen?" fragte Elsa rasch.

„Nur einen Auszug aus seinem großen Werk, der als Broschüre erschienen ist."

„Ich kann es kaum erwarten, bis es auch in meinen Händen sein wird," erwiderte sie mit dem Feuer, mit dem man einen Herzenswunsch ausspricht. Seine Brust hob sich unter einem tieferen Atemzug, unter einem stärkeren Herzschlag, aber kein Muskel verriet sonst eine Bewegung.

„Wenn Sie es wünschen, ich kann Ihnen ein Exemplar geben."

„Ich bitte Sie darum."

„Dann kommen Sie mit mir."

Elsa erhob sich.

„Vorher sagen Sie mir noch rasch, wie es um den Frieder steht, ich kenne das Unglück, das ihn betroffen hat. — Die armen Kinder!"

„Es ist schlimm genug. Außer der Wunde hat er eine Gehirnerschütterung davon getragen."

„Es wird lange dauern, ehe er wieder arbeiten kann, nicht wahr?"

„Villeicht niemals wieder."

„Und Eva und ihre Brüder sind also des Ernährers beraubt?"

„Der Valentin ist da und ich," sagte er einfach.

„Georg,“ ihre Stimme dämpfte sich zu einer leisen Bitte herab, „ich kann meiner lieben Evi in ihrer ersten Not nicht beistehen, ich bin im Augenblick ärmer als der Aermste, aber ich werde von der Residenz aus Hilfe senden.“

Georg lächelte ernst.

„Ich kenne Ihr gutes Herz, es ist wie damals noch, aber hat es Ihnen Ihr Vater nicht gesagt, daß ein einzelner hier nichts vermag? Seien Sie in diesem Falle beruhigt, Eva und den Buben wird es an dem Nötigsten nicht fehlen. Es sind Aermere hier, die in einem Elend leben, daß einem das Herz bebt. Aber ich und der Valentin, wir gehören zu den Jungen und Kräftigen, wir haben nicht Weib und Kind, wir können für andere sorgen und wir werden es auch.“

Elsa senkte den Kopf. Sie kannte den Stolz Georgs von früher her, und sie fühlte, daß derselbe ein berechtigter sei, da das Gegenteil bereits die moralische Verkommenheit bedeute.

Nichtsdestoweniger nahm sie sich vor, als Evas Freundin helfend einzugreifen.

Eva kam herangelaufen und sie bat Georg, nicht länger zu verweilen, die Mutter warte gewiß schon mit dem Frühstück auf ihn. „Du wirst dein Donnerwetter schon kriegen,“ meinte sie mit einem kleinen, fast spizbübischen Lächeln. Auch die Mädchen nahmen Abschied, sie küßten sich wiederholt und drückten sich die Hände. Dann gingen Elsa und Georg nebeneinander dem See und dem hart daran liegenden Häuschen der Mutter Hofer zu.

„Wenn ich Ihnen jezt die Broschüre übergebe,“ sagte Georg leise, „so werden Sie niemandem sagen, daß Sie diese in Amsee und von mir bekommen haben.“

Elsa nickte verständnisvoll: „Gewiß nicht.“

In dem Augenblick, als der Salzarbeiter mit dem Fräulein vor der niederen Tür seiner Hütte angelangt war, wurden sie von einem Manne, der auf dem Serpentinenweg den Salzberg hinaneilte, bemerkt. Es war Cölestin, der seit einer Stunde in wildester Aufregung den Flüchtling suchte.

Er sah sie eintreten. War es ein Ausdruck übermächtiger Freude, war es eine Verwünschung, die hinter ihnen drein in einem halberstickten Schrei sich von seinen Lippen löste? Mutter Hofer hatte soeben einen halben Löffel voll Schoten in das

heiße Wasser geworfen und verrührte ihn übereifrig. Sie kehrte der Tür den Rücken und wendete sich auch nicht um, als diese geöffnet ward. Sie wußte, daß es ihr Sohn sei, und die angesammelte Galle über sein nächtliches Ausbleiben begann sich sofort zu entladen. Schon hatte sie ihm scheltend einige seiner Verbrechen an den Kopf geworfen, als sie plözlich innehielt und sich umdrehte. Sie hatte einen zweiten Schritt neben dem seinigen gehört und blieb nun, den Rührlöffel in der Hand, ganz verduzt, bis sie mit einem: „Jesus, die englische Fräul'n!“ wieder zum Gebrauch ihrer Zunge kam.

Elsa gab ihr die Hand und fragte, wie es ihr gehe.

„Schlecht genug, Dank der Nachfrag,“ sagte sie, zur Erhärtung ihrer Aussage sich mit der Schürze die wässernden Augen wischend, und den heißen Löffel, gleich einem Schwert, an die Seite hinter ihr Fürtuchband steckend. „Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen, na Fräulein, Sie werden's schon noch erfahr'n.“

Georg hatte die Tür, die in das Zimmer ging, geöffnet und bat Elsa einzutreten.

„Ach, du lieber Himmel, aber auch grad heut', es ist gar nichts in Ordnung,“ entschuldigte sich die Hofer, „die Fräul'n wird sich was Schön's von uns denken, die Polster sind noch nicht am Bett, und am Samstag hab' ich nichts reiben können, alles wegen dem Frieder sein Unglück.“ Sie wollte eben hinter Elsa ihre vierschrötige Gestalt in die Türe schieben, als Georg in bittender Abwehr sagte: „Machens' die Suppe fertig, Mutter, ich will rasch frühstücken, ich muß gleich wieder fort.“

Und er trat ein und machte ihr die Tür vor der Nase zu.

Sie blieb einen Augenblick ganz verduzt, sie fühlte sich sehr gekränkt. „Na ja, die Alte, die wird jezt überall außi druckt, die wär ihnen halt schon überall im Weg, überall, überall,“ brummte sie, indem sie zornig nach dem Herde zurückschritt. „Und die dalkete Ausred, ich sollt' ihm die Suppe fertig machen, er hat's ja g'sehn, daß der Schoten schon verrührt war, was soll ich denn noch weiter drein rühren, höchstens Gift und Gall!“ sie hatte den Rührlöffel aus ihrem Fürtuch gerissen und platschte mit ihm in den Topf hinein, daß die Suppe nach allen Seiten herausspritzte.

Seit dem Unglück, das den Frieder getroffen, war Mutter Hofer in der grimmigsten Laune.

Und diese Behandlung fehlte noch zu all dem anderen, das man ihr seit zwei Tagen angetan und angesonnen. O, sie kannte ihre Söhne, sie wußte nur zu gut, wie diese dachten, und was dabei auch für sie herauskommen würde. Sie wollten die Familie Frieder mit ernähren, und den Zorn des Himmels, der diese getroffen, den sollte sie nun mit tragen, gleichsam auf sich nehmen.

Die Hofer war ein Weib von der gewöhnlichen Gutmütigkeit, aber sie war alt und hatte ihr lebtag so viel Kummer und Elend durchgemacht, daß sie dessen müde geworden war. Jezt, wo ihre Söhne verdienten, wo es ihr endlich etwas besser ging, wo sie sogar hie und da, durch die kombinirteste Sparsamkeit, einen Kreuzer zurücklegen konnte, jezt sollte ihr das wieder entrissen werden und sie sollte abermals die grausamsten Entbehrungen erdulden müssen? Und das alles wegen dem Frieder, dem alten Sünder, den sie nie leiden konnte, und weil ihr Valentin, der Narr, sich in die Everl verliebt hatte?! Aber der Valentin wird sich kein graues Haar darüber wachsen lassen, und so wird die größte Sorge halt wieder den Georg treffen und damit auch sie. Und sie sollt das alles so hinnehmen? sollt sich das alles gefallen lassen, und nicht mucksen dürfen?

Ihr Zorn kämpfte mit dem heimlichen Respekt, den sie seit einiger Zeit vor ihrem jüngeren Sohn zu hegen begann.

Georg war mit Elsa allein im Zimmer. Er hatte einen Schlüssel aus der Tasche seines Rockes genommen, und ohne Zögern sich der Truhe zugewendet, die unter dem Fenster stand, und sie geöffnet.

Elsa war auf seine Aufforderung herzugetreten. Sie bemerkte in der Truhe, neben andern Gegenständen, eine Anzahl Broschüren, die noch nicht aufgeschnitten waren. Georg entnahm ein Exemplar und reichte es ihr hin.

Ihre Augen suchten sofort den Namen des Verfassers.

„Von Manlius?“ fragte sie erstaunt.

„Er verbirgt sich einstweilen noch unter diesem Pseudonym.“

„Ich werde ihn nicht verraten.“

Er griff nach einem alten Zeitungsblatt, das ein altes Datum trug, und das er hier gleichfalls verwahrt gehalten, und hüllte

das Büchelchen darein. Da hörte er die Stimme seiner Mutter, die mit jemandem zu sprechen schien.

Rasch schloß er die Truhe, während Elsa das Buch auf den Tisch legte und ihr Sacktuch darüber warf.

In dem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und Cölestin, verstört, das Blut gegen die Schläfen gedrängt, die Stirne feucht, stand auf der Schwelle.

Sein Blick umfaßte die ganze Gestalt des Mädchens und seine Lippen stammelten ein: „Endlich!“ Dann schritt er hoch aufgerichtet, mit erheuchelter Ruhe und dem ganzen Gefühl seiner Würde und geistlichen Autorität auf das junge Mädchen zu.

Sie erwartete ihn.

In ihrer Unbeweglichkeit lag ein Ausdruck von Kraft, ein Zusammenfassen von Intelligenz und Willen. Sie stand wie zum Kampf bereit. Er fühlte sofort den Widerstand heraus. Er wußte es, noch ehe sie es ihm gesagt, daß sie in der Absicht, sich ihnen zu entziehen, das Haus verlassen hatte.

Aber er drängte den heißen Zorn über ihren Wankelmut zurück, es galt sie wiederzugewinnen.

„Sie haben uns Stunden der Angst und Sorge bereitet,“ sagte er vorwurfsvoll und er blickte sie dabei mit den schönen Augen an, die nun eingefallen waren, wie nach Augenblicken großer Erregung und seelischer Pein; auch seine Stimme klang angegriffen. „Gewiß, Sie wären nicht dieser Laune gefolgt, wenn Sie den Schmerz hätten ermessen können, den Sie uns zugefügt.“

Sie schwieg.

Seine Augen hafteten gespannt auf ihren Zügen, dann tat er einen raschen spähenden Blick um sich, als könne ihre Umgebung ihm verraten, was dies Mädchenherz etwa beeinflußt und gewendet. Er fixirte einen Moment den jungen Salzarbeiter, der bei seinem Eintritt nahe bei Elsa gestanden, und der sich nun diskret in eine Ecke zurückgezogen und sich mit einer Holzarbeit beschäftigte.

Und wieder wandte er sich dem jungen Mädchen zu und mit einer Bestimmtheit und zugleich mit einer Milde, die etwas Imponirendes hatte, sagte er: „Kommen Sie, der Priester erwartet Sie.“

„Er erwartet mich vergebens.“

„Das wird Gott verhüten. Die Taufe —“

„Wird nicht an mir vollzogen werden.“

Einen Augenblick schien das blasse, bartlose Gesicht des jungen Paters durch eine nervöse Kontraktion verzerrt, dann hob er den Kopf noch höher, und voll zwingender Hoheit, und in einem etwas vibrirenden Mollton, der an's Herz drang, sagte er: „Sie irren, Elsa, ein Bekehrungswerk vollendet sich innerlich, und wen einmal ein Strahl der Erleuchtung getroffen, der kann nie und nimmer in die Finsternis des Unglaubens zurücksinken.“ Zugleich streckte er mit der Geberde der vollsten priesterlichen Autorität seine Hand nach ihr aus, als gälte es ein Gut an sich zu nehmen.

Sie trat einen Schritt zurück, jede Fiber in ihr verkündete Auflehnung: „Nein, ich will nicht!“

Er faltete die Hände wie in Beschwörung: „Armes, teures Kind, Sie kämpfen also noch immer! Wollen Sie es denn nicht einsehen: es ist ja nur die Armseligkeit der Menschennatur, die in Ihnen sich auflehnt, gegen ein Höheres, Geistiges, gegen eine Vervollkommnung, die in Ihnen nun zur herrlichen Tat werden soll!“

„Ich kämpfe nicht mehr!“ rief Elsa, und in der Tat, sie sah in diesem Augenblick so schön und stolz aus wie eine Ueberwinderin, voll feuriger Energie, voll leidenschaftlicher Kühnheit, und aus ihren Augen blizte jenes Höhere, jenes Geistige, das sie nach der Meinung des Paters noch nicht besaß, das sie erst durch ihn erringen sollte. „Ich brauche nicht zu kämpfen, denn all die Waffen, die Ihr gegen mich zu Felde führt, sie haben ihre Wirkung auf mich verloren. Was wollt Ihr von mir? Glauben Sie Sich Herr und Meister auch über mein Hirn und meine Nerven? Wollen Sie mich zu etwas zwingen, das wider äußern Sinn ist und inneres Gefühl? Wir sind verschieden von Grunde aus! Eure Vorstellungen, eure Begriffe sind nicht die meinen, und selbst die Wunder eurer Phantasie regen mich nicht an, sie lassen mir das Herz kalt, sie bewegen mich nicht. Was wollt ihr also?! Man hat mir euer großes Gedicht nicht in jenem zarten Alter vorgesagt, wo es noch alle Macht über mich erringen konnte, jezt ist es zu spät. Aendert das, wenn

ihr es ändern könnt, ihr könnt es nicht! Durch Furcht nur, durch Grauen wollten Sie mich unterjochen — aber ich fürchte mich nicht mehr! Oder wagen Sie noch zu behaupten, daß das, was Sie von mir verlangen, ein Angebornes sei, in der Natur Begründetes? Ein Etwas, wie der Selbsterhaltungstrieb im Menschen, wie der Trieb nach Lust und Freude? Diesem kann man sich nicht entziehen, aber jenem war ich entzogen schon von Kindheit auf. Ich fühle mich frei davon, und darum werden Sie keine Macht mehr über mich erlangen, und so trennt uns alles — muß uns alles trennen!"

Ihre Gestalt und ihre Stimme hatten sich erhoben, waren bis zum Ausdruck der Begeisterung gelangt, ja bis zur Exaltation, und sie streckte jezt abwehrend den linken Arm aus, gleichsam alles von sich weisend, was ihr von ihm, was ihr von dieser Seite noch kommen sollte. Er hatte sie angestaunt; in atemloser Spannung hatte er an ihren Zügen gehangen. Hinreißend schön erschien sie ihm in ihrer stolzen Selbstherrlichkeit. So ganz Wille, ganz Bewußtsein, der verkörperte Widerstand, gewann sie für ihn einen neuen unsagbaren Reiz. So hatte er das Weib nie gesehen, in solcher Herrlichkeit es niemals auch nur gedacht, er hätte ihm sonst nicht entsagen können!

Und wäre es wahr, was sie gesagt, trennte sie wirklich alles?

Sie glaubte nicht, aber auch sein Glaube war erschüttert.

Er lachte der Himmlischen in diesem Augenblick. Niemals hatten sie ihm so das Herz bewegt, niemals hatten sie ihm solche Leiden gebracht, niemals aber auch ihm Freuden verheißen, wie sie in seiner Phantasie jezt aufloderten. Ihm dünkte, als sei ihm der Begriff für Seligkeit jezt erst erstanden.

Sie glaubt nicht, weil sie nicht glauben muß, aber lieben muß sie, das ist ein Naturgesez, und lieben wird sie. Und sie wird lieben nach ihrem Wesen, kühn, feurig, leidenschaftlich, alle Schranken durchbrechend, sich über alles hinwegsezend. — Warum sollte sie nicht ihn so lieben?!

In diesem unbeschreiblichen Aufruhr seines ganzen Menschen, der ihn nur Worte ganz verwirrten Sinnes stammeln läßt, traf ihn grausam ernüchternd die tiefe Stimme Georgs. „Fräulein," sagte er, „Sie wissen, Sie können auf mich rechnen zu jeder

Zeit. Wenn Ihnen dieser Herr nicht mehr vertrauenswürdig erscheint, wenn Sie ihm nicht folgen wollen, ich bringe Sie, wohin Sie befehlen."

Cölestin wandte sich mit dräuender Geberde dem Frechen zu.

Ah, auf der bleichen Stirne dieses Mannes lag eine Drohung. Er hatte ihn vorhin nicht beachtet; dieser Arbeiter war ihm ein Nichts gewesen, ein Sklave, den man übersieht, auf dessen Ergebenheit man gleichwohl rechnet, und nun stellte sich dieser zwischen ihn und sie, seine Würde anzweifelnd, ihn verdächtigend und an Vertrauenswürdigkeit sich selbst über ihn erhebend. Durfte er das wagen, durfte er es!?

Aber da kam ihm in blizartiger Empfindung die entsezliche Klarheit, daß der Priester, wenn er auch nur einen Augenblick vergißt, was ihm sein Orden und seine Kirche auferlegt, gerichtet ist.

Er hatte jedes persönliche Recht dahingegeben, er besaß nichts eigenes, er besaß nur die Ueberlegenheit seines Standes, und jenes Geheimnis, die Seelen zu beherrschen, beruhte einzig und allein auf jener höheren Macht, auf jener Unfehlbarkeit, die dieser Stand, der übrigen Menschheit zum Troz, sich selber zuerkannt. Wenn er nun fehlte, nicht heimlich mehr, nein offen, und wenn er auch nur mit einem Blick gegen sein Gelübde sich verging, konnte man ihn einem Verbrecher gleich achten, und dieser Arbeiter, dieser Knecht, der alles das durfte, was ihm verboten war, er hatte ein Recht, sich über ihn zu stellen. Wie das seinen Mannesstolz empörte und zugleich den pfäffischen Hochmut in ihm erregte: nein, dieser da sollte das Recht nicht haben. Verächtlich wandte er ihm den Rücken und mit der ihm anerzogenen Selbstbeherrschung neigte er vornehm sich Elsa entgegen.

„Sie stehen unter meinem Schuz, Komtesse, und Sie könnten nirgend sicherer sein. Von Zwang ist keine Rede, kann keine Rede sein."

„Nein", entgegnete sie in einem eben so vornehmen Ton wie er, „davor schüzt mich nach außen das Gesez, nach innen mein Wille."

„So ist es. Aber ich dächte, es wäre hohe Zeit, in das Pfarrhaus zurückzukehren, um Ihre Tante zu beruhigen."

„Sie haben recht.“ Sie ging auf Georg zu: „Ich danke Ihnen, Georg, leben Sie wohl. Hochwürden wird mich geleiten, mit dem nächsten Zuge fahre ich nach Wien zurück, aber ich werde wieder kommen.“ Sie reichte ihm die Hand, wie zur Bekräftigung ihres Versprechens; er berührte sie nur leicht.

Dann ging sie nach dem Tisch und nahm das Buch an sich, auf das Georg mit einem Blick hingewiesen. An der Türe trafen die sich Entfernenden mit der Mutter Hofer zusammen, die neugierig den Kopf hereingesteckt und so Mitzeuge eines Auftrittes wurde, von dem sie kein Wort verstand. Nur das eine Wort „Hochwürden“ hatte sie aufgeschnappt und sie sagte sich: Also doch ein geistlicher Herr, schau, schau, vom G'sicht tät er freilich blaßlich und geistlich genug ausschau'n, das tät stimmen, aber er hat keine hohen Stiefeln an, das ist der Fehler. Als aber jezt Cölestin an ihr vorbeikam, machte sie, troz dieses Fehlers, einen tiefen Knix vor ihm und haschte mit einiger Hastigkeit nach seiner Hand, um sie zu küssen. Aber der Pater entriß sie ihr und ging an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Er erreichte mit Elsa die Straße und schritt an ihrer Seite dahin, finster, verstört, vernichtet. Sie war die Freie, sie triumphirte, und er fühlte nur die entsezliche Abhängigkeit, in der er sich befand, die ganze Unnatürlichkeit seiner Knechtschaft.

In geistlicher Gemeinschaft hatte er die Macht gesucht und er hatte dafür seine Kraft, seinen Willen, sein süßestes Mannesrecht dahingegeben, und er mußte nun mehr als ein Mensch sein oder er sank unter den Menschen herab, zum Gespötte aller.

Georg stand an dem kleinen Fenster und sah ihnen nach.

Tausend Gedanken drängten sich in seinem Kopf, schwellten ihm die Brust, erstickten ihn fast.

Mutter Hofer brachte ihm die Suppe.

Sie war ganz fuchsteufelswild. Daß ihr der Pater keinen Segen gespendet, war für sie eine neue Kränkung, die sie ebenfalls dem Georg anrechnete. Wie hatte sich der Bub nur auch benommen, er hatte vor dem geistlichen Herrn gar keine Demut an den Tag gelegt, aber sie wollte ihm dafür jezt ihre Meinung sagen, und dies gehörig.

Als aber Georg jezt herbeikam und sich an den Tisch sezte, sah er so sonderbar ernst aus, daß sie sich nicht getraute, auch nur eines ihrer bösen Worte auf ihn loszulassen. Scheu und etwas bänglich sah sie von der Seite nach ihm hin.

Er schlang die Suppe mit Heißhunger hinab, aber er schien nicht zu wissen, was er aß. Und jezt griff er mechanisch nach dem Rucksack, den sie ihm schon gepackt, nahm Hut und Stock und ging aus dem Hause, ohne der Mutter die Hand gegeben zu haben.

Das hatte er bisher noch nie getan. Es war ein Tag der fortgesezten Kränkung für die gute Frau.

Er schritt allein in tiefen Gedanken versunken die Serpentine hinan. Er begegnete keinem Kameraden, sie waren alle schon vorangegangen.

Aber im Schlafsaale des Arbeitshauses traf er mit ihnen zusammen.

Sie standen in Reihen aufgepflanzt vor dem Kruzifix, das Gebet, das vor jedem Einfahren in den Stollen vorschriftsmäßig geleistet werden mußte, wurde laut gebetet.

‚Bete und arbeite', war hier oben die Devise, und beides unter strengster Disziplin.

Das Stadium der Entwicklung aber, in dem der Arbeiter Georg sich befand, die Stimmung, die er heute mitbrachte, wäre richtiger karakterisirt worden durch den Spruch: ‚Denke und ertrage!'

Dreizehntes Kapitel.

Und wieder war anhaltendes Regenwetter eingetreten. Die Regenmenge dieses Frühjahrs war ganz abnorm, und von allen Seiten liefen Berichte ein von Wassergefahr und Zerstörung.

Die Gräfin Dönhof befand sich auf ihrer Villa in Obergau, zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit verurteilt, in der übelsten Laune. Sie langweilte sich entsezlich.

Bei Hofe hatte man in lezter Stunde andere Dispositionen getroffen, es hieß, er werde erst in vier Wochen nach Solenbad übersiedeln, und so blieb auch der übrige Adel noch aus.

Auch ihre Schwägerin Marie, die mit Nanny ihren Besuch zugesagt, und die absichtlich diese Frühlingszeit gewählt, wo der Kurort noch keine Frequenz zeigte, war noch nicht gekommen.

Als nun auch am Nachmittag der Regen mit gleicher Regelmäßigkeit gegen die Fensterscheiben schlug, erreichte ihre Ungeduld und nervöse Gereiztheit den Höhepunkt.

Monate hindurch hatte die Bekehrung Elsas ihren Geist beschäftigt und ihr Herz erquickt, und welch anregender Verkehr, welch süße Vertraulichkeit war infolge dessen auch zwischen ihr und dem schönen Jesuitenpater entstanden; jezt war ihren gemeinschaftlichen Bemühungen in der lezten Stunde der Sieg entrissen worden. Sie hatte für das blonde Mädchen eine Neigung entstehen gefühlt von dem Augenblick an, wo sie glauben durfte, daß sie Einfluß auf dasselbe gewonnen, jezt haßte sie es, denn sie hatte mit Elsa zugleich auch Cölestin verloren.

Die beiden hatten sich getroffen und es hatte eine Erklärung zwischen ihnen stattgefunden, ehe sie zusammen in das Pfarrhaus zurückgekehrt waren. Aber er hatte ihr nichts davon mitgeteilt, als, daß alles vergeblich sei, daß man das Mädchen

aufgeben müsse. Er hatte ihr hierauf Elsa überlassen und war fortgegangen. Seitdem war eine Woche vergangen und sie hatte ihn nicht wiedergesehen. Wo weilte er denn? Warum hatte er ihr nicht wenigstens eine Zeile geschrieben? Zürnte er ihr? O, sie hatte weit eher Grund, ihn für die plötzliche Sinnesänderung Elsas verantwortlich zu machen; er hatte sie wohl durch eine Unvorsichtigkeit provozirt. Sie selbst hatte sich damals durch Elsas ganz verändertes Wesen einschüchtern lassen. Diese war sicher und bestimmt aufgetreten und hatte verlangt, sofort nach der Residenz zurückzukehren. Sie hatte sich gefügt, und so waren sie nur nach ihrer Villa in Obergau gekommen, um daselbst zu diniren. Mit ihnen fast gleichzeitig trafen auch Helene und Reinthal hier ein. Der Baron hatte die fluchtartige Abreise der Gräfin bedenklich gefunden, und er hatte Helene leicht überredet, selbst nach ihrem Schützling zu sehen. Die Gräfin fühlte sich nun diesem Liberalen gegenüber sehr beängstigt, sie bekam Furcht vor einem Eklat. So hatte sie es Elsa noch Dank wissen müssen, daß sie über all die Vorgänge im Pfarrhause Schweigen beobachtete, und sie selbst tat alles, um ihre Angabe glaubwürdig zu machen: Sie habe das junge Mädchen, das sich unwohl fühlte, nur mit sich genommen, um es in eine bessere Luft zu bringen und zu zerstreuen. Ja, sie hatte sogar den Vorschlag Reinthals und Helenens akzeptirt, der dahin ging, ehe sie zur Station fuhren, die Villa des Barons in Solenbad zu besuchen, sowie die daneben befindliche, etwas kleinere, welche Helene für diese Saison gemietet hatte.

Beide lagen an der Promenade, beide inmitten von Parks, und von Obergau aus waren sie nach halbstündiger Fahrt, die durch liebliche Auen ging, zu erreichen.

In der Villa Reinthals angekommen, hatte man alles in Bewegung gefunden, eine Anzahl Handwerker war hier beschäftigt, und auch ein Teil der Dienerschaft war bereits angelangt.

In seinen Jünglingsjahren hatte Reinthal stets einige Sommermonate hier zugebracht. Sein Vater hatte dies reizende Landhaus erbaut, aber er hatte es vergrößern und verschönern lassen. Nach seinem Roman mit Marie Lefebre, der sich in Solenbad abspielte, schien er durch Jahre die Lust für diesen

Aufenthalt verloren zu haben, ja, er vermied es absichtlich, in diese Gegend zu kommen.

Erst mit der zunehmenden Kränklichkeit seiner Gattin hatte er die Idee gefaßt, sie nach Solenbad zu schicken, und Ilona hatte hierauf einige Sommer hier verlebt und war auch hier gestorben. Darnach hatte sich der Baron nicht mehr hier sehen lassen. Suchte er trüben Erinnerungen zu entgehen? Jezt war der Befehl gekommen, alles für seinen Aufenthalt instand zu sezen. Die Zimmer, welche seine Gemahlin bewohnt hatte, sollten frisch tapezirt, teilweise auch neu möblirt werden; Doktor Lefebre sollte sie bewohnen. Reinthal inspizirte zusammt den Damen dies alles, erbat in einigen Dingen ihren Rat, und lud sie hierauf zu einem kleinen Mahl in den Salon. Er und Helene waren von der muntersten Laune; sie scherzten beide über die nahe Nachbarschaft, und Reinthal behauptete, man werde mit Hülfe eines Opernglases von den Fenstern der Villen aus miteinander kokettiren können. Dabei suchten seine Augen immer wieder denen Elsas zu begegnen. Und nun war es der Gräfin interessant zu bemerken, wie Elsa, obwohl sie sich heiter und lebhaft gab, doch den Baron mit Kälte behandelte und mit einem Geschick fern zu halten wußte, das sie in Erstaunen sezte.

Der Baron war es also nicht gewesen, der ihren Bekehrungsversuchen im Wege gestanden? Wer war es also? Hatten sie nicht zu vorschnell dies Mädchen wieder freigegeben? Sie bereute jezt ihre Nachgiebigkeit, sie schämte sich ihrer Schwäche, aber es war zu spät. Reinthal benuzte den nächsten Zug, um Helene und Elsa nach der Residenz zu geleiten. Die Gräfin fuhr allein in ihrem Wagen nach Obergau zurück. Heute, wo sie sich in ihrer Einsamkeit diese Vorgänge ins Gedächtnis zurückrief, irritirten sie sie aufs neue und in noch maßloserer Weise. Und er, auf den sie gerechnet hatte, der ihr seine Hilfe zugesagt, er, der ihr geistlicher Beirat geworden, er hatte sie in dem kritischesten Augenblick verlassen und war nicht wieder gekommen. Sie ging im Zimmer auf und nieder und wandte sich wohl auch einmal dem Fenster zu, aber der trübe graue Regenton, der auf allem lag, flößte ihr eine Art Ekel ein. Sie war eben sehr nervös, die gute Natalie, und sie konnte nicht einmal im Gebet Trost finden. Auch dazu fehlte ihr Cölestin.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und meldete den Pater Cölestin.

Die alte aber noch lebhaft fühlende Dame hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

Sie warf einen Blick in den Spiegel, und als sie sich überzeugt, daß der innere Grimm ihr weder eine Spizenrüche verknittert, noch ein Bändchen verschoben, und daß ihre Toilette die distinguirteste Nettigkeit zeigte, wandte sie sich der Türe zu, um dem Erwarteten einige Schritte entgegen zu gehen. Cölestin trat ein. Er reichte ihr die Hand, ohne etwas zu sagen. Sie sah ihn mit großen erschreckten Augen an, sie fand ihn sonderbar verändert. Seine Wangen waren eingefallen, und der starke bläuliche Schimmer, den der seit Tagen nicht rasirte Bart darauf verbreitete, ließ sein Gesicht geradezu blaß erscheinen, sein sonst sorgfältig geordneter Anzug hing lose und unordentlich an seiner Gestalt, die darunter hager erschien.

„Sie sind krank gewesen!“ und sie erfaßte in mitleidiger Teilnahme abermals seine Hand; sie war heiß und trocken. „Um Gotteswillen was ist Ihnen?“

Er hatte ein mattes geringschäziges Lächeln.

„Beunruhigen Sie Sich nicht, es ist nichts. Die Luft der Berge, die starke Bewegung hat mir so zugesezt.“

„Wo sind Sie denn gewesen?“

„Ich irrte in der Bergwildnis umher, über Schluchten und Eisfelder bin ich geklommen, und dann wieder nach den Hochtälern herabgestiegen; ich habe die Hochlandsnatur studirt und die Menschen, die da wohnen, da oben, so nahe dem Himmel — dem Himmel! O, ich bin um manche Erfahrung reicher geworden!“

Er lachte, es klang schneidend, bitter.

Sie nötigte ihn Plaz zu nehmen und sezte sich neben ihn. Er sah sich um.

„Ist sie fort?“ fragte er in einem Tone, der heiser, wie aus zusammengeschnürter Brust sich ihm entrang.

„Ja,“ sagte die Gräfin fast hart.

„Sie ist wieder zu Helene zurückgekehrt?“

„Natürlich, Sie haben sie ihr ja selbst ausgeliefert. Sie haben ja dazu geraten, sie aufzugeben.“

Sie wußte, daß sie ihm wehe tat, aber es war ihr eine Art Genugtuung, warum hatte er sie nicht besser gehütet.

Er biß die Zähne zusammen, seine Brust hob sich unter einem schweren Atemzuge. Nach einer Pause begann er leiser und häufig stockend:

„Haben Sie es nicht bemerkt — als wir — damals zurückkamen — sie trug einen Gegenstand in ihr Tuch gewickelt in der Hand — sie hatte ihn aus der Hütte des Arbeiters mitgenommen — erinnern Sie Sich doch!"

Die Gräfin nickte. Ja ja, sie erinnerte sich jezt, es war ihr aufgefallen, und ihre Neugierde war gewachsen, als sie zu bemerken glaubte, daß Elsa diesen Gegenstand zu verbergen, ihrer Beachtung zu entziehen versuchte. Sie hatte ihn in ihren Reisemantel gesteckt, aber die Kammerjungfer war die Indiskrete gewesen und hatte der Gräfin verraten, daß dieser Gegenstand ein Buch war, eine Broschüre, ganz neu, noch nicht einmal aufgeschnitten.

„Es ist richtig!" rief er, und er sprang auf in heftiger Bewegung und durchschritt das Zimmer, unter den aufstürmenden Gedanken nach Fassung ringend. Jezt blieb er vor der Gräfin stehen, die in ihre Causeuse gelehnt, verwundert und etwas bänglich, jeder seiner Bewegungen gefolgt war.

„Von wem war das Buch?" fragte er streng.

„Ich weiß es nicht."

„Sie haben nicht weiter geforscht?"

„Nein."

„Sie haben also diesem Umstande keine Bedeutung beigelegt, gar keine?"

Sie sah ihn mit ungewisser Miene an, halb ärgerlich, halb erstaunt. „Mein Gott, nein."

„Ach, ja ja, man ist blind, man ist taub, man sieht nichts; man scheint keine Ahnung zu haben von der Trostlosigkeit unserer Zustände, von ihrer Gefahr; wohin treiben wir, o mein Gott!"

„Ich verstehe Sie nicht."

Er lachte wieder, es klang nur noch gereizter.

„Ein Arbeiter war es, nicht wahr, ein Arbeiter; nicht etwa einer, der zu dem bereits verdorbenen Proletariate der Städte

gehört, nein, ein Gebirgsbewohner, der in dieser Oede sein Leben zugebracht, ein einfacher schlichter Bursche, und der ist im Besitz einer Broschüre, die soeben die Presse verlassen. Also wir finden schon die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes unter der ländlichen Bevölkerung verbreitet, die moderne Literatur, oder gar die moderne Wissenschaft in der Hütte der Armen, die ihren lezten Groschen, den sie sich vom Munde abgedarbt, dafür hingegeben. O, dies erklärt mir vieles, es erklärt mir alles!" Er faßte mit beiden Händen nach seinem Kopfe, als müsse er ihn sichern vor allzu schwindelnden Eindrücken. „Wissen Sie, Gräfin, was ich in diesen Bergen erfahren habe!? Daß diese Aermsten, diese Ausgestoßenen, daß unsere Legionen, Gräfin, auf die wir bisher am festesten vertraut haben, daß auch sie schon angesteckt sind von der Verderbnis, wankend im Glauben, von der Strömung erfaßt, die sie vorwärts reißt, unaufhaltsam!" Er sah sie mit trockenen geröteten Augen an, in denen ein unheimliches Feuer glühte. „Gräfin, da oben in jener Bergwildnis, da habe ich darüber gewütet und ich habe darüber geweint, heiße blutige Tränen habe ich um die Menschheit geweint und um mich selbst!"

Wie innerlich gebrochen ließ er sich in den Stuhl sinken.

Die Gräfin führte ihr Taschentuch gegen die Augen.

„Gott wird die Sünder züchtigen mit ewiger Verdammnis," lispelte sie, als ob sie ihm und sich selbst damit etwas recht Trostreiches gesagt hätte.

Um seine Lippen zuckte wieder jenes Lächeln unsäglicher Verachtung, er stüzte den Kopf schwer in die Hand und schloß die Augen. Und wieder reihten sich ihm Gedanken an Gedanken, Bilder an Bilder. Und wieder stand das blonde Mädchen vor ihm, schöner in ihrem Widerstande noch und begehrenswerter: „Ihre Vorstellungen sind nicht die meinen, Ihr Geist bewegt mich nicht," hatte sie gesagt. Ah, er wollte erfahren, was ihr den Geist bewegte. In welchem Verhältnis stand sie zu jenem Arbeiter? Sie hatte ein Buch von ihm genommen, deutete das nicht auf eine geistige Verbindung? — Er wollte für all die sich ihm aufdrängenden Vermutungen Gewißheit!

„Befehlen Sie den Wagen," sagte er, indem er sich erhob.

„Wollen Sie zur Bahn?"

„Ich will Sie bitten, mit mir eine Spazierfahrt zu unternehmen."

„Bei diesem Wetter, und wohin?"

„Nach Amsee."

„Sie scherzen."

„Es wäre vielleicht anzunehmen, daß bei dem Arbeiter Georg Hofer — ich weiß jezt seinen Namen — noch ein zweites Exemplar jener unaufgeschnittenen Broschüre zu finden wäre. Was ich über den Burschen vernommen, rechtfertigt diese Voraussezung."

Es bedurfte keiner weiteren Pression auf die Gräfin; all ihre Neugierde war geweckt und all der Eifer, einer Sache auf den Grund zu kommen, die mit Elsa in Verbindung stand. Zwei Stunden später hielt ihr Wagen vor dem felsengewölbten Tor, durch das man in den Ort Amsee gelangte.

Natalie und Cölestin verließen den Wagen, dem Kutscher die Weisung hinterlassend, sie hier zu erwarten.

Sie schritten, troz des noch immer herniederrieselnden Regens, der Niederung entgegen, die Lahn genannt.

Jezt klopften sie an die Tür der Hofer. Diese öffnete ihnen selbst.

Die Gräfin erzählte, sie sei von Solenbad herübergekommen, um die Kirche und die eigentümliche Anlage des Ortes zu besichtigen; nun am Ende desselben angelangt, bitte sie um die Erlaubnis, sich hier einen Moment ausruhen zu dürfen, ehe sie den Rückweg antrete. Und Cölestin fügte in seiner liebenswürdigen Weise hinzu, die Frau und ihr Hauswesen habe ihm, als er vor acht Tagen hier war, einen so günstigen Eindruck gemacht, daß er die Frau Gräfin in kein anderes Haus führen wollte als in dieses.

Die Hofer wußte vor Ueberraschung und Verwunderung erst gar nicht, wie sie sich zu geben habe.

Sie hatte noch nie mit einer Gräfin gesprochen, und jezt war eine solche in ihre niedere Hütte eingetreten und tat gar nicht stolz, guckte vielmehr so recht freundlich und vertraulich nach allen Seiten herum, und war auch nicht prächtig anzusehen. Sie trug keine schönen Kleider, wie sie sich's bei einer Gräfin immer vorgestellt; einen ganz simplen Regenrock, und auf dem

schwarzen Hut nicht einmal eine Feder. Und der gute hochwürdige Herr, mit dem der Georg neulich so wenig Umstände gemacht hatte, er hatte es ihr also nicht nachgetragen und ihr nun solche Ehre erwiesen. Sie fühlte sich ganz gerührt, und ihre Verlegenheit begann zu schwinden. Dazu kam noch das befriedigende Bewußtsein, daß sie soeben gescheuert und rein gemacht hatte. Sie konnte ihre Stube sehen lassen. Das Bett war frisch überzogen, das Duzend Milchlöffel, das sie noch aus der Zeit, wo sie Almerin war, aufbewahrte, war sauber geputzt und glänzte von dem dunklen Holzgestell hernieder; an der Leine vor dem großen Kachelofen, die Sommer und Winter hier angemacht war, hingen zwei soeben gewaschene Hemden, Georgs Sonntagshemden, und nahebei standen seine neuen hohen Juchtenstiefel, die sie mit Fett geschmiert hatte. Diese Stiefel waren ihr Stolz, der Triumph jahrelanger Sparsamkeit, solcher gab's nicht viele in Amsee, und die Gräfin konnte es an diesen Stiefeln gleich sehen, daß sie zu ordentlichen Leuten gekommen war.

Aber die Gräfin brachte für diese Dinge, die der Hofer ein so gehobenes Bewußtsein verliehen, eine ganz andere Anschauung mit. Die feuchte Luft der niederen Stube, in der die Diele noch nicht völlig aufgetrocknet war, der Geruch der Wäsche und Betten, dieser Geruch der armen Leute, der durch die Juchten ein noch schärferes Aroma erhielt, erregte ihr den heftigsten Widerwillen.

Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Nase und wendete sich hilfesuchend nach Cölestin um.

Dieser starrte, nichts um sich beachtend, auf einen Fleck; hier war sie gestanden mit dem schönen, in Begeisterung glühenden Antliz, hier hatte sie ihm das Wort zugeschleudert, daß sie alles trenne.

Eine Woche war erst seitdem vergangen, es dünkte ihn eine Ewigkeit des Schmerzes.

Die Hofer hatte zwei Stühle dicht neben einander hingestellt und bat nun die Herrschaften Plaz zu nehmen.

Cölestins strenger Blick wies die Gräfin an, der Einladung zu folgen. Sie sah es wohl, er bestand auf seinem Vorhaben unter allen Umständen, und so tat sie denn das Einzige, was ihr in diesem Falle übrig blieb, sie trat ans Fenster und machte es

auf, dann zog sie ihren Stuhl nahe bei und setzte sich in Gottes Namen darauf nieder.

Cölestin befragte jetzt die Hofer in milder, teilnehmender Weise um ihre Verhältnisse. Als Priester hatte er das Recht, sich in das innerste Leben der Familie zu drängen; er fragte nach Georg, und ob er wieder im Salzwerk arbeite.

„Natürlich, Hochwürden, jeden Montag geht er hinauf, und am Freitag wieder herunter, die ganze Woche bin ich armes Mutterl allein.“

„Ihr könnt Euch doch am Sonntag seiner erfreuen und mit ihm die Kirche besuchen.“

„Das wär' schon recht, wenn — wenn nur —“

Die Hofer machte ein einfältig verlegenes Gesicht.

„Ihr habt doch gewiß als Mutter Eure Pflicht gethan und den Sohn fromm und christlich erzogen,“ fragte die Gräfin.

„O mein Gott, schon wie! Wie er noch ein winziges Bübel war, hat er schon müssen in die Kirchen gehen, ob er wollen hat oder nicht, und zur Beicht' hab' ich ihn auch fleißig ang'halten, und sein Katechismus hat der Georg auf's Und hersagen können, aber jetzt — no; Sie wissen's Euer Gnaden vielleicht auch, was das für eine Mod' bei den Männern ist: 's Kirchengehen und 's Beten haben's ganz uns Weibsbildern allein überlassen. Unsereins könnt' sich schier mattbeten, um unserm Herrgott das Nötigste nur zu leisten. Und ich gar, ich hab's in die Füß, ich kann keine Prozession mehr mitmachen — aus is! Aber ich laß halt dafür hie und da eine Meff' lesen.“

„Jeder wird dereinst für sein eigenes Tun und Lassen sich zu verantworten haben,“ ermahnte Cölestin und hierauf, in drängender innerer Ungeduld, direkt auf sein Ziel losgehend: „Versucht es doch wenigstens, ihn zum Lesen guter und gottesfürchtiger Bücher anzuhalten. Ihr habt doch solche Bücher?“ Seine Augen wandten sich fragend dem Schrank zu, hinter dem er diese vermuten konnte.

„O mein — Bücher haben wir g'nug, aber ob's gottesfürchtig sind? — Ich vermein', die seind's nicht, die ihm der alte Ketzer vermacht hat, der —“ sie stockte, „ich weiß halt nicht, wie Hochwürden von ihm denken, weil's mit seiner Fräulein Tochter bekannt sind.“

„Ihr Instinkt hat Sie sicher geleitet," rief die Gräfin dazwischen, „es kann ihm kein Segen kommen von dieser Seite."

„Aber noch weit gefährlicher wirken die neuen Bücher, die man jezt allenthalben unter den Arbeitern zu verbreiten sucht, wißt Ihr — jene ganz neuen — die auch ihm unlängst zugekommen sind."

„Aus is!" rief sie, und schlug in Ueberraschung und Schreck die Hände zusammen, „Hochwürden wissen davon!"

„Diese enthalten das schlimmste, das gefährlichste Gift für Ihren Sohn."

„Ja ja, was ich halt immer gesagt hab', die sakrischen Bücher! Deshalb hat er auch gar so heimlich damit getan, und hat sie vor mir versteckt g'halten."

„Sie befinden sich also nicht in jenem Schranke?"

„G'wiß nicht, — aber so was — ich hab' mir's gleich denkt, denn — denn —"

„Erleichtert Euer Gewissen, gute Frau," sagte der Pater mit erheuchelter Sanftmut, indes er in ungeduldiger Pein die Fingernägel in die geballte Hand drückte.

Die Hofer holte tief aus zu dem Bekenntnis: „Sehn's, die Truhen dort am Fenster, in der er sein Sacherl hat, ist immer offen g'standen, mein Gott, er hat nicht viel drin, und seinen Bergrock nimmt ihm keiner — plözlich war's zugesperrt. Und von da an hat er den Schlüssel immer bei sich tragen, sogar bei der Nacht, ich hab ihm nicht drauf kommen können; aber die Neugier hat mich nöt g'ring peinigt, und ich hab' mir g'sagt, was der Bua vor seiner leiblichen Mutter so verstecken tut, das kann nichts Gutes sein — und da —"

„Habt Ihr die Truhe erbrochen!"

„Das hätt' ich mir nöt traut', niemals nöt, und —" ihr Gesicht nahm einen ungemein verschmizten Ausdruck an, „da wär' mir der Georg halt auch gleich drauf kommen. Na, das hab ich nöt tan, aber ich hab' alle Schlüssel zusamm'g'sucht, die ich nur hab' finden können, und hab' so lang probirt, bis einer paßt hat und da — no und da ist halt die Truhen gleich offen g'west."

„Euch hat die beste Absicht geleitet, und so ist kein Unrecht dabei."

„Ich küß 'd Hand Hochwürden, es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie so reden."

„Ich will auch jede weitere Verantwortung übernehmen, aber zeigt mir die Bücher."

„Sie müssen es tun," fügte die Gräfin hinzu, „als Mutter haben Sie die Pflicht, nicht nur das leibliche, sondern auch das geistliche Wohl Ihres Sohnes zu überwachen und alles Schädliche hintan zu halten."

Die Hofer holte den Schlüssel. Sie sperrte auf und schlug den Deckel zurück.

Cölestin und die Gräfin waren herzugetreten, erwartungsvoll beugten sie sich vor, der Pater in fiebernder Spannung.

Die Hofer war niedergekniet. Behutsam legte sie den tuchenen Bergmannsrock bei Seite, das Galakleid ihres Sohnes und die Sonntagsweste, und stöberte hierauf hastiger unter den noch darin befindlichen Gegenständen herum, dann rief sie: „Aus is, die Bücher sind weg!" Cölestin beugte sich hernieder und wühlte nun seinerseits in der Truhe. Er hatte sich bald überzeugt, daß die Frau recht hatte.

„Und Ihr habt es deutlich gesehen, daß er hier Bücher verwahrt gehabt?" Troz der gewohnten Selbstbeherrschung verriet sich die mächtige Erregung in seiner Stimme.

„Bei meiner armen Seel', Hochwürden," versicherte die Hofer, „ich hab' sie selber in der Hand g'habt."

„Und es waren ihrer mehrere?"

„Wohl so a Stück a zehn."

„Von gleichem Aussehen?"

„Ganz gleich, eins wie's andere."

„Und die Aufschrift, der Titel?"

„Ich kann schon lesen, aber das nöt, was da drauf g'standen ist; und einwendig konnt' man grad nur von unten ein bisserl die Nasen 'neinstecken; o ich glaub's schon, daß das die verbotenen Bücher waren, die von allen Seiten zupickt sind, weil man's halt nöt offen und ehrlich lesen darf."

„Er hat sie weiter verbreitet," murmelte Cölestin zwischen den Zähnen, „er ist straffällig." Und dann zur Gräfin: „Sie sehen, alle meine Vermutungen haben sich bestätigt, aber wir sind zu spät gekommen."

„Wir werden wenigstens bis an's Ende gehen," entgegnete sie entschlossen, und ihr Gesicht hierauf wieder in die freundlichsten Falten legend: „Liebe Frau, ich wünsche sehr die Erbschaft kennen zu lernen, die Herr Marr Ihrem Sohne vermacht hat.

Die Hofer sah etwas beängstigt aus.

„Ich wollt, er hätt's mit sich in's Grab g'nommen; der Georg hat sich g'wiß nix Gutes daraus herausg'lesen und doch halt' er so viel drauf, und darum weiß ich halt nicht —"

Aber die Gräfin fragte nicht weiter um Erlaubnis, sie hatte den Bücherschrank geöffnet und ging sofort daran ihn zu durchsuchen, um ihre brennende Neugier zu befriedigen. Sie riß die Bücher heraus, sah selbst nach den Titeln und Autoren, oder gab sie zur Prüfung an Cölestin.

„Goethe — Lessing!" riefen sie, und sie sahen sich an, ganz verduzt.

„Und hier Schiller!"

„Börne!" Die Indignation der Gräfin steigerte sich noch, als ihr jezt Mignets Geschichte der französischen Revolution und Rousseaus Gesellschaftsvertrag, mit seinen Reden und Bekenntnissen zusammengebunden, in die Hände fiel.

Cölestin warf hastig eine alte Encyclopädie aus dem Jahre 40 bei Seite, um zu sehen, was dahinter aufgestellt war.

So wuchs ihre Gier und ihr feindseliges Interesse an diesem Studium. Hier gewannen sie einen Einblick in das Seelenleben eines Individuums, das in der Gesellschaft einen so niedern Rang einnahm, so tief unter dem ihrigen, und das sich nun vermaß, in seinem geistigen Bedürfen sich auf gleiche Höhe mit ihnen zu stellen.

„Und hat Ihr Sohn diese Bücher häufig in die Hand genommen," fragte sie erhizt von der Arbeit und ihrem Eifer.

„Nur jeden Sonntag hat er drin g'lesen, aber dann schon gleich von früh bis abends."

„Arbeiterlesebuch," las jezt die Gräfin, völlig aufatmend, doch endlich auf etwas harmloses zu stoßen, aber schon im nächsten Augenblick stieß sie einen Schrei des Entsezens aus, „von Lassalle!" und als hätte sie Feuer berührt, schleuderte sie das Heftchen, das diesen Titel trug, weit von sich.

Cölestin hatte ein dickleibiges Werk aufgeschlagen, er starrte

darauf und es zitterte in seinen Händen. Es war Darwins „Entstehung der Arten".

„Darwin," murmelte er, und seine Augen überflogen die Zeilen, die wie glühende Lettern ihm entgegenbrannten. „Darwin! hier ist der Schlüssel zu allem. Das ist das neue Evangelium, das sie uns entfremdet, das alles untergräbt, was bisher als Offenbarung die Welt erklärt und uns in ihr. — Ihre Vorstellungen sind nicht die meinen, hat sie gesagt; sie hat Recht, es sind total veränderte. Sie haben eine andere Poesie, einen andern Idealismus, eine andere Begeisterung — sie entgöttern alles und sezen an deren Stelle ein unerbittliches Naturgesez, die Notwendigkeit. Es ist ein furchtbares, ein äzendes Gift in alledem, das weiter frißt, weiter, weiter!" Aufstöhnend griff er nach seinem Herzen, als wäre auch ihm bereits etwas von diesem Gifte eingeimpft, als säße es ihm im Blute und alles Wehren sei vergeblich, denn auch er war untertan diesem Naturgesez.

„Darwin!" schrie jezt laut die Gräfin, die einen zweiten Band erwischt, und sie schleuderte auch ihn zu Boden, um beide Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. „Und das hat Marr verschuldet, dieser Elende, dieser Volksverführer, o, daran erkenne ich ihn, nicht genug, daß er sein eigenes Kind, seine Tochter in der Gottlosigkeit erzogen hat, er suchte auch diesen Arbeiter zu verderben."

Cölestin lachte höhnisch und bitter auf, seinen innern Qualen gleichsam Luft machend.

„Meinen Sie, dieser Fall stehe vereinzelt?! Haha, ich sagte es Ihnen ja doch, es ist alles, alles von diesem neuen Geist erfüllt, die Reichen, die Armen, die Menschen in den Städten, die Menschen in den Bergen, da oben, hoch oben, sie haben dieses Buch nicht gelesen, sie kennen seinen Verfasser nicht einmal dem Namen nach, und sie folgern in ähnlicher Weise und möchten sich alles erklären können — erklären! Hahaha! So schreitet die Verderbnis immer weiter, von allen Seiten drängt sie heran, wir übersehen sie nicht mehr, wir können ihrer nicht mehr Herr werden, o, es ist wie ein Fluidum, ein geheimnisvolles Etwas, das die Welt durchdringt!"

„Sie übertreiben," sagte die Gräfin, mit all dem angebornen Hochmut, der die feindlichen Kräfte gering schäzt. „Es gilt nur

dafür zu sorgen, daß diese giftige Saat noch rechtzeitig erstickt werde, und wir werden dafür sorgen. Ich selbst werde an maßgebender Stelle berichten, was ich in diesem Erdenwinkel, im Hause der Armut angetroffen habe."

Die beiden entfernten sich. Die alte Hoferin aber stand händeringend vor dem geleerten Bücherschrank und überblickte ratlos in heller Verzweiflung die wirr durch einander geworfenen Bücher.

„Aus is! so a Wirtschaft, und da verlassens mich! Mein Lebtag bring ich das nicht allein in Ordnung. Mein Gott, mein Gott, wenn's nur keine Bücher auf der Welt gäb — ich stell g'wiß alles verkehrt hinein!"

Als die Gräfin am Arme Cölestins die felsige Straße dieses armen Ortes dahinschritt, sah sie ungemein belebt aus und ihre Augen blizten.

Jezt war ihr in ihrer Unbeschäftigtheit eine Aufgabe zugefallen, die, da sie ihr gegensäzliche Bestrebungen vernichten sollte, sie für eine fromme und heilsame erachtete; aber sie fühlte, daß sie zugleich ihrem Hasse Genüge leisten, und für all die Unbill, die sie von Elsa erfahren, sich werde rächen können.

Ἀ ω β ί ν ξ ν ω β ς ω Π ί [illegible].
! ω Ἀ. [illegible]. [illegible]. ν. β γ ι ν [illegible] [illegible].

i.e. [illegible]. [illegible] [illegible],

[illegible]

Πξωβατες Ξενομαχιε

Kautsky, M.

Die Alten und die Neuen Roman von M. Kautsky

Bd.: 1

1885